Hartl
Mitius

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Odysseus im Salon.

[illegible]

[illegible]

Odysseus im Salon.

Roman

von

[Philomena] Hartl-Mitius.

Mit sechs Portraits.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1890.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Wir saßen in einem behaglich ausgestatteten Herrenzimmer — mein Freund Tettenborn und ich. Draußen heulte ein häßlicher Aequinoctialsturm um das Schloß und versuchte an den uralten Quadersteinen zu rütteln, die für sein knabenhaftes Beginnen jedoch nur ein finsteres Lächeln hatten. Er raste deshalb seine Wut im Parke aus und entriß den ehrwürdigen Bäumen den letzten Rest rötlich gelber Blätter.

Es war noch früh am Nachmittag, kaum vier Uhr, und doch ging schon ein leises Dämmern über Flur und Wald, dem die dunkle Ausstattung des Gemaches noch Vorschub leistete. Im Kamin glühte ein mächtiger Holzblock und mein Freund Tettenborn stocherte mit der Feuerzange daran herum, ohne den Riesen zum Wanken zu bringen. Feine Wölkchen blauen Tabakduftes zogen über uns hin, ich lag auf türkischen Kissen und sah den blauen Ringeln nach, bis sie sich in nebelhafte Fernen verloren. Kein Wort wurde zwischen uns gewechselt. Das Heulen des Windes und die wachsende Dämmerung

hatten eine gewisse traumhafte Stimmung um uns her verbreitet, der wir beide erlagen. Endlich raffte ich mich auf und griff nach einem Photographiealbum, das auf einem niederen Tischchen zwischen Büchern und Zeitungen hervorlugte; die Bewegung machte Freund Tettenborn aufsehen, im nächsten Augenblick lag die Feuerzange im Kamin, der Graf stand neben mir und hielt das zierliche Plüschalbum in der Hand: „Wie kommst Du zu dem Buche?“

„Hier lag es, neben anderen Büchern.“

„Hier? Ganz offen hier auf dem Tisch? Unbegreiflich, eine Vergeßlichkeit, deren ich mich selbst anklagen muß. Du entschuldigst, Lieber!“

„Bitte!“ sagte ich ziemlich kühl. Er nahm das mysteriöse Buch und schloß es weg.

Offen gestanden, ich war in einer ärgerlichen Stimmung. Tettenborns Benehmen verletzte mich. Wenn man Geheimnisse hat, läßt man sie nicht auf Tischen und Schränken herumliegen, um den harmlosen Beschauer dann wie einen Dieb zu überfallen. Warum hatte er überhaupt Geheimnisse vor mir? Seitdem er von seinen Reisen zurückgekehrt war und das Majorat angetreten hatte, schloß ich mich ihm als Freund und Gutsnachbar in einer Weise an, die brüderlich genannt werden konnte. Ich war es, der ihm die holde Braut am Altar zuführte, ich stand als Pate an der Wiege seines Erstgeborenen, ich wurde in tausend Dingen um Rat gefragt und betrachtete mich gewissermassen als Mitglied dieser

liebenswürdigen Familie — da plötzlich, als ich meine Hand nach einem gewissen Album ausstrecke, sagt man mir: „Halt da! Weg mit der Pfote! Du sollst Deine Nase nicht in alles stecken!"

Ja, ich war verstimmt, und ich verbarg meine üble Laune nicht. Eine Einladung zum Diner schlug ich aus, und ohne nur einen schicklichen Vorwand zu suchen, empfahl ich mich bald nachher und jagte auf meinem Braunen landeinwärts, meiner Behausung zu. Auch vermied ich es einige Zeit, mich in Tettenbornhouse sehen zu lassen, als ich eines Tages ein Briefchen folgenden Inhalts empfing:

„Lieber!

„Du zürnst mir und nicht ganz mit Unrecht. Was Du neulich in Händen hieltest, es war die Geschichte meines Lebens, niemand hat noch darin geblättert, als — eine, und da ich Dich so unvermittelt daran rühren sah, trieb mich eine innere Scheu, Dir das Buch zu entreißen. Ich hatte unrecht. Komm, wir wollen Freunde bleiben!

Dein Walter."

Noch in derselben Stunde ließ ich den Braunen satteln und lag bald nachher in den Armen des Grafen, der mich empfing, als käme ich von den Südsee-Inseln. Von unserem Zwist war gar nicht mehr die Rede. Wir dinirten en petit comité, machten hernach einen

fröhlichen Ritt durch die Ebene und saßen abends wieder im traulichen tête-à-tête in dem bekannten Herrenzimmer des Schlosses. Da war es, wo der Graf sich feierlich erhob, das geheimnisvolle Album aus seinem Verschluß hervorholte und es, ohne ein Wort zu reden, vor mich hinlegte. Ich wollte ablehnen, aber ich sah, daß ich ihn jetzt empfindlich verletzte, wenn ich sein Vertrauen zurückwies.

Da ich noch zögerte, schlug er selbst das Deckelblatt auf und präsentirte mir das erste Bild: ein Köpfchen von unendlichem Liebreiz, die blonden Flechten sittsam aufgesteckt, ein Augenaufschlag, der an das werdende Gretchen gemahnte, das Näschen fein geschwungen, Hals und Schultern eine zarte, reine Schönheitslinie, alles noch knospend, nur angedeutet, — ich sah Tettenborn fragend an.

„Ein Kind!“ sagte ich, um nur etwas zu sprechen, und er wiederholte mit seinem sonnigsten Lächeln:

„Ja wohl, damals war sie noch ein Kind! Auf diesem Blatte steht das erste Kapitel meines Lebens, der Mai, die Zeit der süßen Thorheiten. Dieses blonde Kind ist — Klarissa, meine erste Liebe.“

Ich blätterte weiter: Ein zweites, anziehendes Mädchengesicht! Ich weiß nicht, ob das Original schön genannt werden durfte, pikant war es jedenfalls. Ein niedliches Lockenköpfchen, überragt von einem modischen Riesenhute, und darunter zwei Augen, die mit solcher Drolerie aus der Umrahmung hervorguckten, als mache

sich die kleine Spitzbübin selbst über ihre Modethorheit lustig. In einer Ecke des Bildes stand, von ungelenken Fingerchen gekritzelt und nicht ohne einige böse orthographische Fehler:

«A quoi bon des serments?
Ma preuve est en moi-même,
Pour savoir si je mens,
Quand je dis que je t'aime.

Fais donc ce que tu dois
Et ce que je mérite!
Ma vie est dans tes doigts
Comme une marguerite.»

„Marguerite — so hieß sie," sagte der Graf.

„Eine Errungenschaft Deiner Pariser Studentenzeit?"

„So ist es. Eine fröhliche Gefährtin, unfähig zu lügen, ein herzensgutes Ding, und wie sie mich liebte!"

«Ma vie est dans tes doigts
Comme une marguerite!»

wiederholte ich. „Was hast Du aus diesem Margueritchen gemacht?"

Tettenborn zuckte die Achseln.

„Was macht man mit all den Blumen, die der Lenz bringt?"

„Weggeworfen! Armes Kind! Und ihre Augen lachten so vergnügt in die Welt!"

Der Graf seufzte, ich blätterte um.

„Ah! Madame Lydia Barroff! J'ai l'honneur, Madame,“ sagte er, auf das Bild weisend.

Ich sah in schöne, stolze Züge, in dunkle Augen mit mächtig geschwungenen Brauen. Madame Lydia war unzweifelhaft bedeutend älter als ihre beiden Vorgängerinnen, aber sie konnte den Kampf mit ihnen aufnehmen.

„Sapristi, das Weib ist schön,“ murmelte ich.

„Das will ich meinen,“ rief der Graf. „Eine Schönheit ersten Ranges. Ganz Scheveningen lag der Gefeierten zu Füßen und sie bevorzugte mich, den Glücklichen. Aber sie hatte die Prätension, mich heiraten zu wollen — ein anderes Bild, lieber Freund!“

Ich schlug die Seite um — da sahen mich zwei ungewöhnlich große Augen an, feurig und kindlich zugleich, ein ganz seltsamer Blick. Das Köpfchen war zierlich auffrisirt und mit einem spanischen Kämmchen besteckt.

„Das ist Manuela Granja,“ erklärte der Graf, „damals Tänzerin der großen Oper zu Berlin. Unsere Bekanntschaft datirt aus meiner Einjährigenzeit und ich war verliebt, verliebt — zum steten Aerger meines Feldwebels. Zum Glück war die Dame klüger als ich, denn — doch das sollst Du später erfahren. Wie gefällt sie Dir?“

„Ausnehmend,“ erwiderte ich, das schlanke Persönchen betrachtend, das wie vom Tanz ermüdet in einem Stuhle lag und sich mit dem Fächer Kühlung zuzuwehen schien.

„Hübsch und elegant, eine wahrhaft aristokratische Erscheinung!“

Er lächelte vergnügt und wisperte mir einige Worte ins Ohr.

„Nicht möglich,“ sagte ich.

„Du wirst Dich überzeugen. Wir können sie ja diesen Winter in ihrer reizenden Behausung aufsuchen.“

„Und Deine Frau?“

„O, die geht mit! Ja, weißt Du denn nicht, daß ich das vernünftigste Frauchen von der Welt habe? Doch komm zum Ende!“

Ich blätterte abermals um: wie eine Illustration aus „Tausend und eine Nacht“ lag es vor mir — die Scheherasade in ihren seidenen golddurchwirkten Gewändern. Hier waren Jugend und Schönheit vereint, und doch mußte die Grazie preisgekrönt werden. In meinem Innern regte sich der Dämon des Neides, als ich so den Harem meines Freundes Tettenborn besichtigte, und ich wollte ihm eben eine diesbezügliche scherzhafte Bemerkung machen, doch ich erschrak über sein Aussehen. Er war bleich geworden und seine Augen glänzten wie von heimlich vergossenen Thränen.

Ich drückte ihm die Hand.

„Sind wir hier an einem traurigen Kapitel Deines Lebens?“

Er nickte.

„Du sollst alles erfahren. — Zu Ende, zu Ende!“ rief er aufgeregt, und ich schlug die letzte Seite auf.

„Ist es möglich — die Gräfin?“ rief ich verwundert, auf das letzte Bild im Buche starrend. „Höre, Walter, das Unternehmen ist gewagt! Jede andere Frau als die Gräfin —“

„Würde darüber hochmütig das Näschen rümpfen und es als eine Beleidigung ansehen, so sans façon unter den Freundinnen des Mannes zu figuriren, — zugegeben. Jede andere Frau ist aber zum Glück nicht meine Frau, das sagte ich Dir ja schon, und darum, mag ihr eine oder die andere im Album an Schönheit über sein, an wahrer Herzensgüte und scharfem Verstande kommt ihr keine gleich. Sie weiß es, daß ein Mann nicht heiratet, ohne gelebt zu haben, aber sie weiß auch, daß ich mich nicht wegwerfen konnte, und daß all diese Mädchenblumen, wie Du sie im Buche findest, wohl der Beachtung wert sind. Der Mann nimmt mit der Reife auch den großen Kampf ums Dasein auf, er tritt in die Welt, er geht auf Reisen, der Verkehr mit dem Ewig-Weiblichen ist ihm Bedürfnis. Jeder Mann hat eine Reihe von Verhältnissen hinter sich, wenn er in die Ehe tritt, doch die Frau will gewöhnlich nichts davon wissen, sie möchte alle Erinnerungen aus dem Leben ihres Mannes streichen, und zu diesem Zwecke macht sie es wie der Vogel Strauß, der seinen Kopf, um nicht gesehen zu werden, unter die Flügel steckt, sie verbietet ihrem Manne, davon zu reden, als ob sie ihm damit auch das Denken verbieten könnte! Sie nimmt vom Herzen ihres Mannes Besitz wie ein Usurpator und begnügt sich damit, alle Vorgängerinnen

im Reiche gründlich zu verachten. Arme, thörichte Frauen! Sie werden ihrem Manne dadurch nicht liebenswerter. Meine Frau im Gegenteil nährt meine Erinnerungen, sie macht mich unaufhörlich plaudern, sie kennt meine Freundinnen so gut wie ich, und was mir an jenen gefiel, hat sie sich zu eigen gemacht. So sind die Vorzüge einer ganzen Schar reizender Gestalten in ihr vereint und auf diese Art habe ich an ihr eine entzückende Geliebte, die wohl weiß, daß sie keine Erinnerung zu fürchten hat. Welche Mühe hat sie sich nur gegeben, die kleine Marguerite Valtamier aufzufinden, denn sie ist die einzige, über deren jetziges Geschick ich im unklaren bin, und der Gräfin hätte es große Freude gemacht, ihre Lage zu verbessern."

„Ja, Du bist ein beneidenswerter Mensch," sagte ich seufzend, indem ich dem Freunde das Album zurückgab. „Das also nennst Du den Roman Deines Lebens?"

„Gewiß, die Frauen machen unsere Geschichte. Wenn ich die Frauen kenne, mit denen der Mann verkehrte, so kenne ich den Mann selbst, und wie es neuerdings Mode wird, bei jedem Unrecht, das in der Welt vorgeht, zu fragen: ‚Où est la femme?‘, so frage ich, wenn mich ein Mensch zu interessiren beginnt: ‚Où sont les femmes?‘ Du sollst meine Geschichte hören, lieber Freund." Er stand auf und stellte ein Kästchen russischer Cigarretten auf den Tisch. „Rüste Dich, die Nacht auf diesem Diwan zuzubringen, denn mit meinen Erinnerungen geht es mir wie Goethes Zauberlehrling mit seinen Beschwörungen:

ich fand das richtige Wörtchen, die Geister zu rufen, aber ich weiß nicht mehr, sie zu bannen, und so wappne Dich denn mit Geduld und höre mich an. Ich teile meine Geschichte in sechs Abschnitte und gebe jedem den Namen einer der Frauen, die nacheinander meinen Lebenspfad kreuzten. Das erste Kapitel also heißt: „Klarissa“.

Klarissa.

Meiner Eltern erinnere ich mich kaum, sie starben, als ich noch in dem glücklichen Alter war, das für solche Schmerzen kein Verständnis hat. Mein Oheim Johannes, Reichsgraf und Majoratsherr auf Tettenborn, nahm mich zu sich. und sorgte für mich in väterlicher Weise. Dennoch machte sich mir das Fehlen der Mutter bald in empfindlicher Weise bemerkbar. Ich war ein weichlicher, träumerischer Knabe, der lieber mit einem Buche stundenlang still saß, als sich draußen in Wald und Feld herumzutummeln, und das war meinem Onkel Johannes ein Dorn im Auge.

Die weibliche Bedienung im Schlosse verwöhnte mich ob meines rosigen Gesichtes, meine Gouvernante schwärmte geradezu für mich, und die natürliche Folge war, daß ich sie anbetete. Selbstverständlich konnte dieser Zustand nicht lange dauern.

„Der Junge hängt mir zu viel an Ihren Röcken, Mademoiselle,“ sagte ihr mein Onkel eines Tages, „auf diese Weise wird er in Ewigkeit kein Mann!“

Am andern Morgen sah ich meine gute Doris unter heißen Thränen ihre Koffer packen, und ein häßlicher, unbeholfener Mensch zog ins Schloß, den mir der Graf als künftigen Mentor präsentirte. Das sollte nun ein Ersatz sein für meine graziöse, liebenswürdige Gouvernante, die mich stets wie einen Prinzen behandelte — dieser blatternarbige, langaufgeschossene Mensch, der überall anstieß, auf dem Parketboden ausglitt und der, wenn er nicht gerade Hut und Schirm in der Hand hielt, absolut nicht wußte, was er mit seinen Händen anfangen sollte. Bei unserer ersten Begegnung lachte ich ihm ins Gesicht, er wurde rot wie ein Mädchen und gab damit schon alle Herrschaft über mich aus der Hand. Man kann sich vorstellen, welche Mühe er hatte, mir die ersten Begriffe von mensa einzutrichtern. Bei Doris hatte ich spielend gelernt, das Französische perlte mir nur so von der Lippe, und dieses verdammte Lateinisch wollte mir nicht in den Kopf! Ich war überzeugt, daß daran nur der Lehrer schuld sein konnte, und ich gab ihm meine Abneigung auf jede nur mögliche Weise zu erkennen. Zuweilen entfloh ich ihm, und er suchte mich voll Angst stundenlang, während ich wie ein kleiner Kobold hinter einem Schrank saß und seinem grotesken Treiben lachend zusah. Onkel Johannes verzog keine Miene, wenn man ihm von diesen kleinen Bosheiten seines Neffen und künftigen Erben berichtete, das waren Kindereien, mit denen der Hofmeister fertig werden mußte. Aber was er mir absolut nicht verzeihen konnte, war meine Teilnahmslosigkeit für seinen Marstall

und meine Schwärmerei für Lektüre, woraus er einfach folgerte: „Aus einem Bücherwurm wird nie ein Kavalier."

„Sei nicht so zahm, Bursche," sagte er mir unablässig, und: „Der Junge hat kein Blut in den Adern," klagte er seinen Freunden, wenn sie sich nach meiner kleinen Person erkundigten.

Da geschah eines Tages etwas, das meinen Onkel überzeugen mußte, daß mir dennoch Blut durch die Adern rollte, und zwar wildes, Tettenbornsches Blut! Den Bauernburschen im Dorfe war bekannt, auf welch kriegerischem Fuße ich mit meinem Magister lebte, und da ich, feines Kerlchen, den schmutzigen Buben gewaltig imponirte, so haßten sie naturgemäß meinen Widersacher.

Eines Tages kam ich eben aus dem Schlosse und wollte an den Wirtschaftsgebäuden vorüber dem Garten zu, ein Messer in den Händen, das ich mitnahm, um mir ein paar Rosen abzuschneiden, als ich von dem Hofe her, der sich an den Ställen hinzieht, laute Hilferufe vernahm. Ich eile dorthin und erblicke — meinen Hofmeister in einer Grube voll schwarzen, schlammigen Wassers, aus dem er sich vergebens herauszuarbeiten suchte, und in einiger Entfernung, hinter den Gebäuden versteckt, die lachenden Buben, die dem kurzsichtigen Menschen durch das Losmachen einiger Bretter die Falle gestellt. Sobald sie mich erblickten, winkten sie mir verständnisinnig zu und kicherten und freuten sich ob des gelungenen Schabernacks. Da ergriff mich eine namenlose Wut! Was? Mich, den Erben von Tettenborn, wollten sie zum

Mitschuldigen ihrer bösen Streiche machen? Ob ich das Opfer liebte oder nicht, was kümmerte es die schmutzigen Bengels, ich konnte mir allein Gerechtigkeit verschaffen, und auf solche Art hätte ich es nie gethan. Welche Brutalität, einen schwachen Menschen hinterlistig ins Verderben zu locken! Außerdem war dieser Mann Angestellter des gräflichen Hauses, mithin für jene eine Respektsperson. Ich fühlte mich in meinem Hofmeister beleidigt, ein unsagbarer Zorn erhob sich in mir gegen die Canaille, ich überfiel jene Burschen wie ein Raubtier und hieb mit meinem Messer besinnungslos auf sie ein. Durch ihr mörderisches Geschrei wurden Knechte herbeigerufen, die meinen Mentor aus seiner mißlichen Lage befreiten und mich wieder zur Besinnung brachten. Noch schäumend vor Wut und totkrank trugen sie mich ins Schloß, wo ich sechs Wochen zu Bette liegen mußte, zugleich mit meinem Lehrer, der sich durch die Erkältung in seinem unfreiwilligen Bade ein böses Fieber zuzog. Man legte uns in ein gemeinschaftliches Krankenzimmer, vermutlich um Arzt und Pflegern ihre Aufgabe zu erleichtern, und hier war es, wo sich nach und nach freundschaftliche Beziehungen zwischen Lehrer und Zögling anbahnten. Herr Doderich, so hieß der Edle, konnte es mir nicht vergessen, wie feurig ich seine Partei ergriff, und mir hätte der Geniestreich jener dummen Jungen hinlänglich die Augen geöffnet.

Meinen Onkel aber hatte ich mir mit dieser Gewaltthat vollständig erobert. Ich war also doch nicht so ganz der zahme Junge, für den er mich hielt, es floß warmes

Blut in meinen Adern, der junge Leu in meiner Brust hatte bis jetzt nur geschlafen. Er zahlte mit Vergnügen das Schmerzensgeld, das ihn die verschiedenen Verwundungen kosteten, die ich verursachte, zum Glück keine bedeutenden, denn die Bengels waren samt und sonders früher auf den Beinen als ich.

Das Verhältnis zwischen mir und meinem Hofmeister ward von jenem Tage an ein eigentümliches. Mit dem Respekt war es natürlich ganz vorbei, aber dafür regte sich in mir ein anderes Gefühl — das Mitleid. Ich empfand inniges Bedauern für den Mann, der so viel wußte und dabei doch so hilflos war, daß er dem ersten dummen Bauernjungen zum Opfer fiel. Ich liebte ihn jetzt ebenso sehr, als ich ihn früher haßte, freilich liebte ich ihn auf meine Weise, wie der Starke den Schwachen liebt, er war mein Geschöpf, meine Sache, und wehe dem Unvorsichtigen, der sich erlaubt hätte, in meiner Gegenwart über den Magister zu lächeln.

Die neuerwachte Zuneigung zum Lehrer war denn auch das „Sesam“, das dem Schüler die Pforten der Wissenschaft erschloß. Ich wollte lernen und darum lernte ich. Es war ein spartanisch einfaches Leben, das wir damals führten, Onkel Johannes, mein Hofmeister und ich. Der Vormittag gehörte den Studien, nach Tisch machte ich mit Freund Doderich einen Spaziergang in den Wald, wobei es dieser ausgezeichnet verstand, mir Interesse für Botanik und Mineralogie einzuflößen, oder ich ritt mit Onkel Johannes durch mein künftiges

Territorium und hörte dabei Vorlesungen über die Pflichten, welche ein Majorat dem also bevorzugten Sterblichen auferlege. Abends wurde ein wenig musizirt, das heißt, ich begleitete Doderichs Violinspiel auf dem Klavier, oder ich sang ein Lied, das „Stein erweichen, Menschen rasend machen kann", denn meine unentwickelte Knabenstimme schrillte damals vom höchsten Diskant unvermittelt in den tiefsten Baß. Der Hofmeister war dabei eifrig bemüht, mir alle Liebeslieder fern zu halten. Der Gute, er hätte sie unbesorgt von mir martern lassen dürfen, denn Mademoiselle Doris war vergessen und mit ihr alle Erinnerungen an rauschende Schleppen und veilchenduftende Taschentücher, an wogende Busen und zarte Schmeichelnamen — das Weib hatte vorläufig keinen Raum in meiner Phantasie. Zuweilen, wenn der Onkel auf das Kapitel standesgemäßer Heiraten kam — denn er versäumte nicht, den Knaben frühzeitig auf diese erste und ernste Pflicht des Majoratsherrn aufmerksam zu machen — da dachte ich mir, daß ein solches Erbe doch recht viel Unangenehmes im Gefolge habe, und ich wünschte mir, mein Leben in keiner andern Umgebung zubringen zu dürfen, als mit Onkel Johannes und Herrn Doderich.

So wurde ich zehn Jahre alt und der Magister begleitete mich an das Gymnasium nach Dresden.

Auch dort führte ich meine asketische Lebensweise weiter. Der Hofmeister wurde mit mir bei einem Professor einlogirt und war in der Stadt wie früher auf Tettenborn mein steter Begleiter. Rein und unerfahren,

wie ich die Heimat verlassen hatte, kam ich jedes Jahr in den großen Herbstferien nach Hause.

Besonders vergnügt war ich natürlich mit der Abiturientenmütze auf dem Kopf und dem Maturitätszeugnis in der Tasche. Ich hatte den Abschiedskommers meiner Mitschüler, natürlich in Gesellschaft meines Hofmeisters, mitgemacht, der ungewohnte Biergenuß, das Singen und die von schäumender Jugendlust triefenden Reden hatten ein ungekanntes, sinnraubendes Gefühl in mir erweckt. Zum erstenmal empfand ich die Gegenwart meines Mentors wie eine Fessel. Der Teufel auch! All diese lustigen Bursche um mich her waren ohne Begleitung, konnten thun und lassen, was ihnen beliebte, und ich — der künftige Majoratsherr — mußte zu Bette gehen, wenn es mein Magister für gut fand! Die Mannesehre fühlte sich in mir verletzt, der Tettenbornsche Löwe regte sich wieder einmal.

Ich sprang auf den Tisch und hielt eine begeisternde Rede über die Bedeutung der toga virilis, begeisternd, so schien es mir, denn meine Kommilitonen erhoben ein Gebrüll und Geklatsche, wie ich es nie gehört hatte. Was ich sprach, wurde mir selbst nicht klar. Herr Doderich erzählte mir am andern Morgen entsetzt, ich habe Aufruhr gepredigt, Revolution den Lehrern, Rebellion den Gesetzen, und wenn er mich nicht vom Tische herunter und nach Hause gezogen hätte, wer weiß, ob ich jetzt nicht in sicherem Gewahrsam säße, ich, der künftige Herr auf Tettenborn, anstatt daß ich den Wagen besteigen könne,

den Onkel Johannes geschickt, um mich in die wohlverdienten Ferien heimzuholen.

Etwas bleich, aber vollständig ernüchtert bestieg ich den bekannten Landauer. So schön die Fahrt auch ist, an Weinbergen und Kornfeldern vorüber, immer den gesegneten Ufern der Elbe entlang, ich glaubte heute, sie solle kein Ende nehmen, denn mich schmerzte jedes Steinchen am Wege, über das der Wagen rollte — ich hatte einen ganz abscheulichen Katzenjammer. Eine halbe Stunde vom Schloß ließ ich halten, um zu Fuß zu gehen, der Magister jedoch zog es vor, heimzufahren. Ich beeilte mich just nicht. Die sanfte Herbstluft that mir wohl, das rote Mützchen trug ich in der Hand und ließ die Locken im Winde flattern. Ab und zu blieb ich stehen, um Farnkraut und weiße Glocken zu pflücken, auch ein paar Heckenröslein kamen mir in den Weg, die meinen Strauß verschönern durften. Die Hände voll Blumen, die Mütze geschmückt mit grünem Laub, kam ich vor dem Schlosse an.

Ein Triumphbogen von Tannenreisig wölbte sich über dem Portale, doch kein Mensch zeigte sich, mich zu bewillkommnen. Die Diener hatten den Landauer in die Remise gezogen und waren mit den Pferden und dem Abladen der Koffer beschäftigt, und Onkel Johannes erwartete mich vielleicht nicht so bald, nachdem der Magister ohne mich angefahren kam.

Ich schritt durch den Hofraum dem Garten zu, da gewahrte ich denn etwas höchst Seltsames. Herr Doderich, mein Hofmeister, kauerte hinter einem Gebüsch

auf der Erde, die Zweige mit beiden Händen zur Seite biegend, daß sie ihm freie Durchsicht gewährten. Was er dort sah, mußte etwas ganz Ungewöhnliches sein, denn tiefe Röte bedeckte sein Gesicht, das halb Neugier, halb Scheu, halb Behagen ausdrückte. Lautlos schlich ich mich näher, um gleichfalls zu sehen. Er war in den Anblick, der sich ihm bot, so vertieft, daß er mich nicht einmal kommen hörte, obwohl die Blätter unter meinen Füßen raschelten. Was er, zur Erde gekauert, sah und was ich jetzt, hinter ihm stehend, noch viel bequemer sehen konnte, war denn auch merkwürdig genug, so merkwürdig, daß ich, zur Bildsäule erstarrt, auf meinem Platze stehen blieb: Zwischen zwei mächtigen Bäumen war eine Hängematte angebracht und in dem zierlichen Netze schaukelte ein Mädchen. Ein Mädchen? War es wirklich ein solches? Vielleicht ein Schmetterling, eine Libelle, die der Südwind aus tropischen Gegenden zu uns gebracht? Nein, nein, es war ein Menschenkind — aber was für eines, ich hatte nie etwas so Schönes gesehen. Blond und rosig lag es in dem Flechtwerk, eingehüllt mit einer Wolke von Gaze und Spitzen. Die Augen waren geschlossen, vielleicht schlief sie! Ja gewiß, sie mußte schlafen, und ein lieblicher Traum umgaukelte sie, denn ihre Lippen lächelten! Ein rotes Buch, in dem sie vorher gelesen haben mochte, lag auf dem Rasen, ebenso ihr blumengeschmückter Strohhut. Das linke Füßchen hatte sich aus dem Netze befreit und strebte gleichfalls zur Erde, durch seine Bewegung die gestickten Falbeln etwas zurückschiebend und einen seidenen

Strumpf sehen lassend, durch den das rosige Fleisch schimmerte. Ah! Ein langgedehnter Seufzer kam von meinen Lippen und machte Herrn Doderich aufschauen. Als er mich, seinen Zögling, erblickte, errötete er neuerdings. Ich aber, wie von einer plötzlichen Eingebung beseelt, schleuderte meinen Blumenstrauß mit wohlgezieltem Wurfe auf die Schläferin, und ohne die Wirkung des Geschosses abzuwarten, riß ich meinen Lehrer vom Boden auf und zog ihn mit mir durch die Laubgänge.

„Wer ist sie? Wie kommt sie hieher?“ Doch Herr Doderich wußte so wenig wie ich, er hatte meinen Onkel, den ein leichtes Unwohlsein im Zimmer hielt, noch gar nicht gesprochen.

Bald nachher befand ich mich in den Armen des Grafen, der mich mit ungeheuchelter Freude willkommen hieß. Stolz präsentirte ich ihm mein Abgangszeugnis. Er versprach mir zur Belohnung das schönste Reitpferd, das ich in den Ställen fände. Meine hochgewachsene Figur imponirte ihm gewaltig, er fand mich gerade im letzten Jahre sehr zu meinem Vorteil verändert, doch beklagte er mein blasses Aussehen, das der Herr Magister mit Ueberanstrengung beim Studiren entschuldigte. Ich dachte an meinen Katzenjammer und schämte mich. „Nun sollst Du Dich aber erholen, mein Sohn,“ sagte der Graf. „In den Ferien darfst Du mir keines Deiner verdammten Bücher anrühren.“

Als ich mich schon empfehlen wollte, rief er mich auf der Schwelle noch einmal zurück.

„Noch eins, Walter; ich vergaß, Dir zu sagen, daß wir einen Gast im Schlosse haben.“

„Einen Gast?“ Ich machte die unschuldigste Miene von der Welt; mein Hofmeister, den ich daraufhin ansah, ebenfalls.

„Ja, Klarissa, Deine Cousine.“

„Die kleine Klarissa?“ Ich war starr.

Das war Klarissa, die vor ihrem Eintritt ins Pensionat zuweilen auf Besuch gekommen war, mit der ich mich nie vertragen konnte? Die kleine Hexe, die ich kurzweg die Kröte nannte! Was doch diese Mädchen für wunderbare Geschöpfe sind! Wenige Jahre verwandelten die Kröte zum schillernden Schmetterling. Ich mußte ein ziemlich albernes Gesicht geschnitten haben, in dem mein Onkel etwas wie Mißmut las, denn er sagte gleichsam tröstend:

„Ich weiß, ihr konntet euch nie leiden, aber vertragt euch mir zu liebe. Die Kleine ist ja nun auch älter und verständiger geworden und außerdem bleibt sie nicht lange hier; vier Wochen höchstens, dann kehrt sie in ihr Pensionat zurück. Sie bat so dringend, mich besuchen zu dürfen, ich konnte es ihr nicht gut versagen. Wie Du weißt, ist sie Doppelwaise, ich bin ihr Vormund und außerdem habe ich meine Bestimmungen zu einer standesgemäßen Heirat für sie getroffen, auf welche ich Klarissa doch persönlich vorbereiten wollte.“

Ich versicherte, es bedürfe keiner Erklärung, Cousine Klarissas Besuch sei mir nicht im mindesten unangenehm,

ich würde ihr gewiß keinen Anlaß zum Streiten geben. Damit war die Sache erledigt und ich sollte meine schöne Cousine erst beim Diner wiedersehen. Mit Herzklopfen harrte ich der Stunde entgegen. Mehr als einmal trat ich vor den Spiegel und fragte mich, ob meine lang aufgeschossene Figur vor den Augen Klarissas auch Gnade finden würde. Ich verwandte besondere Sorgfalt auf meine Hände und zupfte an dem ersten Flaum, der meiner Oberlippe entsproßte, den Versuch machend, ob sich kein Schnurrbärtchen daraus drehen lasse. Vergebliche Mühe! Ich glaube, ich riß mir im Uebereifer die paar Härchen, die ich mein nannte, noch völlig aus.

Endlich rief mich die Tischglocke in den Speisesaal — ich war der erste am Platz. Nach mir kam der Verwalter, dann der Inspektor und der Förster, Leute, die täglich an unserem Tische speisten, bald darauf mein Magister, Herr Doderich, — ich gewahrte mit Erstaunen, daß auch er besondere Sorgfalt auf seine Toilette verwendet hatte — und zum Schluß mein Onkel, die Cousine am Arme führend, gefolgt von einer korpulenten Dame, die sich als Klarissas Gouvernante entpuppte.

Mir schlug das Herz bis zum Halse, als der blonden Fee mein Name genannt wurde.

„Ah, Cousin Walter!“ sagte sie und stellte sich auf die Zehenspitzen, um mich verwandtschaftlich auf den Mund zu küssen. Ich dummer Kerl wurde rot und wandte mich ab. Da zogen mich ihre reizenden Händchen an den Ohren zu sich herunter.

„Sieh, sieh! Unsere junge Dame hat die Kinderzeit nicht vergessen!“ sagte mein Onkel. Alles lachte, Klarissa erzählte von unseren kindischen Streitereien und schien nicht übel Lust zu haben, die alte Fehde fortzusetzen, denn sie schlug fortwährend einen neckenden Ton gegen mich an, auf den ich nichts zu erwidern wußte. Ich muß mich bei jenem Mittagessen entsetzlich blöde benommen haben.

Die Cousine saß mir gegenüber und plauderte unaufhörlich in ihrer süßen Weise von der Pension, von den Freundinnen, die sie zurückgelassen, von ihren Lieblingsliedern und der hübschen Volière, die ihr der Onkel geschenkt, zuweilen machte sie eine Pause, um einzuschalten: „Wie meinst Du, Walter? Sagtest Du etwas?“ Aber der dumme Walter errötete bis unter die Haarwurzeln und stotterte nur verlegene Worte. O, wie dumm, wie furchtbar blöde benahm ich mich damals! Ich ärgerte mich im stillen und gab mir selbst alle möglichen Schmeichelnamen — umsonst, ich konnte mich nicht aufraffen. Die blonde Circe hatte mich verzaubert, als vollständiger Esel saß ich ihrer rosigen Majestät gegenüber und ließ traurig die Ohren hängen. Dabei konnte ich Betrachtungen anstellen über den Unterschied, der zwischen einem Mädchen von sechzehn und einem jungen Manne von neunzehn Jahren besteht: Klarissa war eine vollständige Dame, die sich, ohne im geringsten kokett zu sein, doch der Allmacht des Weibes bewußt schien, und ich, der um drei Jahre Aeltere, zeigte mich neben ihr wie ein dummer Junge. Um

meine Blödigkeit so viel wie möglich zu verbergen, simulirte ich einen wahren Heißhunger. Ich aß alles, was auf den Tisch kam, und von allem solche Quantitäten, daß ich zum Sprechen unmöglich Zeit gehabt hätte und mich der Blick meiner Cousine manchmal ganz besorgt streifte. Daß ich aber durch meinen ungeheuren Appetit den Augen der Schönen liebenswerter erschien, bezweifle ich.

Sie selbst aß wie ein Vögelchen und nippte nur vom Weine, dabei plauderte sie munter fort. Alles, was ich mir von unserer damaligen einseitigen Konversation merkte, war die Beschreibung ihres Zimmerchens in ihrem Pensionate zu Vevey. Sie malte das so niedlich aus, das Ganze machte mir einen fabelhaft hübschen Eindruck, ich konnte mir fortan die blonde Cousine nicht anders denken als mit diesem Hintergrunde von Meißner Porzellan, so ähnlich beschrieb sie mir nämlich den Stoff, der in langen Falten die Wände bekleide, die Gardinen, das Himmelbett, die Fauteuils, alles weiß mit blauen Blümchen, wie ein großes Kaffeeservice.

Nach Tisch schlug sie mir vor, Mozartsche Sonaten à quatre mains zu spielen; der Onkel setzte sich mit dem Magister ans Schachbrett und die Gouvernante arbeitete an irgend einer Penelopestickerei. Klarissa war mit einem Eifer bei der Sache, daß ihre Wänglein hochrot wurden und ihre Augen sich nicht einmal vom Notenhefte hoben. Meine Blicke jedoch wanderten von den dreigestrichenen b und c immer wieder zu ihrer schlanken, jungfräulichen Gestalt und liebkosten das blonde Haargeflecht, das ihr

Köpfchen wie eine Krone umgab. Je nachdem sie einen Accord besonders stark anschlug, zitterten die Löckchen im Nacken wie die Kornähren im Winde — das sah hübsch aus! So oft nun ein Forte in Sicht war, schielte ich von den Noten weg nach ihrem Halse und griff dabei regelmäßig eine falsche Note. Klarissa klopfte mich dafür auf die Finger, und das machte mir so viel Vergnügen, daß ich schließlich mehr falsche als richtige Töne anschlug, bis der Onkel erklärte, unser Klavierspiel mache ihn am Ende noch schachmatt, wir möchten doch lieber einen Spaziergang unternehmen.

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Ich versprach, die Cousine nach den Stallungen zu führen, sie sollte mir beim Aussuchen des versprochenen Reitpferdes helfen; die Kleine klatschte vor Vergnügen fröhlich in die Hände. Sie holte ihren Strohhut herbei, den ich als alten Bekannten begrüßen konnte, und streifte lange weißseidene Handschuhe über die Fingerchen. Zu meinem nicht geringen Entsetzen holte auch die Gouvernante, eine biedere Schweizerin, ihren Gartenhut und griff gleichfalls nach den Mousquetaires. Ich machte schließlich gute Miene zum bösen Spiel und ließ mir den weiblichen Schutzmann gefallen.

Onkels Marstall war weit und breit berühmt. Außer den nötigen Zugpferden, Percherons reinster Rasse, hatte er noch etwa ein Dutzend Wagen- und Reitpferde, darunter auserlesene Tiere. Die Wahl wurde mir schwer, Klarissa schien von allen gleich entzückt; einmal riet sie

zu dem, einmal zu jenem. Ich ließ mir vom Reitknecht die Tiere vorführen und ritt sie dann vor den bewundernden Augen der Cousine in allen Gangarten. Endlich etwas, womit ich ihr imponiren konnte — ich war nicht wenig stolz darauf! Wir entschieden uns für einen Rappen, ein leichtes, elegantes Tier mit feinen Füßen. Was uns aber eigentlich bestimmte, uns zu seinen Gunsten zu entscheiden, war der Umstand, daß Klarissa behauptete, das Pferd habe vor ihr wie zum Gruße sein Knie gebeugt. Einem so geistreichen Tiere, einem so hervorragenden Kenner des weiblich Schönen mußte natürlich der Preis zuerkannt werden. Im Weiterwandeln durch die Alleen berieten wir einen neuen Namen, denn selbstverständlich sollte der Rappe umgetauft werden, er hieß „Lancaster“, — was bedeutete mir Lancaster? Was gingen mich die alten Engländer mit ihren alten Streitigkeiten an? Das Tier war mir wert, da es vor den schönen Augen der Cousine Gnade fand, ich bat ihr kluges Köpfchen um einen recht süßen Namen. „Englisch ist nicht übel,“ sagte sie. „Ein englischer Name klingt gut und ist außerdem für Pferde sehr modern,“ — ich beugte mich ihrer reichen sechzehnjährigen Erfahrung — „doch Du hast recht, Walter, Lancaster heißt nichts. Weißt Du was, nenne ihn ‚Sweet-heart‘! Wir haben in der Pension ein kleines Schoßhündchen, das so gerufen wird. Klingt es nicht lieb, wenn man sagt: ‚Komm, Sweetheart, mein süßes Herz?‘“

Obwohl nur von einem Hunde und einem Pferde

die Rede war, überrieselte mich doch der Kosename, von ihren Lippen ausgesprochen, mit allen Schauern der Seligkeit. Wie beneidete ich das Hündchen, den Rappen, was hätte ich nicht gethan, um jenen gleichgestellt zu werden!

Die alte Schweizerin mochte ahnen, daß ich die süße Bezeichnung zur Hälfte für mich in Empfang nahm, denn sie versuchte unser Gespräch von diesem Gegenstande abzuziehen. Doch Klarissa ließ sich nicht irre machen. Sie vertraute mir, es sei ihr höchster Wunsch, reiten zu lernen, und sie wolle den Onkel nächstens um die Erlaubnis hiezu bitten; ich stellte mich natürlich als Lehrmeister zur Verfügung.

„Aber nein, grand Dieu, da könnte ich Sie ja nicht begleiten!“ rief die Gouvernante, und Klarissa antwortete übermütig:

„Wissen Sie was, besteigen Sie doch Ihren flügellahmen Pegasus!“

Ich versprach der Schweizerin, sie zur Entschädigung in meiner Ponyequipage spazieren zu fahren, und schwor mir im stillen, Klarissa müsse reiten lernen, und wenn die Hölle dagegen aufstände, gerade weil sie dabei von der Gouvernante nicht begleitet werden könne.

Als wir ins Schloß zurückkamen, erwartete uns der Graf schon am Fuße der großen Freitreppe und lud uns ein, mit ihm eine Fahrt in die Umgegend zu machen — wer war glücklicher als ich! Besonders als der Onkel den kleinen Korbwagen befahl, von dem ich wußte, daß er weder für den Magister noch für die alte Schweizerin

Raum bot! Der Graf kutschirte, ich saß mit Klarissa eng zusammengedrängt auf kleinem Sitze, hinter uns hockte der Groom mit gekreuzten Armen, ein winziges Kerlchen, das ich zu allen Teufeln wünschte! Und doch — welche Seligkeit bot jene Fahrt!

O Freund, wenn ich so des Tages gedenke, wo mir zum erstenmal die siegreiche Schönheit des Weibes gegenüber trat, dann werden mir die Augen feucht vor innerer Bewegung. Wie reizend ist die erste Liebe! Ein Lüftchen, das mit Rosenblättern tändelt!

Ich saß neben der Geliebten in namenlosem Entzücken, ohne Wunsch, ohne Verlangen, zufrieden, ihr silberhelles Lachen zu hören und ihrem kindlichen Geplauder zu lauschen. Es ist ein Seelenzustand, der in seiner Reinheit nur nach Tagen zählt und der nie im Leben wiederkehrt. Und wenn wir später auch wiederholt Liebe fühlen, und wenn die Auserwählte das hingebendste Weib von der Welt wäre, und wenn unsere Beziehungen die reinsten und edelsten, wir können nicht wieder fühlen wie damals, wir selbst haben uns verändert, wir sind älter geworden und die Berührung mit der Welt hat den Schmelz von unseren Schmetterlingsflügeln gestreift, die Sinne sind erwacht, in unser Gefühl mischt sich die Leidenschaft und der alles zersetzende Verstand — wie himmelweit verschieden ist die Liebe des Mannes von der des Jünglings!

Wir fuhren durch lachende Gegenden, Klarissa genoß die Landschaft mit der naiven Freude eines Naturkindes. Sie hielt sich keinen Augenblick still. Bald erhob

sie sich, den Grafen um einen Berg, um eine Ruine zu befragen, bald schlugen ihre Füßchen den Takt zu einem kleinen Volksliede, das ihr eben einfiel, ich litt auf meinem Platze alle Qualen einer heimlichen Neigung. Einmal streifte mich ihr Schleier, ein anderesmal schlug mir eine heftige Bewegung ihre blonde Haarflechte ins Gesicht, dann wieder setzte sie unbewußt ihren Fuß auf den meinen — ich zog mich wie eine Schnecke scheu in mich selbst zurück, um das süße Geschöpfchen nicht zu erschrecken, und wenn ich mich umdrehte und das vergnügt grinsende Gesicht des kleinen Bob gewahrte, überkam mich eine namenlose Wut. Was hatte ich vor ihm voraus, wenn auch er die Liebliche mit seinen Blicken verschlingen konnte! Ich hatte Lust, ihn niederzuschlagen, wie damals jene Bauernburschen.

So verging der Tag. Wir kamen gerade noch recht zum Souper, dann wurde wieder musizirt, ein bißchen vorgelesen, um zehn Uhr empfahlen sich die Damen, um zur Ruhe zu gehen, und mich litt es keine Minute länger im Salon. Wie ein Trunkener schwankte ich in mein Schlafzimmer. „Ich liebe! Großer Gott, ich liebe!“ sagte ich hundertmal vor mich hin. Dann setzte ich mich in eine Sofaecke, das Gesicht in die Hände vergraben und vergegenwärtigte mir die holden Züge meiner Königin. Sie mußte mein werden, das stand in mir fest, mein Weib, die künftige Herrin des Schlosses. Was faseln doch die Dichter vom Jammerthal der Erde, wenn es solche Seligkeiten gab! Ich sah Klarissa als mein eigen,

an meine Schulter gelehnt, durch die Räume des Hauses wandeln, ich dachte an ihren Kuß — nur flüchtig hatten mich ihre Lippen berührt, ein feiner Duft wie von weißen Rosen umschmeichelte dabei meine Sinne. Heute mittag hatte ich mich in knabenhafter Scheu abgewandt, jetzt sehnte ich mich nach diesem Kusse, eine namenlose Unruhe ergriff mich. Daß ich in diesem Zustande nicht schlafen konnte, wußte ich, und so beschloß ich denn, abermals in den Garten zu gehen, die Plätze aufzusuchen, wo sie heute mit mir geweilt, und all den blühenden Unsinn zu treiben, wovon einem mit neunzehn Jahren noch Herz und Kopf voll steckt.

Im Schloß war alles schon zur Ruhe gegangen, nur hinter den Spitzengardinen von Klarissas Schlafzimmer schimmerte es noch hell. Ich stand wohl eine halbe Stunde lang unter ihrem Fenster und brachte ihrer Schönheit in Gedanken manche Serenade — wohlweislich nur in Gedanken, und das war hübsch von mir. Wenn sie von dieser Zartheit eine Ahnung gehabt hätte! Endlich kam der Mond und beleuchtete den freien Kiesplatz vor dem Hause. Einer von uns war hier überflüssig, der Mond oder ich. Da er keine Anstalten machte, zu weichen, so mußte ich gehen. Ich rannte wie ein Verrückter durch den Garten, die großen Alleen hinauf und hinab, ihren Namen flüsternd, das Kirschenbäumchen umarmend, an dessen Stamm sie heute mittag gelehnt, die Erde küssend, in die ihr Füßchen geheimnisvolle Zeichen schrieb. O, wer sie mir gedeutet hätte, die rätselhaften Linien!

Es waren keine Buchstaben, es waren Kreise, die ineinander liefen, mit denen die Zauberin mein Herz umgarnte, Hieroglyphen, mit deren Deutung ich mein Gehirn zermarterte, von denen vielleicht mein künftiges Glück abhing. Ich bin überzeugt, bei den Ausgrabungen in Pompeji ist über keiner rätselhaften Inschrift ähnlich gegrübelt worden, wie es hier geschah, da ein neunzehnjähriger Thor die Linien verfolgte, die ein mutwilliger Kinderfuß gegraben. Endlich, nach langem Deuten, glaubte ich den Schlüssel gefunden zu haben: die Kreise bedeuteten ein vielfach verschlungenes W; das war der Anfangsbuchstabe meines Namens und das Ganze hieß: „Walter, ich liebe Dich!" Wenn es den Gestirnen möglich wäre, Aeußerungen von Beifall oder Mißfallen zu geben, wahrlich, der Mond hätte in diesem Augenblick ein Gelächter aufschlagen müssen, daß die Erde davon erzitterte.

Nun war es klar, sie liebte mich, die Himmlische! Nach einem abermaligen Dauerlauf durch die Alleen trat ich wieder auf den mondbeschienenen Platz vor dem Schlosse. Da — täuschte ich mich nicht? Ihr Fenster öffnete sich, eine weiße Gestalt beugte sich heraus, ein Schleier flatterte im Winde! Ich sah die Züge der Geliebten, vom Mondlicht verklärt, sah, wie sie ihr Auge zu den Sternen hob, hörte einen tiefgefühlten Seufzer. Ihr Götter, so konnte auch sie keine Ruhe finden! Ich entdeckte hierin eine zweite Bestätigung ihrer Liebe und floh.

Andern Tages erzählte mir die Cousine ganz vergnügt, sie habe wie ein junger Dachs geschlafen und sei nur

ein einzigesmal erwacht, als es ihrer Gouvernante einfiel, mitten in der Nacht das Fenster zu öffnen, um nach dem Wetter zu sehen. Das war freilich momentane Abkühlung auf den Vesuv in meiner Brust, jedoch dauerte es nicht lange, so spie er neuerdings glühende Lava.

Klarissa war das harmloseste, lustigste Geschöpfchen von der Welt, das von meinem Seelenzustand absolut keine Ahnung hatte. Wenn ich morgens blaß und mit roten Augenlidern beim Frühstück erschien, streichelte sie mir mütterlich die Wangen und sagte: „Armer Walter, hast sicher wieder die halbe Nacht studirt!“ Und auch der Onkel brummte etwas von „verdammter Federfuchserei“ in seinen Bart. O, meine Teuren, wenn ihr eine Ahnung davon gehabt hättet, welcher Art mein nächtliches Studium war, wie viel schlechte Liebesgedichte meiner Feder entsproßten, ihr hättet geschaudert! Als Absolvent des Gymnasiums verschmähte ich das „Reimgeklingel“, dessen sich die Lyriker bedienen, und schrieb nur in Hexametern. Dieses Versmaß dünkte mich äußerst schwierig und darum zur Verherrlichung meiner Holden gerade gut genug. Ohne mein nächtliches Treiben zu verraten, konnte ich mich doch nicht enthalten, Klarissa ahnen zu lassen, daß mir Metrik ein angenehmer Tummelplatz sei. Da citirte sie lachend einen Vers, den ihre deutschen Mitschülerinnen in Vevey gemeinsam verfertigt hatten:

„Schön ist's im Sommer, spazieren zu gehen, wenn's schön ist.
Aber im Winter, wenn's schneit, ist es oft einem zu kalt, oft
kommt man so nicht hinaus.“

Selbstverständlich lächelte ich souverän über diese Kinderei, aber meine Liebesgedichte hatten vor dem Pensionsmachwerk nicht das geringste voraus.

Mit meiner Liebe regte sich zugleich eine böse Leidenschaft: die Eifersucht. Es kam wie eine Krankheit über mich und ich litt ernstlich darunter. Klarissa war der verkörperte Sonnenstrahl, wo sie erschien, verbreitete sie Fröhlichkeit, ich Aermster konnte es nicht ertragen, zu sehen, wie ihre Umgebung sie vergötterte. Bei Tisch zum Beispiel saß ich wie auf Kohlen. Der Verwalter, der Inspektor, der Förster, selbst mein Hofmeister, dieser unbeholfene Mensch, wetteiferten an Liebenswürdigkeit für die Kleine, allen hatte sie es angethan. Sogar der Diener, der die Speisen servirte, erlaubte sich, sie auf seine Art zu protegiren. Ich war mehr als einmal versucht, ihm die Schüsseln an den Kopf zu werfen, dem Nichtswürdigen!

Was mag ich damals für ein unausstehlicher Fant gewesen sein! Es zeugt wahrlich von der Herzensgüte der Süßen, daß sie meine wechselnden Stimmungen mit Engelsgeduld ertrug. Für sie und den Onkel schien ich ein junger Gelehrter, der sich in wissenschaftlichen Studien aufrieb, das stand fest. Woher ihnen der Glaube kam, ist mir heute noch unbegreiflich; ich that, weiß Gott, nicht das geringste, diese hohe Meinung zu rechtfertigen. Der Graf und Klarissa, die beiden Hauptpersonen des Dramas, waren denn auch die einzigen, die von meiner Liebe keine Ahnung hatten. Die anderen mochten so etwas merken, ich sah es an ihren Mienen und es ärgerte

mich nicht wenig. Aber die Kleine selbst blieb völlig unbefangen, war immer das heitere, lachende Kind, und der Graf erwies mir sogar die Ehre, mich zum Vertrauten seiner Heiratspläne hinsichtlich dieses Kindes zu machen.

Er nannte mir den Bräutigam en question. Du lieber Himmel, ich kannte ihn, ein Ehrenmann, ein biederer Landwirt aus der Umgegend, sehr reich natürlich, an vierzig Jahre oder drüber, auf alle Fälle nochmal so alt als Klarissa! Ein ernster, erfahrener Mensch, der des Lebens Süßigkeiten längst ausgekostet haben mochte, der an Stelle des Herzens vielleicht ein Aschenhäuflein trug. Das sollte ein Gatte sein für Klarissa, die eben erblühte Blume? Für Klarissa, die noch nichts vom Leben kannte, deren Herz noch schlummerte?

Es schien mir wie ein Lebendigbegrabenwerden. Warum sollte sie, die am Eingang des Paradieses stand, allen Seligkeiten desselben entsagen? O gewiß, sie mit ihrer blonden Schönheit hatte mehr als jede andere ein Anrecht auf die Herrlichkeiten der Welt, auf rauschende Bälle, deren Königin sie sein würde, auf ein starkes, feuriges Glück in den Armen eines jugendlichen Gemahls. Warum sollte gerade sie auf alles das Verzicht leisten?

Der Graf erklärte es mir: Klarissa war arm. Ihr Vater, des Grafen Bruder und mein zweiter Onkel, hatte sein Vermögen in Monaco gelassen, all der Luxus, der die Kleine umgab, kam von ihm, vom Onkel Johannes. Auch war sie von seiten ihrer Frau Mama einem hoch-adeligen Hause nicht ganz ebenbürtig. Es schien da eine

kleine Mesalliance am Stammbaume zu kleben, die meinen Onkel arg bedrückte. Dies jedenfalls der Grund, warum er von einer Verbindung Klarissas mit mir, seinem Erben, absah.

Ich kannte seine Ansicht in diesem Punkte: ein Majorat legt Pflichten auf. Ich hatte das hundertmal von ihm gehört. Sein Erbe durfte nur ein ganz reines, auserlesenes Reis auf den Stammbaum pflanzen, eine Prinzessin wäre seinen Blicken nicht unerreichbar gewesen. Das wußte ich, und darum legte es sich bei den Mitteilungen des Onkels wie ein schwarzer Schleier auf meine Liebe. Arme Klarissa! Du mußtest nach des Onkels Meinung froh sein, wenn dich mit all deiner Schönheit ein braver vierzigjähriger Landwirt in sein Haus führte.

Das war zwischen den beiden schon so ausgemacht. Der Bräutigam hatte seine Braut noch gar nicht gesehen, oder doch nur vor Jahren, als sie noch ein völliges Kind war, jetzt hatte eine kleine Photographie genügt, sein morsches Herz in Brand zu stecken und ihn allen Anordnungen des Onkels gefügig zu machen. Wir erwarteten ihn für morgen zu einem Balle, den der Graf Klarissa zu Ehren arrangirte. Alle Adeligen der Umgegend waren geladen. Natürlich mußte der Kleinen die eigentliche Ursache dieser Festlichkeit verschwiegen bleiben. Man wollte Baron Brückner Gelegenheit geben, sich langsam ihr kleines Herz zu erobern, denn im Grunde hatte der Graf bestimmt, das Mädchen noch auf ein Jahr ins Pensionat zu schicken, und nur, wenn die Affaire wider

Erwarten gut ginge —! Ich knirschte mit den Zähnen. Ein wahrer Handel wurde da unter den Augen des Liebenden mit der Geliebten abgeschlossen! Höllenqualen tobten in mir und ich sollte noch lächeln und dem Onkel für sein Vertrauen danken!

Ich mußte Klarissa sehen um jeden Preis. In ihren süßen Augen wollte ich es lesen, daß sie von diesem abscheulichen Treiben keine Ahnung hatte. Lautlos schlich ich mich an die Thüre ihres Zimmers und öffnete sie ein wenig. Die Holde war nicht anwesend, nur die biedere Schweizerin saß in einem Lehnstuhl am Fenster und machte eben ihr Mittagsschläfchen. Gewiß fand ich sie im Garten allein, denn oben schlummerte ihr Cerberus. Die Sterne waren mir günstig.

Ich wandte meine Schritte nach jenem Platze, wo ich die Liebliche zuerst, zwischen Kastanienbäumen schwebend, entdeckt hatte. Richtig lag sie wieder in ihrem zierlichen Netze, und wie mir schien, schlief auch sie. Wie schön sie war! Sie trug heute eine Art russischen Kostüms von feinem Silbergrau, eine Bluse mit weit zurückgeschlagenem Kragen, der das Hälschen frei ließ und an der Taille mit einem roten Gürtel gehalten wurde. Der Kragen und die zahllosen Säume waren rot bestickt, das sah ungemein zierlich aus. Ich betrachtete sie mir genau, in ihrem Anblicke schwelgend. Endlich konnte ich nicht widerstehen, es ergriff mich eine Lust, diesen Mund zu küssen — ein taumelndes Verlangen. Ich näherte mich der Schläferin, beugte mich zu ihr herab, doch in diesem



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Geschützt.

Clarisse

Augenblick griffen mich ihre beiden Hände an den Schultern, sie brach in ein herzliches Gelächter aus.

„Ertappt, ertappt!" rief sie fröhlich. „Du wolltest sehen, ob ich schlafe, und ich stellte mich nur so. Gelt, ich bin garstig, daß ich mich so verstelle, aber ich war furchtbar neugierig, zu wissen, was Du nun eigentlich vorhast. Gewiß wolltest Du mich mit einem Grashalm an der Nase kitzeln oder dergleichen. Da mußte ich lachen, ehe das Attentat ausgeführt war."

Ich versuchte, in ihr kindliches Gelächter einzustimmen.

„Es ist hübsch von Dir, Cousin," sagte sie wieder, „daß Du mich aufsuchst. Wollen wir Crocket spielen oder Federball? Oder willst Du, daß ich mit Dir einen Spaziergang mache?"

Ich bat sie, sich ja nicht stören zu lassen, zum Gehen sei es noch zu heiß und hier im Schatten ließe es sich so angenehm plaudern.

„Ja," sagte sie, „wenn Du nur einen Stuhl hier hättest. Aber immer neben mir zu stehen, während ich mich mit aller Bequemlichkeit ausstrecke, das ist doch nicht zu verlangen. Weißt Du was, lege Dich ins Moos."

„Auf die Erde? Da wäre ich zu tief unter Dir, das gibt meine Mannesehre nicht zu!"

„Ja, dann weiß ich keinen Rat. Oder doch, setze Dich hier neben mich auf den Rand der Hängematte. Hoffentlich wird uns das Seil aushalten. Doch darfst Du Dich ja nicht schwer machen, sonst fliegen wir beide herunter."

Ich that natürlich, wie mir geheißen, und setzte mich äußerst vorsichtig auf den Rand, doch um nicht zu fallen, ließ ich mich von ihren Armen umschlingen. Meine Situation war nicht eben angenehm und in meinem Gesichte drückten sich auch alle Zeichen des Unbehagens aus.

„Armer Walter," sagte sie gutmütig, „es ist wohl sehr unbequem?" Und da ich schmerzlich nickte, machte sie mir schnell entschlossen Platz: „Komm herein, das Netz wird uns beide tragen, aber still mußt Du Dich verhalten, sonst reißt es."

Ich sah sie verwirrt an, ihr Gesichtchen lachte so unschuldig wie je, sie war ein Kind, das ohne Arg den Spielgefährten bei sich aufnahm. Natürlich ließ ich mich nicht zweimal einladen. Gewandt schwang ich mich ins Netz und lag eine Weile ganz still neben der Holden. Der Atem versagte mir, mein Herz schlug so laut, daß sie es hören mußte. Vielleicht war es auch so, denn plötzlich legte sich ihre kleine Hand auf meine Brust und ihre Lippen öffneten sich zu einer Frage. Da strömte mir alles Blut nach dem Kopfe; meiner nicht mehr mächtig, umschlang ich die süße Gestalt mit beiden Armen und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen. Sie stieß mich zurück, setzte sich auf und war wie ein Vogel aus dem Neste und davongeflattert.

Als ich sie nach einigen Stunden wieder traf, wich sie meinen Blicken aus, und ihre Augen zeigten die Spuren vergossener Thränen.

Den ganzen Abend vermißte man ihr silberhelles

Lachen, der Onkel fragte mehrmals, ob ihr etwas fehle. Da verneinte sie mit heftigem Erröten; ich glaubte jedoch in ihren Zügen einen stummen Vorwurf zu lesen. Ueber mich war eine jähe Lustigkeit gekommen, so eine Art von Galgenhumor. Alles, was mir nur von fröhlichen Studentenwitzen einfiel, kramte ich vor meiner Cousine aus und wollte um jeden Preis ihr kindliches Lachen wieder herbeizaubern. Umsonst, sie verzog den Mund kaum zu einem schmerzlichen Lächeln.

„Kind, Kind," sagte der Graf, „Du fühlst Dich sicher nicht ganz wohl, ich rate Dir, zeitig zur Ruhe zu gehen. Wir haben morgen ein Ereignis vor uns, der erste Ball ist eine wichtige Sache im Leben der jungen Mädchen und ich wünschte Dich gerade morgen recht hübsch und heiter zu sehen."

Sie erhob sich und küßte dem alten Herrn die Hand: „Unbesorgt, Onkel, es ist nur das Ballfieber!" scherzte sie, doch ihre Augen schimmerten feucht.

Auf mich warf sie keinen Blick mehr. Mit gesenkten Lidern reichte sie mir ihre Fingerspitzen und zog sie ängstlich zurück, als ich sie leise drückte. Sie, die mir nie „Gute Nacht" geboten hatte, ohne mich scherzhaft bei den Locken zu zausen, oder mich flüchtig aufs Ohr zu küssen, oder sonst eine kleine Schelmerei zu verüben, die für mich Seligkeit bedeutete. Das war nun vorbei, ich selbst hatte es mir verscherzt. Wie ein rechter Thor stand ich vor der Pforte des Paradieses, die ich mir selbst verschlossen hatte.

Noch lange schritt ich in jener Nacht ruhelos durch meine Zimmer und fluchte meiner Heftigkeit. Klarissa war ein Kind, ein vertrauendes Kind, das sich an meine Brust schmiegte wie ein Vögelchen. Nun hatte ich den Frieden ihrer Seele gestört, hatte ihr eine Leidenschaft gezeigt, vor der ihre Jungfräulichkeit zurückschauderte. Ach, ich hatte mich selbst dafür bestraft und ich nannte mein Verbrechen mit den schwärzesten Namen!

Am andern Morgen begrüßte sie mich verlegen. Auf meine Bitte, mit mir durch den Park zu gehen, bedauerte sie lebhaft, es sei ihr ganz unmöglich, sie müsse nach ihrem Ballstaat sehen und dergleichen. Ueberhaupt schien die Kleine wie verwandelt. Sonst kam sie stets ins Frühstückszimmer getänzelt und schon über die Treppe herab hörte man sie ein fröhliches Liedchen trällern, heute kam sie am Arme ihrer Gouvernante sittsam einhergeschritten und selbst dem Onkel reichte sie nicht wie sonst die Lippen zum Kusse. Es war über Nacht eine Bedachtsamkeit, eine Zurückhaltung über sie gekommen, die sie mir wie eine junge Hausfrau erscheinen ließ. Das zeigte sich im Kleinsten: wie sie uns den Thee bereitete, wie sie uns vorlegte — das reine Hausmütterchen, nichts vergaß sie! Das war noch gar nie vorgekommen! Sonst hieß es: „Ich habe den Zwieback vergessen; schnell, Walter, reiche ihn herüber!“ Oder: „Dort liegt die Zuckerzange, bitte, Cousin!“

Was hätte ich darum gegeben, wenn ihr heute solche Vergeßlichkeit passirt wäre! Aber alles ging wie am

Schnürchen und der Name „Walter" kam nicht einmal von ihren Lippen.

Onkel Johannes war von dieser Umwandlung aufs freudigste berührt. Sie paßte ihm so recht zu seinen Heiratsprojekten, er verfehlte nicht, dem Mädchen seine Bewunderung auf jede Weise zu erkennen zu geben.

Unmutig machte ich meinen gewohnten Spazierritt. Als ich mit Sweetheart nach Hause kam, sah ich Klarissa am Parkthore stehen, zum Ausgehen gerüstet und an ihrer Seite, horribile dictu, meinen Hofmeister, der ihr eben ein kleines Blumensträußchen überreichte. Wie sich der häßliche Mensch vor ihr krümmte und den Liebenswürdigen spielte!

Er schien mir in diesem Augenblick ein vollendeter Affe. Ich war überzeugt, Klarissa würde das Sträußchen nicht annehmen oder es doch achtlos beiseite werfen. Aber nein, sie nahm die Blumen mit ihrem reizendsten Lächeln und steckte sie in den Gürtel. Ich war wie rasend. Sweetheart stieg in diesem Augenblick hoch auf, ich mußte ihm mit den Sporen empfindlich nahe gekommen sein.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Doderich!" rief ich diesem im Vorüberreiten hochmütig zu. Er verabschiedete sich sofort von Klarissa und ging mir nach, die Cousine aber setzte, ohne mir nur einen Blick zu gönnen, ihren Spaziergang allein fort.

Als ich Sweetheart dem Reitknecht übergeben hatte, kam mir der Magister schon entgegen. Mit meiner ganzen knabenhaften Brutalität trat ich vor ihn hin. „Herr,"

sagte ich, „Sie sind kein Kavalier, sonst würden Sie wissen, daß man einer Dame nicht Vertraulichkeiten erweist, die ihr nur ein Verwandter oder ihr Verlobter erweisen darf.“ Ich fuchtelte dabei mit meiner Reitgerte bedenklich nahe vor ihm herum.

Er trat einen Schritt zurück. „Sprechen Sie von Ihrer Cousine?“

„Ich spreche von der Comtesse,“ sagte ich derb abfertigend, das letzte Wort hochmütig betonend.

„Meinem Wissen nach ist es keine Vertraulichkeit, einer Dame Blumen anzubieten.“

„Ihrem Wissen nach, das mag sein. Ihr Wissen ist aber in kavalieren Dingen nicht sehr groß — pardon! Sie haben mir Ihr Lateinisch und Griechisch sehr schön beigebracht, ich bin Ihnen aufrichtig dankbar dafür. So lassen Sie sich denn heute einmal von mir belehren: es ist eine Vertraulichkeit, eine unpassende überdies, wenn man einer Dame, zu der man in gar keinem Verhältnis steht, in ähnlicher Weise begegnet, wie Sie es gethan, und ich werde das nicht dulden, verstehen Sie mich?“ Abermals sauste meine Reitgerte durch die Luft.

Herr Doderich war blaß geworden. „Darüber, meine ich, hat die Dame allein zu entscheiden,“ sagte er, wandte sich und ließ mich wie einen Schulknaben stehen.

Ein wunderliches Gemisch von Gefühlen durchzog meine Brust. Der unbeholfene Magister hatte mir mit seinem Schlußeffekt imponirt, das ärgerte mich am meisten. Ich schämte mich meiner Brutalität und hätte ihn doch

töten mögen vor Zorn. Thränen der Wut traten in meine Augen, als ich mich so abgefertigt sah.

Da ich die Treppe zu meinem Zimmer hinaufging, gewahrte ich schon überall Vorbereitungen für den Abend. Diener und Zofen liefen geschäftig an mir vorüber, Körbe voll Silberzeug mit sich schleppend. Die Flügelthüren zum Ballsaale waren geöffnet, ich blieb einen Augenblick stehen und sah Dekorateure beschäftigt, Säulen und Kronleuchter mit Blumenguirlanden zu umwinden. Es versprach großartig zu werden. Während ich so stand und dem Treiben zusah, stieß etwas an meinen Arm, zugleich tönte ein helles Aufkreischen an mein Ohr. Es war Lisette, die mit einer Platte voll Mayonnaise aus der Küche kam, um sie auf das Buffet des Speisezimmers zu setzen. Die Neugierde hatte sie in den Ballsaal getrieben und dabei passirte ihr das Unglück, ihre Herrlichkeiten anstatt dem Buffet meinem Reitfrack anzuvertrauen. Tausend Entschuldigungen stammelnd, zog sie mich in ein Nebenzimmer, eifrig bemüht, mich mit einem Zipfel ihres weißen Schürzchens zu säubern. Der Vorfall kühlte meinen Zorn einigermaßen, ich mußte lachen, denn die Kleine schien zu unglücklich. Ich kannte diese Lisette. Sie war schon mehrere Jahre im Schloß und hatte mir stets Aufmerksamkeiten erwiesen, zum Glück nicht immer solche, wie die heutige war. So oft sie mir im Hause begegnete, warf sie einen koketten Blick nach mir, der mir sagen sollte, daß ihr der junge Herr gar nicht übel gefalle. Ich hatte niemals auf sie geachtet, aber

jetzt, da ich ihrem Bürsten und Reiben stillhalten mußte, hatte ich Zeit, sie zu betrachten und ich sagte mir im stillen, daß es doch ein verteufelt hübsches kleines Ding sei, diese Lisette. Dabei war sie so adrett angezogen, ein paar Feuernelken steckten am Ausschnitt ihres hellen Kleides und dieser Ausschnitt selbst zeigte so viel hübsche Sachen — ich gewahrte mit Erstaunen, daß auch Leute der dienenden Klasse durchaus nicht aller Reize entbehren. Die kleine Spitzbübin beeilte sich nicht im geringsten. Sie bürstete mit wahrem Vergnügen an mir herum, dabei war sie hochrot im Gesichte und klagte unaufhörlich, daß ihr nichts Aergeres hätte passiren können, und wenn sie nur wüßte, wie ihr Ungeschick gutzumachen sei, sie wäre im stande, mir jedes Opfer zu bringen. Während sie das sagte, zitterten die Nelken an ihrem Busen in bedenklicher Nähe. Bei ihrem Anblick durchzuckte mich eine Idee: wenn Klarissa Blumen von meinem Hofmeister trug, warum sollte ich nicht welche von Lisette tragen? So konnte ich mich rächen. Blitzschnell griff meine Hand nach einer Nelke und befestigte sie in meinem Knopfloch. „Nun sind wir quitt," sagte ich; „Du beschädigst meinen Aermel, dafür nehme ich Dir eine Blume!"

In diesem Augenblick ging meine Cousine durch das Zimmer. Ich erhielt einen langen, hoheitsvollen Blick, dann war sie verschwunden. O, wie mir in diesem Augenblick die Nelke auf dem Herzen brannte mitsamt meinen kindischen Rachegedanken! Und wie sich Lisette vor meinen Augen plötzlich in einen ganz gewöhnlichen Küchendragoner

verwandelte! Schnell zog ich die rote Blume aus meinem Frack und ließ sie achtlos zur Erde fallen, dann eilte ich der Verschwundenen nach, Lisette in namenloser Bestürzung zurücklassend.

Meine Cousine war auf der Treppe nicht mehr zu sehen und in ihr Zimmer zu treten, wagte ich heute nicht. Während ich so ratlos vor der Thür stand, kam ihr Kammermädchen herausgehuscht, eine Robe von duftigem Zeug, ganz mit Silbersternchen besät, auf den Armen. Ich hielt die Zofe an, sie wollte nach dem Bügelzimmer; ich fragte, ob dies das Ballkleid ihrer Herrin sei; sie bejahte und breitete es mit Stolz vor mir aus. Ach, es that mir schon wohl, mit meinen Händen die weiche Seide liebkosen zu dürfen, in die sich ihre Schönheit zu hüllen gedachte.

Der Abend kam und mit ihm unsere Gäste. Ich mußte dem Onkel helfen, sie zu empfangen. Die meisten kannte ich bereits, es waren fast durchgängig Gutsbesitzer aus der Umgegend mit ihren Söhnen und Töchtern, die mit mir aufgewachsen waren, das Erstaunen und Begrüßen nahm kein Ende. Manche zeigten in der That eine herzliche Freude, den Spielgefährten wiederzusehen. Klarissa war ihnen nur dem Namen nach bekannt, da sie seit Jahren ihre Pension nicht verlassen hatte. Um so größer war natürlich die Ueberraschung und der Enthusiasmus der jungen Herren. Jeder wollte zuerst vorgestellt sein, jeder wollte einen Tanz von der holden Fee erbetteln, und sie wandten sich zu diesem Zweck alle an mich, den

glücklichen Vetter, wie mir däucht, gerade an den rechten. Am selben Abend vertraute mir einer nach dem andern, er sei sterblich in meine schöne Cousine verliebt. Man denke sich meine Lage!

Endlich kam auch der projektirte Bräutigam! Onkel Johannes führte ihn der Cousine zu, mit den vielsagenden Worten: „Hier bringe ich Dir meinen besten Freund, ich wünschte, daß Du ihn so lieb gewinnst wie ich, der ich ihn seit Jahren kenne.“ Das Mädchen sah überrascht auf und reichte dem Baron mit gewinnendem Lächeln die Hand. Ich bemerkte, daß er einen sympathischen Eindruck hervorbrachte, und erbebte im Innersten. Selbstverständlich hatte ich mich ganz in die Nähe postirt und während ich mit ein paar jungen Mädchen scheinbar vergnügt scherzte, verlor ich kein Wort von jenem mir so wichtigen Gespräche. Ich hörte, wie der Baron bedauerte, leider nicht tanzen zu können, es jedoch wagte, die Comtesse um eine Plaudertour zu bitten, wenn sie die Zeit als keine verlorene betrachte und es nicht vorziehe, sich an der Seite eines Jüngeren und Glücklicheren im Tanze zu drehen. Die Zauberin lachte, lachte wieder in jenen kindlichen Tönen, die ich vergebens für mich erflehte. Da ich sah, wie sie den Baron elektrisirten, ärgerte ich mich darüber.

Sie zog triumphirend ihr Elfenbeintäfelchen und reichte es ihm. „Gerne,“ sagte sie, „ich freue mich auf die Plaudertour mit meines Onkels bestem Freunde. Wie Sie sehen, Baron, war ich nicht so unvorsichtig, mich für

alle Tänze zu engagiren, und so bin ich im stande, immer noch einige nach Onkels Wunsch zu vergeben."

Der Zusatz söhnte mich mit der Thatsache wieder etwas aus. „Nach Onkels Wunsch," das klang nicht sehr ermutigend für den alten Herrn, ich nannte den Baron in Gedanken absichtlich so.

Bald darauf kam ein junger Husarenlieutenant, sie zur Polka zu holen, sie empfahl sich von ihrem Bräutigam in spe und schwebte am Arme des Kriegers davon.

„Ein schönes Paar," sagte jemand in meiner Nähe, da sahen wir uns an, Baron Brückner und ich, es hatte uns beide empfindlich getroffen.

Ich hatte bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden, mit Klarissa zu tanzen. Die erste Tour, sozusagen die Ehrentour, mußte ich einer ziemlich bejahrten Reichsgräfin offeriren, die unsern Ball mit ihrem Besuche beehrte, und zu den meisten anderen Tänzen, die ich frei hatte, war die Cousine schon versagt. Mit Mühe gelang es mir, noch einen Walzer zu erhaschen, mehr wurde unter keiner Bedingung genehmigt. „Es ist shocking, wenn Verwandte viel mitsammen tanzen," sagte sie altklug, und ich mußte mich fügen.

Während ich so stand und ihr nachstarrte, hing sich einer der anwesenden Junker an meinen Arm. Ich hatte ihn schon als Knabe nie recht leiden mögen, diesen Bodo von Welden, schon damals schnarrte er unser geliebtes Deutsch in einer gewissen vornehm sein sollenden Weise durch seine Nasenflügel, die sich empfindlich auf meine

Nerven legte. Später hörte ich lange nichts von ihm, in verschiedenen Lehranstalten entledigten sie sich seiner bald wieder, endlich kam er durch Protektion an die Kadettenschule in Berlin, wo ihm ein gleiches Schicksal nicht erspart geblieben wäre, wenn ihm nicht vorher das Unglück oder besser gesagt das Glück passirt wäre, von einem Gaul unsanft auf den Fuß getreten zu werden. Bodochen war zum Militärdienst untauglich und durfte endlich heim auf seines Vaters Gut, sich mit achtzehn Jahren in den wohlverdienten Ruhestand zu setzen — er verlangte nichts Besseres.

Dieser junge Herr also schob seinen Arm ungenirt in den meinen und stellte mit seinen Papageilauten meine Gehörnerven abermals auf eine harte Probe.

„Immens hübsches Mädchen das,“ schnarrte er, „verteufelter Kerl, dieser Walter, kann nichts dafür, hat aber ein Glück — ein Glück — na, das ist schon ein infames Glück, so was!“

„Wenn Du mir nur sagen wolltest, worin dieses Glück besteht,“ erwiderte ich belustigt.

„Wie? Willst mich wohl nicht verstehen? Sehr gut, als wenn es nicht eine angenehme Sache wäre, solch fabelhafte Schönheit zur Cousine zu haben.“

„Ach so — Du meinst wegen Klarissa?“

„Klarissa heißt sie? Uebrigens himmlischer Name. Das wollte ich nur wissen, hab' es schlau angestellt, wie?“

„Sehr schlau,“ sagte ich trocken.

„Danke für Dein Entgegenkommen! Hab' es mir

übrigens halb und halb gedacht. Sie hat entschieden etwas Klarissenhaftes!"

Ich platzte in Lachen aus.

„Du findest das übertrieben, hein? Natürlich, Brüder und Vettern haben keinen richtigen Maßstab für die Schönheit von Schwestern oder Cousinen. Ich sage Dir, die Kleine ist süperb. Du kannst Dich auf meinen Geschmack verlassen, ich bin Weiberkenner."

„In der That?"

„Ehrenwort — durch und durch. Wir müssen 'mal eingehend darüber plaudern. Habe schon zahllose Abenteuer erlebt, viel Glück gehabt bei den Weibern — ach, zu viel!"

Ich maß den kaum zwanzigjährigen Roué mit ironischen Blicken.

„Um so größere Ehre für die Kleine," sagte ich, „wenn Du ihr trotzdem Anerkennung widerfahren läßt."

„Selbstverständlich, lieber Walter; Comtesse Klarissa ist unbestritten das schönste Mädchen, das ich je erblickt, schöner als Comtesse Liddy, die durch Reifen springt, und Comtesse Bibi, die den Mazeppa zu Pferde darstellt. Apropos, reitet sie?"

„Noch nicht, aber wenn Du es wünschen solltest —"

„O, das soll sie, ei, gewiß! Ich bitte Dich, worin sollte man sich denn heutzutage vor der Roture auszeichnen?"

„Als durch Reifenspringen! Ganz richtig!"

„Hm! Sagtest Du etwas?"

„Ich — nichts. Ich dachte nur.“

„Ach ja, weiß schon, warst von jeher ein Träumer. Solche Leute sind sehr angesehen, aber sie kommen überall zu kurz, verstehst Du? Freund, Du könntest mir einen rechten Gefallen erweisen!“

„Und der wäre?“

„Setze mich bei Deiner himmlischen Cousine in ein angenehmes Licht. Die Kleine gefällt mir wirklich — habe ernste Absichten.“

Jetzt konnte ich nicht länger an mich halten. „Höre,“ sagte ich, „Dein Fuß thut Dir heute wohl sehr weh?“

„Mein Fuß? Wieso?“

„Nun, ich denke, die Schmerzen müssen Dein Gehirn angreifen, da Du mir solche Zumutung stellen kannst.“

„Aber erlaube mir, Walter —“

Ich wollte eben zu einer noch schärferen Replik ausholen, da trat der Graf, von unseren heftigen Stimmen angelockt, näher.

„Ihr sprecht so laut; doch kein Mißverständnis?“

„Bewahre! Wir sprachen nur von dem Pferd, das die Ehre hatte, Herrn von Welden auf die Zehen zu springen.“

„Von dem Pferd, ja wohl,“ sagte dieser verdutzt. „Er ist großartig, dieser Tettenborn!“

Noch erregt von der Unterhaltung mit jenem Kretin betrat ich den Ballsaal. Die Polka war eben zu Ende. Klarissa promenirte, wie üblich, am Arm ihres Tänzers. Wie sie aussah! Ganz in Weiß, die blonden Haare

griechisch aufgebunden, die Wangen rosig angehaucht von dem ungewohnten Vergnügen! „Wie ein Stern,“ dachte ich, „in einer Frühlingsnacht zur Erde gesunken! Wie die Blume Edelweiß auf jungfräulicher Höhe erblüht! Wie ein Gedicht von Geibel oder Lenau!“ — Ich war doch nicht so unbescheiden, zu sagen: „von mir“. Der rote Husar an ihrer Seite plauderte unaufhörlich und verwandte kein Auge von ihr. Was er ihr nur sagen mochte. Was es nur überhaupt so Interessantes zu schwatzen gab? Das Ballthema war doch bald erschöpft, die Hitze im Saal, die Toiletten, die Musik — was gab es sonst zu reden? Was sonst? Ich fühlte, wie mein Blut schon wieder nach dem Herzen brauste. Gott sei Dank, jetzt verabschiedete sie sich von ihm, er reichte ihr den Fächer, sie dankte graziös und wandte sich Baron Brückner zu, der sie gleichfalls von einer Säule aus beobachtet hatte. „Unsere Plaudertour,“ rief sie munter; „wenn es Ihnen recht ist, machen wir dabei einen Gang durch die Säle.“

Ich beschloß, ihr von weitem zu folgen; o, nicht einen Augenblick würde ich sie allein lassen! Die beiden wandten sich zuerst zu den Buffets, wo ich die Kleine ein Glas Limonade trinken sah; dann ging sie, von ihm geführt, durch das Spielzimmer, blieb kurze Zeit hinter Onkels Stuhl stehen, den Arm auf die Lehne gestützt, und sah, heiter mit dem Baron plaudernd, dem Spiele zu. Nach etwa fünf Minuten schien es ihr zu warm zu werden, sie fächerte sich lebhaft und nahm von neuem Baron Brückners Arm, mit diesem auf die Veranda tretend.

Da hinaus durfte ich ihnen nicht folgen, aber ich setzte mich an die Glasthüre, von wo aus ich die beiden beobachten konnte. Hörte ich auch nicht die Worte, so sah ich doch die Mienen und glaubte daraus alles zu erraten.

Die Unterhaltung schien im Anfang sehr animirt. Er sprach und sie lachte viel, so daß ich fortwährend ihre weißen Zähnchen zu sehen bekam. Jetzt mußte der Baron sie auf die Folgen der kühlen Nachtluft aufmerksam machen, denn sie zog plötzlich den weißen Pelz über die Schultern. Er half ihr dabei. Gott, wie ungeschickt er sich benahm, wie lange er an ihrem Nacken herumnestelte! Noch eine Sekunde länger, und ich wäre eingetreten. Aber nun saß er schon wieder an ihrer Seite und sprach zu ihr. Das Gespräch mußte eine ernste Wendung genommen haben, denn Klarissa lachte nicht mehr, sie sah still auf ihr Ballbouquet nieder. O, wenn sie nur ein einzigesmal das Köpfchen gehoben hätte, damit ich mein Geschick in ihren Augen hätte lesen können! Sie saß unbeweglich, nur das Gesicht beugte sich immer tiefer auf die Blumen, als ahnte sie, w e r auf der Schwelle saß und sie beobachtete. Ob er ihr alles sagte? Und was sie ihm wohl antworten mochte? Eine feine Röte am Hals verriet mir die Bewegung in ihrem Innern. Jetzt führte sie ihr Spitzentüchlein an die Augen. Himmelelement! Sie weinte! Nun standen beide auf und kamen in gerader Richtung auf mich zu, doch vor der Thür hielt er sie noch einmal zurück. Wie väterlich ungenirt er dabei seine Hand auf ihren Arm legte! Jetzt beugte er sich nieder, gerade als

wolle er das Mädchen auf die Stirn küssen — ich riß klirrend die Thüre auf.

Klarissa fuhr mit einem kleinen Aufschrei zurück, als sie mich blaß vor sich stehen sah. „Habe ich Dich erschreckt?“ fragte ich mit erheuchelter Ruhe und wandte mich dann an den Baron. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung für die Störung, die ich verursache, aber soeben beginnt der Walzer, den mir meine Cousine zusagte, und wenn man sich mit einem einzigen Tanz begnügen muß — Sie begreifen, Baron — so will man auch keinen Augenblick verlieren.“

Baron Brückner überließ mir seine Dame mit vollendeter Höflichkeit, nur bat er, sich noch von Klarissa verabschieden zu dürfen, da er nicht tanze und sich zeitig zurückziehen wolle. Er sei ohnedies nur gekommen, um sie kennen zu lernen, sagte er, nachdem sie ihm jene entzückende Plaudertour bewilligt, habe er hier nichts mehr zu suchen. Jedenfalls werde er sich vor Klarissas Abreise nach Vevey noch einmal die Ehre geben, sie aufzusuchen. Ich weiß nicht mehr, was ihm meine Cousine antwortete, mich drängte die Unruhe fort von hier. Ihren Arm legte ich mit festem Griff in den meinen, und zog sie mit mir nach dem Tanzsaale. Wir sprachen kein Wort, nur einmal blieb Klarissa stehen und sagte im Ton eines weinenden Kindes: „Walter, Du thust mir weh!“ In der That hatte ich ihr zartes Aermchen in meiner Aufregung ganz rot gedrückt.

Die Musik spielte einen Wiener Walzer, etwas

Berauschendes, Sinnverwirrendes. Am Eingang des Saales lehnte Bodo von Welden, den Monocle im Auge, den Chapeau-claque unterm Arm und glotzte uns offenen Mundes an. Da nahm ich meine Cousine um die Taille und jagte in wilder Lust mit ihr dahin. Sie hatte kein Vergnügen dabei, ich sah, daß sie blaß war und mühsam atmete. Vielleicht hatte ich sie in meiner knabenhaften Erregung auch zu stark an mich gedrückt; ich blieb stehen und fragte: „Willst Du ausruhen?“ Und da sie mir keine Antwort gab, fuhr ich in spöttischem Tone fort: „Du schwärmst ja für Plaudertouren, oder habe ich als Partner hiefür noch nicht das erforderliche Alter?“

Wieder blieb sie stumm, aber sie stöhnte leise, wie von innerer Pein. Bodo glotzte immerfort mit seinen Froschaugen nach uns herüber, da nahm ich mit plötzlichem Entschlusse ihren Arm. Aber nicht auf die Veranda führte ich sie, sondern darüber hinaus, hinunter in den Garten und in das Dunkel der Alleen. Hier ließ sie sich auf ein Bänkchen nieder, ich aber warf mich ihr zu Füßen, das Gesicht in ihren Schoß gedrückt und schluchzte laut. Sie fragte mich nicht, warum. Mit dem feinen Instinkte des Weibes hatte sie meine Qualen erkannt und mitleidig nahm sie nun meinen Kopf in die Hände und küßte und streichelte mein Haar. Wir weinten ein weilchen zusammen wie die Kinder. Ach, wie wohl das that! Wie alles Leid der letzten Tage unter ihren Liebkosungen schwand! Endlich faßte ich mich. „So wirst Du ihn heiraten?“

„Wen?“

„Baron Brückner.“

„Den Baron? Wie kommst Du darauf?“

„Ja, hat er Dir denn nichts gesagt?“

„Vom Heiraten? Keine Silbe.“

„Aber was sprach er sonst? Du warst erregt und ich sah, wie Du eine Thräne von Deinen Wimpern wischtest.“

„Er war sehr gut zu mir, er sprach von meiner Kindheit, von meinen verstorbenen Eltern, und er sagte, er wünschte sie mir ersetzen zu können.“

„Wirklich? Der Schlaukopf!“

„O, sprich nicht so von dem Baron. Was berechtigt Dich dazu?“

„Die Gewißheit, daß er Dich heiraten will.“

Sie verneinte heftig.

„Aber ich bitte Dich, Kind, ich weiß es ja. Onkel Johannes hat es mir selbst gesagt.“

„Onkel Johannes?“ Sie erschrak. „Also wirklich? Walter, das kann ich doch nicht! Nicht wahr, Du siehst ein, daß ich das nicht kann?“

Ob ich das einsah! Ich setzte mich neben sie auf die Bank und legte ihr Köpfchen auf meine Schulter. Sie ließ sich jetzt das alles gutmütig gefallen.

„Nein, Klarissa, das kannst Du nicht, und wenn Du es könntest, so dürftest Du es nicht, denn ich sterbe, wenn Du den Baron heiratest!“

„Walter!“

„Ja, Klarissa, ich liebe Dich! Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!“

„Ich weiß es,“ sagte sie leise.

„Du zürntest mir,“ fuhr ich fort, „denn ich war gestern heftig gegen Dich, aber sieh, ich glaube, die Mädchen fühlen sanfter, ich bin eben ein Mann und ich konnte nicht anders. Sage, daß Du mir verzeihst, ich will mein Leben lang vor Dir auf den Knieen liegen und Dich anbeten.“

Sie sah mir fast schelmisch ins Gesicht und unterbrach den kühnen Flug meiner Phantasie auf ihre kindlich naive Weise: „Nun, so heirate Du mich, dann ist es gleich aus mit dem Baron.“

Wie klug doch diese Mädchen sind! Ihre Rede setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Konnte ich ihr sagen, was mir der Graf vertraute? „Ein Majorat legt Pflichten auf,“ summte es in meinen Ohren. „Der Onkel hat andere Bestimmungen mit mir getroffen, da ich sein Erbe bin, darf ich ihm nicht zuwider handeln!“

„Aber das ist ja entsetzlich traurig!“

„Klarissa,“ hub ich an, ihre sanften Augen küssend, „sage mir nur das eine: liebst Du mich?“

Sie sah mich groß an. „Gewiß, Du bist doch mein lieber Vetter! Ich hab' Dich früher nicht leiden können, aber jetzt mag ich Dich gern, Du bist mir lieber als alle anderen Menschen und wenn ich an Baron Brückner denke — nein, ich will seine Frau nicht werden, heirate Du mich, Walter, ich bitte Dich, heirate mich!“

Ich kniete neuerdings vor ihr nieder und hob die Hand zum Schwure: „Höre mich, Klarissa! Du sollst mein werden und wenn ich auf das Majorat verzichten müßte. Laß Dich nicht überreden, bleibe mir treu!"

In diesem Augenblick flammten ein paar Streichhölzchen über uns hin und eine bekannte Stimme sagte: „Pardon, ich suche den Fächer meiner Schwester Pauline, haben Sie ihn nicht gefunden?"

Es war Nordau, gleichfalls ein junger Gutsbesitzer, und neben ihm tauchte das grinsende Gesicht Weldens aus dem Dunkel. Jetzt war mir alles klar, er hatte sich über mich geärgert, er wollte mir einen Streich spielen. Da er mich mit Klarissa den Ballsaal verlassen und nicht zurückkehren sah, suchte er uns im Garten, und um die Geschichte komplet zu machen, nahm er gleich einen Zeugen mit. So dumm der Mensch war, wußte er mich doch empfindlich zu treffen.

Ich sagte, daß ich meine Cousine ins Freie geführt, weil ihr die ungewohnte Hitze im Saal übel bekommen sei, und bat die Herren, sich im Suchen nach dem Fächer nicht länger stören zu lassen. Dann reichte ich Klarissa den Arm und führte sie ins Haus. Auf der Veranda blieb sie stehen.

„Walter, mir ist wirklich nicht ganz wohl, benachrichtige den Grafen und Madame Känzeli, ich gehe auf mein Zimmer."

Es war mir lieb, daß Klarissa nicht zur Gesellschaft zurückkehren wollte, so konnte ich doch diesen Schurken

Welden sofort zur Rede stellen. Ich fand ihn im Garten noch an derselben Stelle.

„Was Sie da in Scene setzten, war ja ein vollendetes Bubenstück!“ rief ich meinem ehemaligen Spielgefährten zu. „Ich hätte Ihrem Hohlkopfe diese Intrigue gar nicht zugetraut.“ Er wollte etwas erwidern, aber ich schnitt jede weitere Unterredung ab, mit den Worten: „Das übrige können Sie morgen meinem Sekundanten mitteilen.“

Das war fix abgemacht, wahrhaftig, meine Kommilitonen hätten mich angestaunt, da ich in solchen Dingen doch ein Neuling war. Ich fühlte es, Klarissas Liebe machte mich zum Manne.

Auf der Treppe kam mir Onkel Johannes entgegen. „Wo ist die Kleine? Ihr Tänzer sucht sie.“

Ich erklärte nun auch ihm, die Cousine habe ein Unwohlsein befallen, da sie vergebens hoffte, in frischer Luft Besserung zu finden, sei sie auf ihr Zimmer gegangen und ließe den Onkel bitten, dies gütigst zu entschuldigen.

Dem Grafen war das offenbar unangenehm. „Dann thu mir den Gefallen und laufe nicht auch davon,“ sagte er unwirsch, „was sollen die Gäste denken?“

Nachdem ich also Klarissas Gouvernante verständigt hatte, ging ich in den Ballsaal zurück. Die Herren schickten sich eben an, ihre Damen zum Souper zu führen. In Abwesenheit des Onkels stellte ich mich meiner alten Reichsgräfin ein zweitesmal als Opferlamm zur Verfügung. Klarissa wurde überall vermißt, ich mußte meine Geschichte

hundertmal erzählen und alle bedauerten ihr Fernsein aufs lebhafteste. Einige alte Damen nahmen hiebei noch Gelegenheit, ihre Erfahrungen über das zu starke Schnüren der jungen Mädchen auszukramen, ich saß wie auf Kohlen. Es war gerade, als ob kein anderes Thema mehr aufzufinden sei. Ein alter General geberdete sich schier untröstlich, da er seinen schönen Toast zerstört sah, den er der Ballkönigin von sechzehn Jahren zu bringen gedachte. Es kam keine rechte Fröhlichkeit in die Gesellschaft. Trotz Röderer und Cliquot lag ein lähmender Druck über uns, seit Klarissa fehlte und die Familie Welden fortgegangen war. Der Bursche hatte nämlich die Taktlosigkeit begangen, gleichfalls ein Unwohlsein zu affektiren und Mutter und Schwestern in wilder Flucht mit sich fortzunehmen. „Sein alter Pferdefuß!“ sagte ich achselzuckend, als man mich befragte.

Natürlich blieb dieser Vorfall allenthalben nicht unbeachtet. Ich sah es ganz deutlich, wie man sich hinter den großen Fächern ins Ohr wisperte. O, wenn ich nur gewußt hätte, ob diese lächelnden Menschen Klarissa mit dem Dummkopf von Welden in Verbindung brachten, ich glaube, ich hätte die ganze Gesellschaft auf Pistolen gefordert.

Nach dem Souper, wobei ich mehr auf die Blicke meines vis-à-vis als auf die Worte meiner Nachbarin geachtet hatte, suchte ich mir den roten Husaren auf und vertraute ihm meine Affaire mit Welden. Er versprach, am andern Tag die Forderung zu überbringen. Es lag

etwas Unerquickliches in der Luft, die Gäste empfahlen sich bald einer nach dem andern, kaum daß noch einige Tänze gespielt werden konnten.

Ich war nicht böse darüber. Seit Klarissa gegangen war, erschien mir die ganze Gesellschaft wie eine Koterie Mißvergnügter. Aber um Onkels willen that es mir leid.

Er schien ernstlich verstimmt.

Als der letzte Gast das Schloß verlassen hatte und ich mich gleichfalls von ihm verabschieden wollte, bat er mich, noch einen Augenblick in sein Zimmer zu treten. „Was hattest Du mit Welden?" war die erste Frage, die er mir vorlegte. Ich wollte die Geschichte ins Spaßhafte ziehen, sagte, der dumme Junge ärgere mich mit seinem Genäsel, ich hätte ihn darüber aufgezogen. Aber so leicht ließ sich Onkel Johannes nicht abspeisen. Immer wieder kam er auf Klarissa und wie sonderbar es sei, daß sie zur gleichen Zeit unwohl geworden. Da fand ich es für besser, ihm einen Teil der Wahrheit einzugestehen: Welden habe sich eine Bemerkung erlaubt, als er meine Cousine mit mir allein im Garten getroffen. Der Graf geriet außer sich: „Du kompromittirst Deine Cousine!" rief er. „Wie kann man mit neunzehn Jahren noch so sorglos sein! Du weißt, womit ich Klarissas Glück begründen will, nun wirfst Du mir den sorgfältig ausgedachten Plan in einer Nacht zu schanden wie ein Kartengebäude! Wenn nur ein Hauch von dem, was dieser Schwätzer sagte, zu Brückner dringt, und es gibt

viel müßige Zungen hier zu Lande, was wird der Baron von all dem denken?"

„Hoffentlich nichts, was Klarissa in seinen Augen schaden könnte!" sagte ich beleidigt.

Der Graf, der bis jetzt mit dröhnenden Schritten auf und ab gegangen war, blieb plötzlich stehen. „O Du," rief er aus, „was hast Du für Erfahrungen? Was weißt Du von dem Rufe einer jungen Dame und welch kleine Ursachen oft die größten Wirkungen erzielen!"

„Onkel," fiel ich ihm ins Wort, „wenn Baron Brückner Klarissa verschmähen sollte, weil sie mit ihrem Vetter durch den Garten promenirte, wie sie es doch jeden Tag seit ihrem Hiersein gethan —"

„Aber nicht zur Nachtzeit und vor kritisirenden Menschen."

„Das ist das schlimmste daran, ja wohl. Wenn er sie deshalb verschmähen sollte, sage ich, so weiß ich, was ich zu thun habe!"

Onkel Johannes trat dicht an mich heran und legte mir seine Hände mit eisernem Druck auf die Schultern: „Sprich nicht weiter, ich errate, was Dein junger Kopf in seinem verletzten Stolze ausgeheckt, aber laß es nicht über Deine Lippen kommen, hörst Du? Nie! Habe ich Dich deshalb zu meinem Erben erzogen, damit Du mir am Abend meines Lebens solchen Strich durch die Rechnung machtest? Klarissa bleibt Deine Cousine, nichts weiter, denn sonst —"

Ich ließ ihn nicht aussprechen. „Wer sagt Dir,"

rief ich mit vor Aufregung heiserer Stimme, „daß ich im Sinn hatte, die Kleine zu meiner Frau zu machen? Könnte ich nicht auch von der Pflicht gesprochen haben, die jedem Kavalier zu teil wird, meine Cousine an diesem Buben zu rächen?“

„Auch das nicht,“ sagte mein Onkel gebieterisch, „damit schadest Du Deiner Cousine mehr, als Du ihr nützest.“

Ich verbeugte mich und erwiderte gereizt: „Es handelt sich nicht allein um die Cousine, sondern auch um mich. Erlauben Sie mir, in diesem Falle auch an meine Ehre zu denken. Sie werden von einem Grafen Tettenborn unmöglich verlangen, daß er sich ungestraft beleidigen lasse.“

Ohne erst meinen Urlaub abzuwarten, wandte ich mich und ging.

In jener Nacht gebar ich den unglaublichen Gedanken, meine Cousine zu entführen und mich heimlich mit ihr trauen zu lassen — eine Idee, die mir zwar in der Folge die Liebe des Grafen rauben sollte, die mich aber auch ins Leben hinauswarf und zum Manne reifte, was ich auf Tettenborn zwischen Onkel Johannes und dem Magister bis in mein Greisenalter nicht geworden wäre.

Am Morgen nach Klarissas erstem Ball, mit dem wir so kläglich Fiasko machten, schlich im Hause alles umher wie vor einem drohenden Gewitter. Der Graf war einsilbig, sogar gegen die Kleine, die doch ihre ganze Liebenswürdigkeit aufbot, ihm ein Lächeln abzunötigen.

„Ist er böse auf mich? Weiß er etwas?" flüsterte sie mir zu, während ihre zitternde Hand mir den Thee eingoß.

Ich schüttelte den Kopf, setzte aber hinzu: „Ich muß Dich sprechen, Klarissa!"

Da war guter Rat teuer. Madame Känzeli ging heute der Kleinen nicht von der Seite, vielleicht war ihr eine diesbezügliche Vermahnung von oben zugekommen. In den letzten Tagen hatte sie uns vollkommene Freiheit gelassen, sie betrachtete uns in Gedanken wohl selbst schon als Brautleute, um so auffallender war es, daß sie heute ihre Autorität von neuem geltend machte.

„Wir wollen uns jetzt wieder für die Pension vorbereiten, Fräulein," sagte sie nach dem Frühstück und nannte mehrere französische und englische Schulbücherautoren, deren sämtliche Werke sie noch durchzugehen hatten. Es war zum Verzweifeln.

Klarissa warf mir einen langen Blick zu, ehe sie sich vom Grafen verabschiedete. Dieser legte für einen Augenblick die Zeitung beiseite und faßte die Kleine bei den Händen.

„Wie gefiel Dir Baron Brückner?" fragte er sie ganz unvermittelt.

Klarissa dachte vermutlich an meine Mitteilungen von gestern abend, denn sie wurde rot und stammelte heftig: „O, gar nicht!"

Da nahm der Graf seine Zeitung wieder vor und sagte nichts weiter als: „Du bist ein Kind, geh und bereite Dich für die Pension vor."

Mich würdigte er heute überhaupt keines Blickes. Unmutig verließ ich das Zimmer, in dem Glauben, Klarissa gelänge es vielleicht doch, der guten Schweizerin auf einige Minuten zu entwischen, aber sie kam nicht, und nachdem ich über eine Stunde lang vergeblich gewartet hatte, bestieg ich meinen Sweetheart, einen Ritt in die frische Morgenluft zu machen.

Es war ein herrlicher Tag. Die wolkenlose Bläue am Firmament zerstreute meine trüben Gedanken. Mit jedem Augenblick wurde mir klarer, was ich nun zunächst zu beginnen habe. In dem Dorfe, drei Stunden vom Schloß, lebte ein alter Pfarrer, ein greiser, kindischer Mann, der mich, als künftigen Majoratsherrn, immer für eine geheiligte Person angesehen hatte. Zu diesem wollte ich Klarissa führen. Ich bereitete mir im Geiste schon die Rede, mit der ich ihn von meinem guten Rechte zu überzeugen gedachte, und ich zweifelte keinen Augenblick an seiner Zustimmung. Es schwebte mir dabei eine Scene aus „Romeo und Julia“ vor Augen, nur daß meine Seele an keinen tragischen Ausgang glauben wollte. Nach der Trauung in der Dorfkapelle, mit Glockengeläute und Kindergesang — ich malte mir auf meinem Sweetheart eine vollständige Idylle aus — würde ich mein kleines Frauchen in die Residenz entführen. Ich besaß nicht viel Barvermögen, kaum ein paar hundert Thaler; aber, du lieber Himmel, welchen Begriff hatte ich damals vom Geld! Bis jetzt trug ich überhaupt keinen Pfennig in der Tasche, der Magister war zugleich

mein Kassier. Ich konnte mir zwar ungefähr vorstellen, daß man mit einigen hundert Thalern und einer jungen Frau, die im Luxus groß geworden, nicht eben sehr weit käme, aber ich dachte an unsere beiderseitige heiße Liebe, und dann, meinte ich, würde die Verbannung nicht allzu lange dauern, der Onkel könne einem fait accompli gegenüber nichts anderes als Ja und Amen sagen.

Man sieht, die Robinsonade war in meinem jungen Kopfe fertig, und in fröhlichster Stimmung ließ ich meinen Rappen heimwärts galoppiren.

Im Schloß angekommen, sagte man mir, ein Offizier warte auf mich. Ich eilte deshalb die Treppe hinauf und begrüßte den roten Husaren, meinen Sekundanten. Donnerwetter, die Affaire mit Welden hätte ich über meinen Heiratsideen beinahe vergessen!

„Verzeihen Sie, Herr Graf," begann der Offizier, „daß meine Mission einen so kläglichen Ausgang nahm, ich bin wahrhaftig unschuldig daran."

„Kläglich? Ich will nicht hoffen!" schaltete ich ein.

„Kläglich nicht für uns, aber für unsern Gegner. Ich war bei Herrn von Welden und wurde nicht von ihm, sondern von — den Damen des Hauses empfangen. Die Frau Mama erzählte mir unter Thränen, ihr Sohn sei bedenklich erkrankt, und die Fräulein Schwestern suchten mit einer fabelhaften Liebenswürdigkeit den eigentlichen Zweck meines Besuches zu hintertreiben. Man lud mich zum Frühstück, man sang mir vor, man forderte mich auf zum Vierhändigspielen, da ich trotzdem kalt blieb

und auf das entschiedenste erklärte, mit Herrn von Welden selbst sprechen zu müssen, in einer Angelegenheit, die keinen Aufschub leide, da ging die Frau Mama thränenden Auges, kam aber bald zurück und brachte mir diesen Brief für Sie. Ich lege ihn gewissenhaft in Ihre Hände. Damit ist nun vermutlich die Sache beendet und ich bedauere lebhaft, nicht mehr für Sie thun zu können."

Ich entfaltete das Billet. Welden schrieb, er müsse sich nach der Hitze des Ballsaales in unserem Garten erkältet haben, denn er sei bedenklich erkrankt, von einem Duell könne vorläufig keine Rede sein. Uebrigens hatte er durchaus keine Absicht, Klarissa oder mich zu beleidigen, dafür gebe er sein Wort, wenn er es unbewußt dennoch gethan, bäte er mich und die Cousine um Entschuldigung. Der Wisch war in einem so de- und wehmütigen Tone geschrieben, daß ich ihn ärgerlich beiseite warf.

„Glauben Sie wirklich an die Krankheit dieses Burschen?" fragte ich den Husaren.

Er zuckte lächelnd die Schultern.

„Im Grunde ist es ganz gut, daß es so kam," fuhr ich fort. „Von einem Pistolengang mit Welden wäre wenig zu holen. Man sollte sich die Leute erst anschauen, ehe man sie der Ehre einer Forderung würdigt."

Ich dankte dem Herrn verbindlich für sein liebenswürdiges Entgegenkommen und begleitete ihn die Treppe hinab, da er sich um keinen Preis halten lassen wollte.

„Ein andermal," sagte er, „wenn ich aus einem erfreulicheren Anlaß erscheine."

Als wir an Klarissas Zimmer vorübergingen, sah ich ihre Kammerjungfer vor der Thür stehen, die mir ein Zeichen zu machen schien; da ich jedoch in Gesellschaft war, konnte ich darauf nicht reagiren.

Im Hof führte der Reitknecht das Pferd des Husaren hin und wieder, ein vorzüglich schönes Tier, das seinem Herrn schon manchen Rennpreis eingetragen hatte. Wir plauderten noch eine Weile darüber, er versprach, sich recht bald unsern Marstall anzusehen, dann empfahl er sich und sprengte davon. Der junge Offizier gefiel mir, ich nahm mir vor, wenn ich erst verheiratet sei, seine Freundschaft zu kultiviren.

Als ich ins Schloß zurückkehrte, stand die Zofe noch auf der Treppe und sah lauschend nach mir aus. Sie winkte mir geheimnisvoll, öffnete leise die Thür von Klarissas kleinem Salon und hieß mich dort eintreten. Die Cousine kam unhörbar über den Teppich zu mir hergehuscht und legte mir den Finger auf den Mund.

„Sie ist eingeschlafen,“ sagte sie, zugleich nach der offenstehenden Thür des Studirzimmers deutend, durch welche ich die Gouvernante in ihrem Lehnstuhl friedlich schlummern sah.

„Bist Du sicher, daß sie nicht erwachen wird?“ flüsterte ich.

Klarissa nickte.

„Ganz sicher! O, sie schläft fast in jeder Unterrichtsstunde, ich habe sie schon oft mit dem Federkiel gekitzelt, ohne daß sie erwachte.“

„Aber wäre es dann nicht besser, in den Garten zu gehen?“

„Nein, ich fürchte mich vor dem Onkel,“ sagte sie, indem sie sich an mich schmiegte.

Wir setzten uns auf das kleine Sofa, immer die Thür im Auge behaltend, die uns von der Gouvernante trennte. Es war eine köstliche Idylle! Wir saßen Hand in Hand wie Paul und Virginie, und nachdem die Braut dem Bräutigam erzählt hatte, daß sie sonst ihre schlummernde Gouvernante mit dem Federkiel zu kitzeln pflege, vertraute der Bräutigam nun seinerseits der Braut seinen geheimen Flucht- und Heiratsplan. Klarissa hatte gar nichts dagegen einzuwenden. Auch sie hielt dies für das einzige Mittel, einer Verbindung mit Baron Brückner zu entgehen und zweifelte nicht im geringsten, daß uns Onkel Johannes den Jugendstreich bald verzeihen würde, denn „im Grunde hat er uns doch alle beide lieb,“ sagte sie naiv.

Wir besprachen die Details: Nachts, wenn alles im Hause schlafe, wollte ich sie am Gartenpförtchen erwarten, den Schlüssel hiezu würde ich mir zu verschaffen wissen. Natürlich müßte das Bräutchen zu Fuß gehen, Wagen konnte ich, ohne Aufsehen zu erregen, keinen bekommen, da jedoch nur drei kleine Stunden uns vom Ziel trennen und überdies Vollmond sei — Klarissa ließ mich nicht ausreden. Sie klatschte freudig in die Hände bei dem Gedanken an eine heimliche Mondscheinpromenade, so daß ich sie mahnen mußte, leiser zu sein. Ich machte ihr

dann noch den Vorschlag, Sweetheart zu besteigen, wenn ihr das Gehen zu beschwerlich sei, ich würde das Pferd am Zügel führen.

„Nein," sagte sie, „das erinnert mich an die Flucht nach Aegypten, nein, nichts Altbiblisches! Wir wollen beide zugleich reiten, das ist romantischer."

Soweit war also alles in schönster Ordnung. Ich trug ihr noch auf, abends ja nicht zu lange im Salon zu verweilen und trennte mich dann von ihr. Ehe ich ging, liebkoste ich ihre Gestalt mit einem langen Blick, aber ich küßte sie nicht. Merkwürdig, nun ich die Gewißheit hatte, daß sie meine Frau würde, empfand ich nichts mehr von dem wahnsinnigen Verlangen, das mich vorher so elend gemacht.

Der Tag verging in namenloser Unruhe. Schon bei Tisch mußte ich die Cousine mehrmals warnend ansehen, so auffallend benahm sie sich, ja, ein nicht ganz unbefangener Zuhörer hätte aus ihren Andeutungen die Geschichte unserer Flucht herauslesen können. Zwar geschah nichts von alledem, aber ich gewahrte doch mit Schrecken, daß Klarissa von dem Ernst unseres Vorhabens und von der Gefahr, in der wir schwebten, keinen rechten Begriff habe.

Ich dankte meinem Schöpfer aus tiefster Seele, als wir nun die Abendmahlzeit hinter uns hatten und der Graf früher als gewöhnlich das Zeichen zum Aufbruch gab. Mit heftigem Herzklopfen begab ich mich in mein Zimmer, steckte meine Kapitalien zu mir und einen geladenen

Revolver, dann schickte ich mich an, den Rendezvousplatz zu erreichen. Sweetheart war außerhalb der Mauer angebunden und wieherte mir fröhlich entgegen. Ich beruhigte das Tier und wartete — wie mich dünkt — endlos lange! Endlich, gegen elf Uhr, hörte man Schritte auf dem Kiesplatz, sie kamen näher. Ich runzelte die Stirn, denn Klarissa kam durchaus nicht so lautlos, wie ich es ihr anempfohlen hatte.

Zwei Minuten nachher wußte ich warum — Onkel Johannes stand vor mir.

„Also wirklich?“ sagte er in herbem Tone. „Ich wollte Madame Känzeli nicht glauben, als sie eben händeringend in mein Zimmer stürzte, um mir eine abscheuliche Fluchtgeschichte vorzutragen. Ich hielt es für einen tollen Traum der alten Dame — also wirklich! Und mein Sohn ist der Verführer. — Der Knabe, den ich sorgfältig erzog, dem ich ein stolzes Erbe zugedacht hatte, der Knabe trotzt meinem Verbot und überredet seine leibliche Anverwandte, ein Kind an Jahren und Gesinnung, zur Flucht und damit zur Schande. Also alles vernichtet, was ich erstrebt! Es gelang mir nicht, Dir den Begriff von wahrem Adel in die Seele zu pflanzen, nur den Leichtsinn, die Frivolität gewisser Kavaliere konntest Du nachahmen, nicht die Tugenden der Besseren. Geh hin, Rasender, zerbreche Dein Wappenschild, Du bist nicht wert, es zu führen!“

Er wandte sich um und wollte, ohne mich gehört zu haben, dem Schlosse zu; da trat ich ihm kühn in den Weg.

„Du mußt mich anhören, Onkel Johannes, Du darfst mich nicht ungehört verdammen! Ich liebe meine Cousine — ist das ein Verbrechen, ist sie nicht liebenswert? Daß ich sie ohne Deine Erlaubnis zur Frau nehmen wollte, das ist ein Unrecht und ich bitte Dich deshalb um Verzeihung, aber ich schwöre Dir, ich that es nur, weil ich glaubte, Du würdest uns doch nicht lange zürnen."

„Zwingen wolltest Du mich? Zwingen? Dazu bist Du zu spät geboren, mein Sohn. Graf Johannes Tettenborn läßt sich nicht zum Kinderspotte machen, und darum freue Dich, daß Dein thörichter Plan durch Klarissa selbst vernichtet wurde, denn ich hätte euch nie verziehen und Du hättest ihr Unglück verschuldet wie Dein eigenes. Daß wir nach einem solchen Vorfalle nicht zusammenleben können, wirst Du begreiflich finden. Klarissa kehrt morgen in ihre Pension zurück und Du begibst Dich mit Deinem Magister auf Reisen. Die Mittel hiezu werde ich Dir verabfolgen."

„Halt," sagte ich mit zitternder Stimme, „nicht weiter, Herr Graf! In diesem Tone läßt ein Tettenborn nicht mit sich reden. Von Ihrer Liebe konnte ich alles annehmen, in dem Augenblick aber, wo es zum Almosen wird, danke ich dafür. Ich glaube, Sie haben recht, ich bin noch ein unfertiger Mensch, ich will in die Welt hinaus, will zum Mann werden! Auf den Hofmeister verzichte ich, ebenso auf alles übrige. Seien Sie nicht hart gegen die Cousine das ist alles, was ich von Ihnen

erbitten möchte. Und jetzt erlauben Sie mir wohl, ins Schloß zurückzukehren, denn mit der heimlichen Abreise ist es ja nun doch vorbei."

Der Graf nickte. Ich machte Sweetheart von der Mauer los und wir schritten alle drei durch den Hof. Dort kamen uns schon Knechte mit Lichtern entgegen; in meiner Gemütsverfassung war mir das gleichgiltig. Trotzig ging ich ins Schloß, verbeugte mich schweigend vor meinem Onkel und betrat mein Zimmer.

Dort angekommen, verließ mich meine imposante Männlichkeit, laut weinend stürzte ich auf den Teppich vor meinem Lager.

Es hatte mich doch gewaltig angegriffen. Onkel Johannes, der zeitlebens wie ein Vater, nein, wie ein älterer Freund zu mir stand, hatte mir böse Dinge gesagt. Ganz seltsam! Nicht einen Augenblick dachte ich an die Geliebte, die mir genommen ward, nur die verächtlichen Worte des Grafen peinigten mich wie glühende Pfeile. Das Ehrgefühl regte sich mächtig in mir und die Pistole, die ich für unsere nächtliche Flucht zu mir gesteckt hatte, drückte wie mit Zentnerschwere auf meiner Brust. O, wahrlich, es war ein schwerer Kampf, bis ich mich so weit bezwang, sie von mir zu schleudern. Nein — das durfte ein Tettenborn nicht! Ich mußte leben und dem Onkel beweisen, daß ich nicht nötig hatte, mein Wappenschild zu zerbrechen.

O Freund, die Thränen, die ich damals, auf dem Boden liegend, weinte, waren die bittersten meines Lebens,

aber ich schäme mich ihrer nicht. Wie ein verwundeter Hirsch lag ich da, ins Innerste getroffen; ich glaubte, ich würde an der Wunde, die meinem Stolze geschlagen ward, verbluten müssen!

Ein leises Klopfen an der Thür brachte mich zur Besinnung. Schnell sprang ich auf und kühlte meine Augen mit frischem Wasser, ehe ich „Herein!" rief.

„Ist es erlaubt?" sagte eine bekannte Stimme und setzte hinzu: „Mein Gott, wie dunkel!"

„Ah, Sie sind es, Herr Doderich!" rief ich, meine Aufregung bemeisternd. „Warten Sie, ich werde Licht machen."

Ich brauchte ziemlich lange, bis ich das Feuerzeug fand und bis endlich das Licht brannte, aber in diesem Augenblick hatte ich auch meine Herrschaft über mich wieder gefunden und der Magister konnte wenig von meinen Seelenkämpfen bemerken. Wie sah dagegen der arme Mensch aus! — bleich und schlotternd, rein zum Erbarmen!

„Haben Sie einen Geist gesehen, Herr Doderich?" scherzte ich mit erheucheltem Humor.

Er fiel mir schluchzend um den Hals. Der gute Mensch liebte mich wahrhaft, trotzdem ich ihn noch vor wenigen Tagen in meiner wahnsinnigen Eifersucht beleidigt hatte.

Ich war von seiner Anhänglichkeit im Innersten gerührt. Was er sprach, kam alles nur stoßweise und von schweren Seufzern begleitet, über seine Lippen: „Der

Herr Graf sagte mir, Sie werden morgen mit dem Frühesten verreisen?“

„So ist es, mein lieber Magister, auf Wilhelm Meisters Lehrjahre folgen die Wanderjahre!“

„Aber — was für mich sehr schmerzlich ist — Sie werden allein reisen!“

Ich bot ihm gutmütig die Hand: „Nehmen Sie es nicht übel, immer kann man doch nicht seinen Erzieher zur Seite haben.“

„Ja wohl — ja freilich — es wird mir nur schwer, mich so plötzlich von Ihnen zu trennen.“

„Um Ihretwillen ist es mir leid, Herr Doderich, und wenn ich wüßte, wie ich Ihnen eine Stellung verschaffen könnte —“

Er fiel mir lebhaft ins Wort: „O, darüber machen Sie sich keine Sorge. Der Herr Graf hat mir soeben einen Posten als Privatsekretär angetragen.“

Daran erkannte ich meinen Onkel Johannes. Großmütig und edel war er wie kein zweiter. Und weil ich das wußte, und weil ich ihn liebte, brannten mir seine Worte nur um so schmerzlicher im Innern.

„Nun also, Herr Doderich,“ rief ich, „das ist ja sehr erfreulich, dafür bin ich dem Grafen auch wirklich dankbar. Dann ist also das Seufzen und Wehklagen gar nicht am Platz, sondern vielmehr ein herzliches ‚Adieu‘ und ein fröhliches ‚Auf Wiedersehen!‘“

Er überreichte mir ein großes Couvert, das ihm der Onkel für mich eingehändigt hatte. Ich riß es hastig

auf, keine Zeile war darin, wohl aber eine Anzahl von Bankscheinen, die eine stattliche Summe repräsentiren mochten. Sofort gab ich dem Magister das Paket zurück.

„Danken Sie dem Grafen in meinem Namen und sagen Sie ihm, ich wäre mit Reisegeld versehen.“

Er steckte das Couvert seufzend zu sich, dann küßte er mich zum Abschied, nachdem er mich vorher um Erlaubnis fragte, flüchtig und verschämt wie ein junges Mädchen.

„Wo gedenken Sie zunächst hinzugehen, Herr Graf?“ fragte er mich.

„Nach Paris,“ sagte ich aufs Geratewohl. „Es ist gleichgiltig, an welcher Studienanstalt ich mich immatrikuliren lasse und Paris ist die Stadt, wo man viel lernen kann, vor allem eines: Vergessen! — Nun aber sollen auch Sie mir eine Frage beantworten: Kennen Sie den Grund meines Zerwürfnisses mit dem Onkel?“

Er nickte.

„Und wie hat Madame Känzeli den Entführungsplan erfahren?“

„Die Comtesse selbst vertraute ihr denselben. Sie wollte alle möglichen Geschichten mitnehmen, Toiletten und Bücher, sogar ihren Papagei mußte die Zofe aus der Volière heraufbringen. Das Tier kreischte natürlich die Gouvernante im entscheidenden Moment aus dem Schlaf. Sie schöpfte Verdacht und drang in die junge Dame mit Fragen, bis ihr diese um den Hals fiel und weinend alles gestand. Sie glaubte, Madame Känzeli würde ihr

zur Flucht verhelfen, aber diese sperrte das Comteßchen ein und lief spornstreichs zum Grafen."

Ich lächelte ironisch.

„So dachte ich mir die Geschichte. Am Ende muß ich der guten Schweizerin und dem Papagei noch dankbar sein, denn ich glaube, Doderich, ich war im Begriff, einen dummen Streich zu begehen."

Er drückte mir die Hand.

„Erkenntnis ist der halbe Weg zur Besserung," sagte er. „Gott segne Ihren ferneren Lebensweg, und nun — auf nach Paris!"

Marguerite.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Geschützt.

Marguerite

Du kannst Dir vorstellen, mit welchen Empfindungen ich einige Stunden später vor dem Schlosse stand, um den noch weiß behangenen Fenstern meiner Cousine ie letzten Abschiedsgrüße zuzuwinken.

Eine traumselige Stimmung in der Natur, kein Lüft-hen regte sich. Im Osten begann ein zartes Glühen und vom benachbarten Aehrenfelde erhob sich eine Lerche und stieg mit schmetterndem Jubelruf in die Lüfte. Ich ah dem Tierchen nach, bis es in den Wolken verschwunden var. Eine Art von Galgenhumor kam über mich. Der leine Sänger beschämte mich mit seiner heiteren Lebens-uffassung, ich wollte es ihm zuvor thun und so begann ch denn, morgens um vier Uhr, an die Parkmauer ge-ehnt und meine Reisemütze schwingend, der Geliebten ein Abschiedsständchen zu singen.

„Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zieh' ich wieder aus,"

ang ich voll Uebermut, doch als ich an die Stelle kam:

„Will dich im Traum nicht stören,
Wär' schad' um deine Ruh',
Sollst meinen Tritt nicht hören,
Sacht, sacht die Thüre zu —“

da klang mein Tenor etwas gepreßt. Ich dachte an ein gewisses weiches Händchen, das sich bei dieser Stelle oft auf meine Lippen gelegt, und an ein rosiges Mündchen, das mir dabei: „Falsch, Cousin, falsch!“ zugerufen hatte. Ach, ich glaube falscher als an jenem Morgen hatte ich die Worte noch nie gesungen. Das Gefühl übermannte mich derart, daß ich mein Gesicht an die Mauer drückte, das Funkeln und Glitzern, welches dort zurückblieb, schien mir nicht vom Morgentau herzurühren. Dann aber raffte ich mich auf und schritt rüstig meine Straße. Du mußt nämlich wissen, daß ich, Onkels bequemen Landauer verschmähend, zu Fuß nach Dresden wanderte. Bob hatte den Koffer mit meinen Habseligkeiten schon vorausgefahren und ich schritt hinterdrein, mit dem Ränzel auf dem Rücken, der richtige Handwerksbursch. Dieses Gefühl der Selbständigkeit gab mir denn auch bald meinen Mut und mein Vertrauen wieder. Ich erinnerte mich lebhaft des Morgens, da ich mit der Abiturientenmütze auf dem Kopf, voll stolzer Hoffnungen in die Heimat zog. Jetzt war es ernster. Ich zog aus, mit neunzehn Jahren auf die eigenen Füße gestellt, um mich aus eigener Kraft emporzuarbeiten.

An der großen Eiche, keine halbe Stunde vom Schloß, erwartete mich eine lange Gestalt — der Magister. Er

bat mich schüchtern um Verzeihung, daß er mir gegen meinen Willen hier auflauere, aber er fände keine ruhige Minute mehr, falls er mich nicht auf diesem schweren Gang begleiten dürfte. Erst wenn die Lokomotive mich seinen Augen entrückt, wolle er heimwandern, um ohne mich ein neues, trauriges Dasein zu beginnen.

Die Anhänglichkeit dieses Mannes rührte mich im Innersten, obgleich ich es mir nicht merken ließ. Ich schlug einen scherzenden Ton an, der auf meinen Begleiter seine Wirkung nicht verfehlte, und so wanderten wir denn bald in heiteren Gesprächen dahin, wie auf einem Spaziergang. So gut als möglich versuchte ich es, dem Magister das Bild meiner Zukunft prächtig auszumalen.

Er hörte mir eine Weile ruhig zu, dann meinte er: „Wenn Sie nur das dicke Couvert angenommen hätten, das Ihnen Ihr Herr Onkel durch mich übergeben ließ!"

„Still, kein Wort davon!" entgegnete ich.

Er schlug die Augen gen Himmel, seufzte und sagte dann salbungsvoll: „Freilich, wer die Lilien auf dem Felde kleidet —"

Da lachte ich laut auf: „Das ist kein guter Vergleich, Herr Magister; denn sothaner Bibelspruch besagt: ‚sie säen nicht, sie ernten nicht,' ich aber habe im Sinn, zu ernten und zu säen. Vertrauen Sie den Kenntnissen Ihres Zöglings so wenig, daß Sie glauben, sie würden ihren Mann nicht nähren? Schlimmstenfalls werde ich, was Sie waren, Erzieher eines unbändigen Burschen."

„O, Herr Graf!“ schalt Doderich errötend ein.

„Sorgen Sie sich nur nicht um mich. Fürs erste habe ich noch genug Geld, mich durchzuschlagen und,“ setzte ich lachend hinzu, „das verspreche ich Ihnen, ehe ich hungere, schreibe ich an meinen lieben Magister: ‚Samiel, hilf!‘“

Dieses Versprechen, im Scherze gegeben, schien ihm unendliche Freude zu bereiten. Er faßte meine Hand und drückte sie wieder und wieder, ruhte auch nicht, bis ich versprach, ihm von Zeit zu Zeit von meinem Dasein Nachricht zu geben.

In Dresden angekommen, hatten wir nur wenig Zeit vor uns bis zur Abfahrt des Pariser Schnellzuges. Doderich wunderte sich, daß ich mir ein Billet zweiter Klasse löste und meinte: „Wenn Seine Erlaucht davon eine Ahnung hätten.“ Ich erwiderte lachend, ich müsse von heute an sparen und würde am liebsten vierter Klasse fahren, wenn es in Schnellzügen solche gäbe. Er wich und wankte nicht vom Coupé, ehe sich nicht der Zug in Bewegung setzte, und noch lange sah ich die schwarze Gestalt, die blonde Mähne, das flatternde Taschentuch, orangegelb mit weißen Streifen, dann flossen die Farben ineinander und schließlich verschwand alles vor meinen umflorten Blicken — Heimat und Freunde.

Ich fand mich allein im Coupé, allein mit Fremden, die mir teilnahmslos ins Gesicht starrten.

Mit Gewalt zwang ich mich, meine Erinnerungen zu unterdrücken, ich wollte nicht mehr rückwärts schauen,

nur vorwärts, und zu diesem Zwecke begann ich meine Reisegesellschaft zu mustern. Rechts von mir saßen mehrere orientalisch aussehende Herren, deren schwarze Glanzlederpäckchen und seltsam konstruirte Kofferchen sie mir als Commis-Voyageurs erkennen ließen, links von mir eine blasse, dürftig gekleidete Frau mit einem Wickelkind auf dem Schoß und einem dreijährigen Bübchen neben sich, und mir vis-à-vis ein junger Mann mit blondem Vollbart und offenen, fröhlichen Gesichtszügen, die mich sofort für ihn einnahmen. Die Orientalen in der Ecke dampften einen abscheulichen Knaster, mir wurde davon übel wie einem jungen Mädchen. Ich hielt mein parfümirtes Taschentuch an die Nase, doch sobald ich auf dem Gesichte meines Gegenübers ein ironisches Lächeln bemerkte, steckte ich das Tuch wieder ein.

So weit wäre alles gut gegangen, wenn nicht von der lauten Unterhaltung der drei Hebräer das Wickelkind auf dem Arm der blassen Frau erwacht wäre. Baby ließ sich so etwas nicht gefallen und mischte sich nun mit kräftigem Schreien in das Gespräch. Eine verlegene Röte huschte über das Gesicht der Mutter. Sie versuchte alle Mittel, das Kind zu beruhigen — vergebens. Baby war übel gelaunt und schrie wacker fort. Auch dem Knaben schien Schwesterchens Schmerz zu Herzen zu gehen, denn er stimmte, leise weinend, in das Geschrei ein, sich mit den Händchen ängstlich an der Mutter Röcke klammernd.

„Na, hören Sie, Madame, das ist doch keine Kinderstube," ließ sich jetzt aus der Ecke eine rauhe Stimme

vernehmen, und eine zweite setzte ärgerlich hinzu: „Warum sind Sie denn mit Ihren Würmern nicht ins Damencoupé gestiegen?"

Die erschrockene Frau errötete bis an die Haarwurzeln. Mit einem verzweiflungsvollen Lächeln irrten ihre Blicke von einem der Passagiere zum andern, zugleich besänftigend und Hilfe flehend. Und nun sah man auch, daß die Frau noch jung und hübsch war, nur verhärmt, durch Sorgen entstellt. In ihrer Angst wußte sie nicht, was zuerst beginnen. Sie tätschelte den Blondkopf des Knaben und sang mit leiser Stimme dem Baby ein paar Takte des gewohnten Schlummerliedchens, zwischen durch erzählte sie, daß sie bereits mit ihren Kindern im Damencoupé Platz genommen habe, aber von einigen unduldsamen Alten wieder verjagt worden sei mit der Bemerkung, die Mutter und das Baby müßten sie sich gefallen lassen, der Knabe aber gehöre in ein Herrencoupé. „Nun sehen Sie, ich kann doch den dreijährigen Burschen nicht allein fahren lassen," schloß die junge Frau mit einem Seufzer.

Da erscholl von den Lippen meines Gegenübers ein homerisches Lachen: „Was? Dein Geschlecht haben sie Dir schon zum Vorwurf gemacht, die alten Jungfern? Komm her, Bübchen" — und dabei setzte er den Kleinen auf sein Knie — „mich genirst Du gar nicht; sieh nur, ich zeige Dir was Schönes!"

Er zog seine Uhr und hielt sie dem Knaben hin, der mit beiden Patschhändchen darnach griff und aus Freude über das glänzende Ticktack bald seiner Thränen vergaß.

Einen Augenblick lang hingen die blauen Augen der Frau mit schwärmerischer Dankbarkeit an dem jungen Manne.

„Bruno wird Sie nicht lange belästigen,“ hauchte sie, „wir steigen in Reichenbach aus.“

„Bruno belästigt mich gar nicht,“ rief der junge Mann lebhaft. „Ich habe Kinder sehr gern, nicht wahr, mein Bürschchen?“

Und er ließ den nun jauchzenden Knirps auf seinen Knieen reiten. Auch Babys Schmerz wich endlich den überzeugenden Tröstungen der Milchflasche, und so kamen wir unter dem drolligen Geplauder des Knaben und dem dankbaren Lächeln der Mutter friedlich nach Reichenbach. Der blonde junge Mann zeigte sich auch hier noch äußerst dienstfertig gegen die Frau. Er nahm ihr das Kleine ab, damit sie besser aussteigen könne; dann reichte er ihr die Kinder hinunter, eines nach dem andern, und ich bot eifrig die Reisetasche, um nur auch etwas thun zu können. Die erfreute Mutter wußte nicht genug Worte des Dankes.

„Gott segne es Ihnen beiden!“ sagte sie, ehe sie ging.

„Und Gott sei Dank, daß die Gören fort sind!“ rief zur gleichen Zeit die rauhe Stimme in der Ecke, worauf mich der blonde junge Mann lustig blinzelnd ansah und ganz laut zu mir sagte:

„Geschmacksache! Mir sind schreiende Kinder noch immer lieber als gewisse Leute!“

„Ja wohl!“ entgegnete ich ebenso und sah die Herren herausfordernd an. Keiner erwiderte etwas, sie

steckten die Nasen wie auf Kommando in ihre roten Reisebücher.

Meinem Gegenüber hatte mich die kleine Episode näher gebracht. Wir plauderten von nun an lebhaft miteinander, und im Verlauf der Reise erfuhr ich, daß der Herr Maler sei, bereits seit drei Jahren an der Pariser Akademie studire, daß er einen kranken Onkel in Dresden besucht habe und jetzt mit neuer Arbeitslust nach Paris zurückkehre.

Wer war froher als ich! Ja, ja, der Magister hatte schon recht: der die Lilien kleidet, würde auch mich nicht verlassen. Da hatte ich, was ich brauchte, einen frischen, fröhlichen Gefährten!

Ich erzählte ihm von meiner Geschichte just so viel, als mir geraten schien, und bat ihn, mir in Paris ein bescheidenes Logis suchen zu helfen. Es war ein eigenes Lächeln, das hierauf über meine feine Kleidung herunterglitt, ein Lächeln, das mir zu sagen schien: „Was willst denn Du Grafensöhnchen in den Pariser Mietskasernen? Kehr um, mein guter Junge!“ Man konnte dem Maler den Gedanken vom Gesicht ablesen, als er mir entgegnete: „Möglicherweise hat Madame Vivieux ein Zimmer frei. Madame Vivieux ist meine Hausfrau, die kleine Stuben an allerhand junge Leute vermietet — Studenten, Maler, Verkäuferinnen — aber das wird Ihnen wohl nicht passen?“

„Im Gegenteil, das paßt mir sehr!“ erwiderte ich. „Auch ich bin Student und noch dazu einer, der von sehr bescheidenen Mitteln leben muß.“

„Madame Vivieux hält aber kein Hotel, wie Sie sich vielleicht vorstellen. Sie wohnt in einem ganz ärmlichen Viertel, im Quartier Mouffetard. Die Häuser stehen dort eingeschachtelt wie die Sardinenbüchsen. Ihre Grafenkrone wird schwerlich in diese Umgebung passen. Wenn ich Ihnen raten darf, so lassen wir sie in der Reisetasche," setzte er gemütlich hinzu.

„Ich habe sie gar nicht bei mir," sagte ich lachend. „Sie sehen in mir den Studenten Walter Tettenborn, künftigen Schüler der Sorbonne, und wenn Sie mir die Ehre erweisen wollten, mich in Ihrer Sardinenbüchse unterzubringen, würden Sie mich unendlich beglücken."

Er schüttelte mir treuherzig die Hand und der Bund war geschlossen. — — — — — — — — — —

Nun aber nach Paris zu Marguerite!

Lieber Freund, was nun folgt, ist eine Grisettengeschichte. Wenn sich in Deinem Innern etwas von tugendsamer Entrüstung regt, wenn Du Marguerite verdammen könntest, weil sie mein war ohne Genehmigung des Standesbeamten, so schlage das Buch zu und laß uns von anderen Dingen reden. Willst Du mir aber folgen, so ziehe hier den Philister aus, ich verspreche Dir, daß Du ihn bei späteren Kapiteln wieder anziehen darfst.

Paris also machte auf mich, der sozusagen vom Lande kam, einen überwältigenden Eindruck. Diese Häuser, diese Straßen ohne Ende, diese Unmassen von Menschen, dieses Durcheinanderjagen ohne Carambolage, das Läuten der Pferdebahn, die Zurufe der Kutscher, der ungeheure

Lärm, ähnlich dem Brausen des Meeres, dieses warme, rasch pulsirende Leben wirkte elektrisirend auf mich. Weniger erbaut war ich vom Quartier Mouffetard im allgemeinen und von meiner Stube im besonderen, denn Madame Vivieux hatte in der That gerade eine solche frei. Es traf sich herrlich! Ein junger Student war vor wenigen Tagen herausgestorben. Ich glaube, ich wurde blaß bis in die Lippen, als mir die kleine, schwatzende Alte das vortrug. Wer mir vorgestern noch so etwas zugemutet hätte!

Ein mitleidiges Lächeln meines Begleiters bestimmte mich jedoch, anzunehmen. Er sollte nicht glauben, daß ich mich etwa gar fürchte oder gewisse Vorurteile hege, er sollte sehen, daß ich ein ganzer Mann sei. Und so saß ich denn bald darauf allein in meinen vier Wänden und betrachtete mir das Erbe meines seligen Vorgängers. Ich hatte meine Erwartungen recht nieder geschraubt — in Dresden bewohnten wir, der Magister und ich, just auch keine Prunkgemächer, aber solch ärmlichen Raum hatte ich nicht erwartet. Ein Bett, ein Tisch, der zugleich als Waschtisch dienen mußte, ein Stuhl — wenn ich Besuch bekam, mußte ich also meine Gäste bitten, auf dem Bette Platz zu nehmen — eine Kommode mit gehäkeltem Deckchen, an der Wand ein winzig kleiner Spiegel und einige Heiligenbildchen in Goldpapierrahmen. In der Ecke ein kleiner, eiserner Ofen, an den man sich nicht anlehnen konnte, ohne ihn umzuwerfen. Kein Kamin, keine Pendüle, keine Leuchter — wer hatte mir nur

gesagt, daß in Paris auch der ärmste Arbeiter sein Cheminée besäße, seine Stockuhr und silbernen Leuchter?

Das Bett schien mir noch das beste von den Möbeln. Es war von anständiger Breite, nicht schwellend wie in Tettenbornhouse, aber reinlich bezogen, und das ist in der Fremde schon viel. Als ich in solchen Betrachtungen davor stand, fiel mir der verstorbene Student wieder ein und ein Grauen überkam mich.

Zum Glück klopfte es an meine Thür. Die knixende Alte trat ein mit dem Meldezettel und sie habe vergessen, zu fragen, ob Monsieur den Kaffee von ihr nehmen wolle? Selbstverständlich wollte ich ihn von ihr nehmen und wenn er aussähe wie die spartanische Suppe.

Wenn ich damals hätte ahnen können, daß ich mir in der Folge nicht nur den Kaffee, sondern alle Mahlzeiten selbst bereitete!

Als die Alte das Zimmer verlassen wollte, rief ich sie zurück. „Madame, entschuldigen Sie gütigst, es ist keine müßige Neugier, wenn ich Sie frage: jener Student, ist er in diesem Bette gestorben?"

„Dieu m'en garde! Er besaß sein eigenes Bett, das von den Erben längst abgeholt wurde."

Sie sagte es mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt, und ich war damals naiv genug, es zu glauben.

Aber wie es auch sei, der selige Herr Student störte meinen Schlummer nicht im mindesten; ich schlief in dem französischen Bett wie eben nur ein junger deutscher Barbar schlafen kann. Nur einmal, gleich im Anfang,

erwachte ich. Es war in der Stube neben mir jemand nach Hause gekommen, ich hörte leichte, trippelnde Schritte, dann einen leisen Gesang wie das Zwitschern eines Kanarienvogels, ein Stuhl wurde umgeworfen, übermütiges Lachen ertönte, schließlich ein halbunterdrücktes Gähnen. „Bon soir, Henri!“ sagte eine Mädchenstimme, dann war alles still.

Ich mußte morgens beim Aufstehen lebhaft daran denken, doch blieb es im Nebenzimmer so ruhig, daß ich mir einbildete, ich habe das alles nur geträumt.

Noch am selben Tage ließ ich mich an der Sorbonne einschreiben, verschaffte mir die nötigen Bücher und machte Besuche bei den Professoren.

Meinen neuen Freund, Alfred Weiße hieß der Gute, hatte ich bis dahin nicht wiedergesehen. Jetzt, da sich die Sehnsucht nach einem guten Restaurant in mir regte, klopfte ich an seine Thür.

Ah, da sah es schon besser aus! Dadurch, daß er seine Schlafstube zugleich als Atelier benützte, hatte das Ganze einen gewissen malerischen Anstrich. Das Bett stand hinter einem großen Schirm von Bastgeflecht, das er mit allerhand grotesken Blumen und Käfern à la Japonaise beklext hatte, am Fenster hing ein roter Fetzen, kunstvoll zurückgeschlagen, Bilder und Skizzen belebten die Wände, vor der Staffelei lag sogar ein Stück von einem Teppich, ein ausgestopfter Fuchs und dito Papagei vervollständigten das Ensemble, und dort in der Ecke — ich traute meinen Augen kaum — stand ein üppiges

orientalisches Sofa und davor, auf niederem Tischchen, eine Opiumpfeife und eine Schachtel Cigarretten. Ich war nahe daran, meinen Freund für den größten Maler Frankreichs zu halten. Er gewahrte mein Erstaunen und sagte lachend: „Nicht wahr, es läßt sich hier leben? Ja, mit etwas Phantasie und gutem Willen kann man jede Höhle menschlich gestalten.“

Darauf lud er mich ein, eine Cigarrette zu nehmen; ich konnte es mir nicht versagen, mich dabei ein wenig auf die herrliche Ottomane zu legen. Ein verdächtiges Knistern machte mich aufspringen. Ich untersuchte das Prachtstück genauer und entdeckte — zwei Reihen übereinandergelegter und mit Strohhäcksel gefüllter Säcke, über die ein alter türkischer Shawl geworfen war, vielleicht der Jugendstolz seiner seligen Großmutter. Nun konnte ich mich nicht enthalten, recht herzlich hinauszulachen.

„Ein wenig Phantasie nennen Sie das? Aber, mein Lieber, das ist ja kühne, himmelstürmende Phantasie! Ein wahres Glück, daß ich Sie finden mußte. Sie haben mir ein Obdach gegeben, möchten Sie nun meinem hungrigen Magen nicht auch zu etwas verhelfen? Aber nicht mit Phantasie, mit etwas Reellerem, wenn ich bitten darf!“

„Sie meinen, ich soll Sie in ein Restaurant führen? Das ist nun allerdings gegen meine Gewohnheit. Man verliert zu viel Zeit dabei. Den ganzen Vormittag sitze ich in der Akademie, da muß ich denn die Zwischenzeit

redlich ausnützen, um meine Stunden bezahlen zu können. Ich gehöre nicht zu den Nesthäkchen Fortunas; wenn ich es vorwärts bringen will, muß ich tüchtig die Hände rühren. Sehen Sie diese Bilderchen, mein Kunsthändler zahlt mir dafür zwanzig Franken Stück für Stück, just wie beim Zwetschgenhandel, und sauber und fleißig müssen sie ausgeführt sein, sonst schlägt sie mir der Ehrenwerte zurück. Was sagen Sie dazu? Es ist nicht künstlerisch, aber im Grund, was kümmert's mich, wie die Leiter beschaffen ist, auf der ich emporklimme, wenn ich auf ihr nur die höchsten Stufen der Kunst erreiche!"

Ich sah ihn ganz überrascht an. „Aber essen Sie denn gar nicht zu Mittag?"

„Manchmal, wenn ich besondere Lust zum Arbeiten habe, vergesse ich ganz darauf, ab und zu koche ich mir selbst ein Beefsteak, Rührei, eine Tasse Kakao, was mir eben Spaß macht; an hohen Festtagen aber, als da sind: mein Namens- und Geburtstag oder so wie heute le retour dans la patrie, an solchen feierlichen Tagen bekomme ich die Mahlzeit von schöner Hand zubereitet und ins Haus geschickt. Sie staunen, junger Freund? Ja, dieses Paris! Es lebe Paris!"

Er ging nach der Thür, vor der sich schlürfende Schritte bemerkbar machten, und ließ eine Frau mit verdecktem Korb eintreten.

Es war eine mürrische Alte in der Kleidung einer Dienerin. Ich zog Freund Alfred ganz entsetzt beiseite: „Ist das die Fee, der Sie Ihre Festmahlzeiten verdanken?"

Er lachte laut auf. „Welche Idee! Göttlich! Nanon, er fragt mich, ob Deine Liebe mir diese köstlichen Pastetchen verschafft?“

Die Alte, eben dabei, ihre Sachen auszupacken, schürzte verächtlich die Oberlippe, wodurch sie noch häßlicher erschien, und antwortete: „Bien que ça. Es könnte mir einfallen, für solchen Railleur Kuchen zu backen.“

„Es fiele mir auch nicht ein, von solchem Scheusal Kuchen zu essen!“ lachte der Maler und die Alte verschwand ohne Gruß wie sie gekommen war.

„Aber ums Himmelswillen,“ sagte ich ganz entsetzt, „wer war denn diese abscheuliche Person?“

„Ein Drache, der eine verzauberte Prinzessin bewacht. Ich hoffe, daß Sie bei Ihrer Jugend noch so viel Pietät für die Märchenbücher der Kinderstube besitzen, um das Vorhandensein solcher Drachen nicht zu bestreiten.“

Er legte lachend den Arm um mich, führte mich zu seinem Häckselsofa und lud mich ein, ohne Umstände an seinem Göttermahl teilzunehmen. Ich wollte erst ein bißchen beleidigt thun, denn er hatte mich wiederum an meiner empfindlichsten Seite, bei meinen neunzehn Jahren, gepackt, aber seinem Frohsinn konnte keine üble Laune stand halten. Außerdem war ich hungrig und die Speisen sahen wirklich einladend aus. Sogar eine Flasche Rotspohn war beigegeben, an der ein Strauß Spätrosen festgebunden war. Alfred teilte brüderlich alles mit mir. Ich glaube, wenn seine Geliebte in diesem Augenblick

eingetreten wäre, er hätte die Gastfreundschaft so weit getrieben, mich zu einem Kuß auf ihre frischen Lippen einzuladen. Er versprach, mich nächstens mit ihr bekannt zu machen; wir wollten nach Surèsne fahren, um Fische zu essen, oder nach Asnière, das mit der Bahn in einer kleinen halben Stunde zu erreichen sei, um dort zu singen, zu tanzen, zu rudern und blühenden Unsinn zu treiben. Der Maler sprudelte eine solche Lebenslust und Heiterkeit von sich, daß ich darüber all meine Sorgen vergaß und mit fröhlichen Augen in die Zukunft schaute. Wahrhaftig, mein Entree in Paris war so übel nicht!

Nach einer Stunde etwa empfahl ich mich meinem neuen Freund, um mich mit den Büchern vertraut zu machen, die ich mir vormittags gekauft. Ich hatte verschiedene Kollegien belegt und wollte mich doch einigermaßen darauf vorbereiten. Schon fühlte ich die Thürklinke in der Hand, da kreuzte ein Gedanke meinen Kopf und ich wandte mich nochmals um.

„Sagen Sie mir doch, wer ist denn eigentlich dieser Henri, der neben mir wohnt?“

Er machte ein listig blinzelndes Gesicht. „Henri? Daß ich nicht wüßte! Die kleine Marguerite Valtamier bewohnt jenes Zimmer. Wie kommen Sie auf einen Henri?“

Ich sagte, daß ich heute nacht den Namen vernommen, daß ich mich aber möglicherweise getäuscht haben könne.

Er pfiff leise vor sich hin, ein ironisches Lächeln

kräuselte seine Lippen. „Getäuscht? Nein, nein, es ist schon möglich, aber der kleinen Tigerkatze hätt' ich es gar nicht zugetraut. O, diese Mädels!"

Während ich in mein Zimmer ging, dachte ich über den Sinn seiner Worte nach und wußte nicht, was mich dabei ärgerte. Aber so viel ist gewiß, sie erweckten in meinem Innern eine unangenehme Empfindung, die ich nicht mehr los werden konnte. Unmutig schob ich meine Bücher beiseite und ging daran, meinen Koffer auszupacken. Klarissas Bild kam mir plötzlich in die Hände, ich fühlte, daß mir dabei alles Blut nach dem Kopf stieg. Es war, als hätte mich die Geliebte auf einer Untreue ertappt. Ich schämte mich. Noch keine drei Tage von ihr entfernt und schon beschäftigte mich der Gedanke an ein anderes Weib, das ich noch nie gesehen, das man soeben mit dem gewiß nicht schmeichelhaften Namen Tigerkatze belehnte und von dem ich noch nichts gehört hatte, als die ominösen Worte: „Gute Nacht, Henri!"

Ich befestigte Klarissas Bild über meinem Bett und glaubte mich nun vor allem bösen Zauber gefeit.

Abends begleitete mich Alfred auf einem Spaziergang durch die Stadt, später führte er mich in ein Restaurant, wo man Münchener Bier trank und ich die Bekanntschaft von mehreren netten Landsleuten machte.

Ganz wirr von dem Lärm, dem Rauch und Biergenuß, erklomm ich gegen Mitternacht die Hühnerstiege, die zu Mama Vivieux' Prachtgemächern führt.

In dem Zimmer meiner Nachbarin war es heute

auffallend still, sie schlief wohl schon. Ich konnte es mir nicht versagen, eine Weile an der dünnen Bretterwand zu horchen; endlich vernahm ich ein Lebenszeichen. Ganz deutlich hörte ich, wie sich jemand im Bett dehnte und streckte und die Stimme von gestern flüsterte leise wie im Traum: „Bon soir, Henri!"

Das machte mich rasend. Ich empfand eine Art von Eifersucht gegen den Menschen. Wenn ich ihn dagehabt hätte, ich würde ihn ohne Zweifel erwürgt haben. Und daß der Elende keine Antwort gab! Auf diese zärtlich geflüsterten Worte keine Gegenrede! Der Holzklotz schlief wohl! Zum Donnerwetter, er sollte nicht schlafen, wenn ich mich über ihn ärgerte! Und ich schleuderte meine Stiefel auf die Erde, daß der Boden dröhnte.

„Ruhig, Henri, ruhig," sagte wieder die süße Mädchenstimme, „es ist nichts, nur ein Betrunkener, der sein Bett nicht finden kann."

„Sapristi!" Ich fluchte schon auf Französisch. Wenn mich Onkel Johannes so gesehen hätte, und Klarissa, meine kleine Klarissa! Ach was! Sie hatte alles verschuldet mit ihrem kindischen Gebahren, mochte sie nun die Folgen tragen!

Seitdem waren vierzehn Tage verflossen, ohne daß ich meine Nachbarin zu Gesicht bekommen hätte. Morgens, wenn ich in mein Colleg ging, war sie schon längst ausgeflogen; sie servirte, wie ich erfuhr, als Verkäuferin in einem kleinen Parfümeriegeschäft, und abends kam ich stets

nach ihr zu Hause; genug, ich hatte noch kein Pfötchen der kleinen Tigerkatze gesehen.

Wenn Magister Doderich auf Tettenborn sich unruhigen Gedanken überließ, sein ehemaliger Zögling hätte in Seine-Babel nichts Eiligeres zu thun, als sich in den Strudel ungekannter Vergnügungen zu stürzen, so irrte er gewaltig. Ich hatte bis heute gelebt wie ein Mönch, und zwar aus guten Gründen. Schon in den ersten Tagen meiner Selbständigkeit wurde es mir klar, daß ich bis jetzt wahrhaft kindische Begriffe vom Leben hatte.

Nach Anschaffung der notwendigsten Dinge war meine Barschaft ziemlich zusammengeschmolzen und mich ergriff ein eisiger Schrecken, wenn ich daran dachte, in welches Elend ich meine kleine verwöhnte Cousine führen wollte. Daß Onkel Johannes mir diesen Schritt nie vergeben hätte, daran zweifelte ich nun nicht im mindesten. Ich warf mich mit wahrem Feuereifer auf das Studium, und meine neuen Freunde, Alfred Weiße an der Spitze, gaben sich alle erdenkliche Mühe, mir Lektionen zu verschaffen, doch ohne Erfolg. Man kann sich vorstellen, daß mit meinen paar hundert Thalern und den bösen Aussichten für die Zukunft alle Kavaliersgelüste schon im Keim erstickt wurden.

Auch die prickelnde Begierde, welche mir meine weibliche Nachbarschaft im Anfang eingeflößt hatte, fing an zu erkalten. Ich sagte mir, es sei wohl nicht schwer, die Bekanntschaft jener kleinen Marguerite zu machen, und von der Bekanntschaft bis zur Eroberung ist oft nur ein

Schritt. Aber was hatte ich dann erreicht? Wog das Vergnügen, das mir die Kleine verschaffte, auch die Bresche auf, die sie voraussichtlich meinen Finanzen schlug, denn es war ja ein Mädchen — Mädchen wollen geschmeichelt sein. Sie haben alle möglichen kleinen Gelüste, wie ich das bei den Freundinnen meiner Kommilitonen sah: ab und zu eine Rose, ein buntes Band, eine Näscherei, sie wollen zu Gartenkonzerten geführt sein oder Sonntags aufs Land — großer Gott, wie hätte ich das machen sollen, ich, der nun bald selber vis-à-vis de rien stand. Nein, nein, mochte alles bleiben, wie es war, Marguerite bei ihrem Henri, ich bei meinen Studien.

Ein wahrhaft guter, vernünftiger Gedanke, aber doch ein bißchen störend für einen zwanzigjährigen leidenschaftlichen Menschen. Ich verlor zusehends meinen Humor dabei.

Um mich zu zerstreuen, führten mich meine Freunde eines Abends zu Bullier, wo ein Kostümball stattfinden sollte. Ich glaube, sie hatten sich miteinander verschworen, mir an jenem Abend eine Freundin zu verschaffen, aber sie hätten es wahrlich nicht ungeschickter anstellen können. Diese geschminkten und aufgeputzten Mädchen, die jeden Gast ungenirt duzen, widerten mich an. Ich erkundigte mich, ob Marguerite auch solche Lokale besuche, und war sehr befriedigt, zu hören, daß dies nicht der Fall sei. Im übrigen machte ich meinem Renommee als deutscher Bär an jenem Abend alle Ehre. Allzu zärtliche Annäherungen wies ich mit deutlicher Grobheit in die

Schranken, schließlich entzweite ich mich auch noch mit meinen Bekannten und lief davon.

Man soll aber ja nicht glauben, daß mein brüskes Benehmen mir in den Augen jener Mädchen geschadet hätte, im Gegenteil, ich war von nun an eine sehr gesuchte Persönlichkeit. Widerstand reizt, die Herbheit des Jünglings entzückte sie. Sie ahnten in mir etwas Apartes und warfen offen und versteckt ihre Netze nach mir. Ich aber hatte gar keine Lust, mich wie ein dummer Fisch einfangen zu lassen, und ging derlei Vergnügungen von nun an beharrlich aus dem Weg.

Am folgenden Sonntag machte mich Alfred Weiße mit seiner Fee bekannt. Es war eine noch junge, hübsche Zuckerbäckerswitwe aus unserer Straße, eine angenehme Person. Ein nettes rundes Köpfchen mit wahren Kirschenaugen saß auf einem rundlichen Körper, und trotz dieser Behäbigkeit plauderte und bewegte sich die kleine Frau so anmutig lebhaft, daß man vollständig im Bann ihrer Unterhaltung blieb. Sie lud mich ein, mit ihr und Alfred einen Ausflug nach Bougival zu machen, und ich schloß mich den beiden fröhlichen Menschen mit Vergnügen an. Im Laufe der Unterhaltung bemerkte ich, daß Frau Toinette das Leben just so betrachtete, wie es sich in ihren hübschen Augen spiegelte. Von Alfreds Künstlerschaft hatte sie gerade keine hohe Meinung, sie nannte es kostspieligen Müßiggang. Mit desto größerer Begeisterung sprach sie von ihrer Zuckerbäckerei. O, sie hatte Unternehmungsgeist, die kleine Frau, sie wollte vergrößern,

bauen, verändern, was weiß ich! Da Alfred all diese Ideen wie Kartenhäuser über den Haufen warf, so wandte sie sich an mich, bei dem sie geduldigere Ohren vermutete.

„Wenn ich mich wieder einmal verheirate," schloß sie jedesmal mit einem Seufzer, und der Maler blinzelte mir dann so lustig zu, daß ich Mühe hatte, nicht hinauszulachen. Alfred Weiße hinter dem Ladentisch seiner gemütlichen Freundin Eierbrot verkaufend, das war in der That ein köstliches Zukunftsbild.

In Bougival gefiel es mir ausnehmend. Bei Robinson findet man einen herrlichen Garten mit uralten Bäumen, auf denen man dinirt. Ich bitte um Verzeihung, dieses „auf" ist nicht etwa ein Lapsus meinerseits, nein, man sitzt in der That *auf* den Bäumen. Die Diners sur l'arbre chez Robinson sind bei den Parisern sehr beliebt. Auf den mächtigen Zweigen sind Tische und Bänke angebracht, ja zuweilen ganze Galerien, die rund um den Baum gehen. Diese luftigen Plätze, mit hellen Damentoiletten garnirt, gewähren einen hübschen Anblick.

Frau Toinette wollte sich keinem Höhepunkte anvertrauen, wir blieben deshalb in der Niederung, doch setzten wir uns so, daß wir die Sommervögel auf den Bäumen übersehen konnten. Da war vor allem in unserer nächsten Nähe eine übermütige Gesellschaft: zwei Herren und drei Mädchen, eines hübscher als das andere, eines das andere noch an Lustigkeit überbietend. Am besten gefiel mir eine Brünette in einem erdbeerfarbenen Kleid, das Strohhütchen kokett am Arme hängend. Der Maler grüßte

hinauf, sie dankte, wie mir schien, etwas spöttisch. Frau Toinette beobachtete die beiden scharf.

„Wer ist denn die reizende Kleine?“ fragte ich eiligst.

„Die haben Sie noch nicht gesehen? Es ist Ihre Nachbarin.“

„Marguerite Valtamier?“

„Dieselbe.“

„Nein, wie mich das wundert, daß Sie die Parfümeuse nicht kennen,“ sagte Frau Toinette mit einem bösen Lächeln, „sie läuft allen Männern nach.“

„Das ist nicht wahr,“ entgegnete der Maler ärgerlich, und ich hatte Mühe, das Thema von diesem gefährlichen Gegenstande abzulenken.

Ich fühlte, hier gab es einen Punkt im Leben der guten Frau Toinette, den man nicht berühren durfte. Die geschmeidige Mädchenfigur da oben schien der hübschen rundlichen Frau ein Greuel — sollte Alfred —? Tigerkatze hatte er sie genannt, als ich zum erstenmal von ihr sprach, dieser Ausdruck gab meiner Phantasie unerschöpfliche Nahrung. Ich wurde zerstreut und hörte kaum, was die redselige Frau an meiner Seite plauderte. Unaufhörlich suchten meine Augen das rote Kleid in den Zweigen. Tigerkatze? Warum hatte Alfred sie so genannt? Wenn man sie jetzt so betrachtete, wie sich ihr rotschillernder geschmeidiger Leib in Wellenlinien um den Baum bewegte, so fiel mir weit eher die Schlange ein an jenem berühmten Apfelbaum im Paradiese. Arme Toinette, war diese

Schlange deine Schlange, dann war's um deine paradiesische Ruhe geschehen.

Was zog nun eigentlich meine Blicke so magisch auf jene Mädchengestalt? War sie schön? Ich wette, sie hätte vor einem klassischen Schönheitskritiker kläglich Fiasko gemacht. Die Stirne war etwas zu schmal, die Nase zu klein, der Mund zu groß, die Augen gar nicht zu rubriziren, denn sie funkelten grün — kann man nun behaupten, daß Marguerite mit all diesen Mängeln schön war?

Gewiß war sie schön, schöner als die schönsten Weiber von Paris, das sah man erst, wenn man sie mit einer der sogenannten beautés verglich. Die starre regelmäßige Schönheit erblich vor dem Zauber ihrer lebendigen Unregelmäßigkeiten, wie der Mond beim Nahen der Sonne. Das klingt paradox, ist aber doch so. Alle, die Marguerite kannten, behaupteten das Gleiche. Es ist wahr, ihre Stirne war schmal und ein Gewoge von Löckchen verbarg sie gänzlich, aber das gefiel eben. Warum sollten nur breite nackte Stirnen schön zu nennen sein? Ihr Näschen war weder griechisch gerade noch römisch gebogen, es strebte kokett in die Lüfte, aber das sah eben so unendlich possirlich, so allerliebst neugierig, so — so naiv, zum Küssen aus!

Ein Näschen zum Küssen, man muß zugeben, daß das nicht oft vorkommen mag.

Es ist wahr, ihr Mund schien ein bißchen zu groß, aber rot und schwellend, und wenn er sich zum Lachen öffnete, und das that er oft, so zeigte er solch appetitliche

Dinge, daß man wünschte, er wäre noch größer! Es waren keine Zähne, die da zum Vorschein kamen, es waren Perlen zwischen Rosenblättern gebettet.

Lachst Du, lieber Freund? Thu das, lache immerhin, oder noch besser, suche Marguerite auf, und wenn Du sie gefunden hast, so geberde Dich noch toller, als ich es that.

So also sah die Schlange aus, die auf Frau Toinettens Lebensbaume saß.

In dem Maße, als die Lustigkeit in der Höhe ausartete, wurde es in der Ebene stiller und einsilbiger. Plötzlich kam mir der Gedanke, einer von den beiden Begleitern ist Henri, aber welcher, welcher? Ich mußte es erfahren, und zu diesem Zweck besah ich mir den Garten, von Zeit zu Zeit recht nahe an jenem Baum vorübergehend, um etwas von dem Gezwitscher der lustigen Vögel zu erlauschen. Man mußte das von oben bemerkt haben, und eh' ich's mich versah, bekam ich eine Handvoll Haselnußschalen an den Kopf geworfen. Ueberrascht sah ich auf. Die Huldinnen kicherten ungenirt über den gelungenen Scherz, nur Marguerite sah mir errötend in die Augen. Ich zog höflich meinen Hut und erkundigte mich, welche von den drei Göttinnen eigentlich ihr Dessert verloren habe. Die zwei anderen schwiegen erschreckt, Marguerite stammelte etwas, wie: „Je regrette beaucoup, monsieur, veuillez m'excuser," oder etwas Aehnliches, die Worte drangen nicht in meine Seele, wohl aber die süße Stimme, es war ja dieselbe, von der ich allabendlich

jenes abscheuliche „Bon soir, Henri!“ vernommen hatte. Und wie sie dabei ihr Kleid an sich zog und zwei reizend chaussirte Füßchen zeigte! Ah, Marguerite war Pariserin vom Scheitel bis zur Sohle.

Was an jenem Tag noch alles geschah, wie ich schließlich nach Hause kam, weiß ich nicht mehr, nur das weiß ich, daß ein erdbeerfarbenes Kleid in rasendem Galopp durch meine Träume tanzte.

Also ich war wieder verliebt; sagte ich es schon oder hast Du es erraten?

Kein Kunststück, meiner Treu. Nun denke man sich meine Lage. Ich lebte in einem fortwährenden Kampf. Es sprach ebensoviel für wie gegen meine Liebe. Dafür, diese bequeme, sinnverwirrende Nachbarschaft, der Kleinen Erröten und Lächeln, so oft sie mir begegnete, meine eigene Leidenschaft, die mich gebieterisch zu jener schlanken Gazelle zog; dagegen die zunehmende Leere meines Portemonnaies, meine aristokratische Verwundbarkeit in diesem Punkte und ein mächtiger Faktor — Henri. Klarissa kam gar nicht mehr in Betracht. Die kleine Cousine hatte sich in ihrem hübschen Porzellanzimmerchen zu Vevey wohl schon über meinen Verlust getröstet, während ich mich ihrethalben mühselig durch die Welt schlug. Ah, Onkel Johannes, wenn Du Deinen stolzen Liebling damals gesehen hättest! Ich machte unerhörte Anstrengungen, mir Geld zu verdienen, doch hatte ich kein Glück. Ein Knabe, dem ich die Anfangsgründe des Lateinischen beibrachte, starb an den Masern und nahm

meine Lehrthätigkeit mit ins Grab. Es gelang mir nicht mehr, weitere Lektionen zu bekommen.

So kam der Herbst und der Winter, der mir die Folgen meines Leichtsinns noch bitterer empfinden ließ. O Freund, ich fror und hungerte und schrieb dabei unaufhörlich an den Magister, wie herrlich dieses Paris sei und wie göttlich ich mich amüsire. In müßigen Stunden fabrizirte ich kleine Romane und Reisebilder, die ich von einem deutschen Verleger zum andern sandte und die mit einer rührenden Anhänglichkeit stets wieder zu mir zurückkehrten.

Von meinen Pariser Freunden, selbst von Alfred Weiße, zog ich mich nach und nach zurück. Ich wollte ihre Hilfe nicht in Anspruch nehmen, wollte ihnen andererseits auch nicht merken lassen, wie sehr ich auf dem Trockenen sitze, und zog es deshalb vor, allein in meinen vier Wänden zu bleiben.

Am Weihnachtsabend machte ich die unangenehme Entdeckung, daß mein Barvermögen bis auf den letzten Sou zusammengeschmolzen war und daß ich mich in die Lage versetzt sah, entweder meine Uhr zu verpfänden oder Onkel Johannes um Hilfe anzurufen. Denke Dir die Situation! Während auf Schloß Tettenborn ein mächtiger Weihnachtsbaum brannte und auch dem letzten der Diener reichlich beschert wurde, fror der künftige Majoratsherr in einer Dachkammer zu Paris. Leidenschaft und Stolz hatten mich weit gebracht, wahrhaftig! Ich schämte mich meines Jugendstreiches. Aber zu Kreuz kriechen?

Nimmermehr! Noch immer hoffte ich auf einen glücklichen Zufall, auf ein Wunder, das es mir möglich mache, meine Studien zu vollenden, ohne Onkels Hilfe in Anspruch zu nehmen. Erst mit dem Baccalaureat in der Tasche wollte ich wieder vor den Teuren hintreten, um ihn zu fragen: „Kannst Du mir Deine Achtung und Liebe wieder schenken, so will ich Dein Erbe sein. Im andern Fall werde ich mich recht und schlecht durch die Welt schlagen wie bisher.“ Und so beschloß ich denn, als tüchtige Festung jeder Belagerung standzuhalten. Ich besaß noch eine kostbare Uhr, Ringe, Nadeln und sonstigen Kram. Ein Stück nach dem andern mußte zu Geld gemacht und nur das Nötigste verausgabt werden. Mitten in dem üppigen Paris wollte ich leben wie Robinson auf seiner wüsten Insel.

Vorerst freilich schien es mit meinem Lebensmut recht schlecht bestellt. Es war Weihnachtsabend — man weiß wohl, was das für einen Deutschen bedeutet. Mich packte eine unbezwingliche Sehnsucht nach deutschen Tannen und Glockengeläute, nach Heimlichthuerei und fröhlicher Ueberraschung, nach einem Kuß auf Onkels liebe Hände — ah — Heimweh — du quälendster aller Schmerzen, dich lernte ich an jenem Abend kennen. Ein Königreich für ein Tannenzweiglein, für ein brennendes Wachslicht, für eine Schachtel Lebkuchen aus der Heimat! Nein, so anspruchsvoll war ich nicht einmal, wenn ich nur ein lustiges Feuer im Ofen gehabt hätte, quand même ein französisches Feuer, und nur ein kleines Abendbrot, denn,

die Wahrheit zu sagen, ich hatte an diesem Tag weder dinirt noch soupirt. Auch den Luxus einer Beleuchtung gestattete ich mir nicht und so rannte ich denn in meinem dunklen kalten Käfig umher wie ein brüllender Löwe.

Plötzlich klopfte es. Ich stutzte, rief herein — meine schöne Nachbarin stand auf der Schwelle, ein Lämpchen in der Hand, das sie sorglich in die Höhe hielt. Freund, glaubst Du an die Legende vom Christuskind, das mit seinen Engelscharen am Weihnachtsabend Freude und Glück in jedes Haus trägt? In diesem Augenblick glaubte ich daran.

„Mein Gott, wie kalt und finster!“ rief Marguerite, und etwas näher kommend setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie, wenn ich hier eindringe, aber ich hörte Sie schwer seufzen, da dachte ich, Sie wären krank und man müsse sich Ihrer annehmen. Kann ich Ihnen mit etwas helfen?“

„Ja wohl,“ erwiderte ich rasch und ergriff ihre Hände. „Reden Sie mit mir, Sie wissen nicht, welch menschlich schönen Samariterdienst Sie mir erweisen. Nur nicht allein sein, nur heute nicht! Mein Gott, eine menschliche Stimme zu hören, welch eine Wohlthat!“

Sie sah mich teilnehmend an.

„Sie haben Heimweh? Pauvre garçon! Verzeihen Sie, es fuhr mir nur so heraus. Aber auch ich kenne dieses Weh, jetzt hab' ich es freilich schon überwunden. Ich bin keine Pariserin,“ setzte sie hinzu, da sie meinen erstaunten Blick gewahrte, „ich bin aus der Bretagne und am Ende so allein und verlassen wie Sie.“

„Aber Sie stehen auf französischer Erde, das ist doch etwas anderes.“

„Ei, das will ich meinen,“ sagte sie mit leuchtenden Augen, „mein Paris! Ich liebe Paris! Es ist für uns arme Mädchen wie eine Mutter. Eine herrliche Stadt! Sie gibt uns Beschäftigung, sie nährt, sie kleidet uns — und sie kleidet uns allerliebst, nicht wahr? Sie sorgt für unser Amusement —“

„Sie gibt uns Bougival,“ ergänzte ich.

„Ja wohl,“ fuhr sie mit einem koketten Lächeln fort, „Bougival und die Diners sur l'arbre.“

„Wo wir harmlosen Spaziergängern Haselnußschalen an den Kopf werfen können,“ fuhr ich fort. Sie errötete über und über und wandte sich zur Thür.

„O, das ist nicht recht, Monsieur. Mein gutes Herz treibt mich an, Sie aufzusuchen, da ich Sie kläglich stöhnen höre und nun lohnen Sie es mir mit Vorwürfen.“

Ich nahm ihr die Lampe aus der Hand, setzte sie auf den Tisch und zwang Marguerite, auf meinem einzigen Stuhle Platz zu nehmen.

„Nicht so,“ bat ich, „bleiben Sie! Ich war in einer verzweifelten Stimmung und Ihr Erscheinen genügte, diese zu verscheuchen. Seien Sie barmherzig, lassen Sie mich nicht allein, damit die bösen Gedanken nicht wiederkehren. Bedenken Sie, es ist Weihnachtsabend, wo auf jedem deutschen Tisch das Tannenbäumchen brennt, wo jeder Landsmann mit seinen Lieben zusammen sitzt,

wo nur Mörder und Diebe auf einsamen Wegen wandeln, bedenken Sie außerdem, ich habe Kummer, und wenn ich heute — jetzt — allein gelassen werde, so laden Sie eine Verantwortung auf sich, die — eine Verantwortung, welche — Sie nicht verantworten können."

Ich suchte nach großartigeren Worten, doch fielen sie mir im Augenblick nicht ein; übrigens sprach ich wie ein Davison oder Possart und meine Blicke irrten wild im Zimmer umher, als suchte ich die Waffe, die meinem Leben ein Ende machen sollte.

Marguerite umklammerte, ganz erschreckt, meinen erhobenen Arm.

„Aber, cher Monsieur, ich bleibe ja gern ein Stündchen, wenn das Ihren Kummer lindert, nur — nur so kalt ist es hier. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Feuer mache?"

Ich hatte durchaus nichts dagegen, aber ich bemerkte mit heuchlerischer Miene, daß Madame Vivieux vergessen habe, meinen Holzkorb zu füllen.

Marguerite mochte der Wahrheit ziemlich nahe kommen, denn sie sah mich recht mitleidig an, ehe sie in ihr Zimmer sprang, um eine Schürze voll Holz herbeizuschleppen. Damit sie mit ihrer Last keinen Umweg über den Gang zu machen habe, rückte ich die Kommode von der Thür, welche unsere beiden Zimmer verband und entriegelte diese.

„Mais Monsieur, ce que faites vous là?" sagte die Kleine lachend, ließ es sich aber gerne gefallen. Ich

sah ihr zu, wie sie geschäftig vor dem Ofen niederkniete, wie ihre geschickten Händchen einen kleinen Holzpalast erbauten, in dessen unterstem Stockwerk sie die zündende Mine legte, wie sie dann mit vollen Backen in die Glut blies, daß die Funken stoben — sie war reizend in diesem Augenblick; die krausen Löckchen zitterten in der künstlich erzeugten Luftströmung und ihr Gesichtchen war rötlich angehaucht. Dabei hatte ihre schlanke Gestalt in dieser Stellung etwas so lieb Hausfrauliches; ich sah ein Weib in meinem Zimmer, ein Weib für mich beschäftigt, mich mit zärtlicher Fürsorge umgebend.

„Ach, ja, Paris ist wie eine Mutter," sagte ich mit einer Wallung trunkenen Entzückens, kniete hinter Marguerite nieder und schlang meine Arme um ihren Leib.

Sie wehrte mir nur schwach. Ich sah, daß es mehr Verwirrung als Entrüstung war, was sie fühlte.

„Aber, Monsieur," sagte sie, „so ist es mir unmöglich, zu bleiben; wenn Sie nicht brav sind, muß ich wieder gehen."

Ich trat von ihr zurück. „Ah, richtig, wie konnte ich das vergessen! Wenn es Monsieur Henri erführe!"

„Monsieur Henri?" Ihr Gesichtchen sah mich ganz erstaunt an.

„Nun ja, der Glückliche, den ich hasse, dem Sie jeden Abend mit zärtlicher Stimme sagen: ‚Bon soir, Henri!'"

Sie starrte mich erst eine Weile an, dann begriff sie. Ein lautes Lachen antwortete mir. Plötzlich sprang

sie in ihr Zimmer und brachte — einen weißen, dicken Angorakater.

„Voyons, Henri, mache dem Herrn dein Kompliment!“

Das war Henri — ich hatte mich nicht schlecht blamirt. Jetzt war die Reihe, zu erröten, an mir. Was hatte ich von dem lieben Mädchen gedacht? Ich stammelte eine verlegene Bitte um Entschuldigung.

Marguerite schien die Sache nicht übel zu nehmen, denn sie hörte nicht auf, zu lachen: „Henri, der Herr haßt dich, er ist eifersüchtig, das ist köstlich! Komm, Henri, küsse mich, wir wollen ihn ärgern, diesen häßlichen Menschen.“

Ich stimmte in ihr Lachen ein und ließ mich herbei, ihr zu Gefallen das dicke Fell ihres Lieblings zu streicheln. Doch dieser knurrte und wies mir die Krallen wie ein richtiger Liebhaber. Marguerite trug ihn auf sein Lager zurück und als sie gleich darauf wieder bei mir erschien, hatte sie ein kleines Servirbrettchen mit Tassen und einer Theemaschine in der Hand.

„Wenn ich Ihnen Gesellschaft leisten soll, müssen Sie mir auch gestatten, mein Abendbrot dabei zu verzehren, oder noch besser, Sie müssen mir helfen,“ sagte sie, indem sie den Tisch deckte und alles zurecht machte.

Ich hatte gar nichts einzuwenden und nahm das alles hin, wie der Knabe seine Christbescherung. Das gute Feuer im Ofen, den Thee und die kleinen Butterbrote, das reizende Kind, das mir dieselben vorlegte,

alles nahm ich mit einer gewissen naiv kindlichen Freude entgegen. Meine Stube sah ordentlich festlich aus, seitdem die kleine Hausfrau darin schaltete. Eine behagliche Wärme erfüllte den Raum und weckte meinen gesunkenen Lebensmut aufs neue.

Mit einem Stuhl aus ihrem Zimmer hatte sie das Mobiliar des meinen ergänzt und so saßen wir denn beide in fröhlichster Stimmung an dem gedeckten Tisch, unser kleines Abendmahl mit köstlichen Scherzreden würzend. Nachdem wir mit großem Appetit soupirt hatten, lehnten wir uns behaglich in unseren Stühlen zurecht und erzählten uns gegenseitig von der Heimat, vom Elternhaus und was uns beide in die Fremde geführt. Bei mir war, ehrlich gestanden, die Wahrheit stark mit Dichtung vermischt. Es fiel mir nicht ein, die gute Kleine mit glänzenden Schilderungen von Tettenbornhouse zu erschrecken; aber *sie* erzählte nur die schlichte, lauterste Wahrheit, das hörte man am Ton, das sah man an den treuherzig blickenden Augen. Ihre Eltern waren kleine Leute, welche die vielen Kinder nicht ernähren konnten; mit vierzehn Jahren brachte der Vater seine Aelteste nach Paris und es gelang ihm bald, ihr eine Stelle als Ladenmädchen zu verschaffen. Sie hätte sich seither oft verbessern können, da hübsche Mädchen in Pariser Geschäften sehr gesuchte Artikel sind, aber sie mochte sich nicht zur Schau ausstellen lassen, und zog es vor, fünf Jahre in demselben Geschäfte zu bleiben bei Madame Favart in der Nähe des Tribunal de Commerce.

Ihre Herrin zeigte sich auch überaus gütig gegen sie und erhöhte zweimal ihr Salair, so daß sie jetzt im stande war, bei sparsamem Leben auch noch ein wenig ihre jüngeren Geschwister zu unterstützen. Und es gefiele ihr sehr in Paris, schloß sie, sie habe sich vollständig eingewöhnt und sie besäße eine Menge guter Freunde und Freundinnen, die sich gerne ihrer annehmen.

„Und Alfred Weiße, der Sie Tigerkatze nennt, und die brave Frau Toinette, die auf Sie eifersüchtig ist?" fragte ich.

Sie schürzte verächtlich die Oberlippe. „Tigerkatze nennt er mich? Ich glaub's wohl. Meine Finger kamen einmal verdächtig nahe an seine Augen."

„Und wann war das?"

„Als Monsieur Weiße absolut nicht begriff, daß mein Herz von ihm nichts wissen wolle."

„Also ist Mademoiselle Marguerite frei? Keiner hat Rechte auf dieses Herzchen?"

„Keiner," antwortete sie ehrlich und stand auf sich zu verabschieden. Im Begriffe, zu gehen, schaute sie sich noch einmal neugierig in meinem Zimmer um und bemerkte die Photographie über meinem Bette. Ich mußte ihr mit der Lampe dazu leuchten.

„Une jolie frimousse," sagte sie und stieg auf einen Stuhl, um besser sehen zu können. „Voyons, fripon — votre petite femme?"

Ich versicherte eiligst, daß ich durchaus nicht verheiratet sei.

Sie lachte hinter der vorgehaltenen Hand: „Na, was man eben so nennt. Wer ist denn das wunderhübsche Kind?“

„Meine Cousine Klarissa.“

„Ah, Deine Cousine!“ Sie duzte mich, ohne daß sie es wollte, es entfuhr ihr so. Da es geschehen war, errötete sie; in der Verwirrung trat sie über den Rand des Stuhles, fiel, und fiel — in meine Arme.

Mit Marguerite war in der That ein guter Engel bei mir eingezogen. Es ging mit mir zusehends aufwärts. Nicht nur daß meiner Lebensfreudigkeit wieder neue Schwingen wuchsen, auch meine pekuniäre Lage besserte sich mit einemmale.

Wie das zugegangen war? Ja — durch ein Wunder, ich kann es nicht anders nennen. Ich sagte Dir doch, daß ich einen Roman und mehrere kleine Essays und Reisebeschreibungen verbrochen hatte, die seit langer Zeit auf der Wanderung nach einem Verleger waren. Ich hatte schon allen Glauben an mein belletristisches Talent verloren, da kam plötzlich, drei Tage nach jenem unvergeßlichen Weihnachtsabend, ein Brief aus Leipzig, ein junger, noch völlig unbekannter Verleger wollte es endlich mit mir probiren. Er bot mir ein recht ansehnliches Honorar und forderte mich außerdem auf, ihm allwöchentlich kleine Reisebriefe für ein illustrirtes Journal zu schreiben. Wer war froher als ich? Ich dünkte mich reich, ein Krösus, und in meinem Fatalismus schrieb ich dem Zauberstabe meiner schönen Nachbarin all diese

Wunder zu. O, sie hatte gute Tage bei mir, die kleine Marguerite! Ich vergalt ihr redlich all das Gute, das sie mir Armem, Heimatlosem erwiesen hatte. Doch wenn ich sage Tage, so ist das vielleicht nicht richtig ausgedrückt. Sie blieb nach wie vor in ihrem Geschäft und ich lebte meinen Studien und schrieb nebenbei fleißig für meinen Verleger, um Geld zu verdienen. Abends um halb acht Uhr holte ich sie von ihrem Laden ab, dann begannen für uns herrliche Stunden. Lange Wanderungen durch die Stadt, wobei sich die Kleine an meinem Arm in ihrer entzückendsten Naivität und Frische offenbarte. An jedem Schaufenster machten wir Halt, und die Ausrufe der Begeisterung vor den blitzenden Diamantgeschmeiden, vor den Roben und Hüten wollten kein Ende nehmen. Wenn ich damals reich gewesen wäre, ich hätte meiner kleinen Frau alles in den Schoß geworfen, was sich ihr Herzchen ersehnte, so aber behütete mich die weise Vorsehung, indem sie mich knapp hielt, davor, ein Verschwender zu werden. Und es war ja so leicht, Marguerites Entzücken hervorzurufen, ein Ringlein um zwei Franken machte sie ebenso jubeln, wie der Anblick jener funkelnden Kostbarkeiten, die sie nicht zu schätzen wußte.

Von Zeit zu Zeit führte ich sie in ein Theater. Wir sahen der Reihe nach alles mögliche: große Oper, Ballet, klassische Dramen, Sensationsstücke und Operetten, in denen die Pariser Muse noch leichter geschürzt geht als anderswo, am öftesten aber entschied sich Marguerite für das moderne Drama. Sardou, Feuillet, Daudet

waren ihre Lieblingsdichter, Sarah Bernhard die Schauspielerin ihres Herzens, Stücke, in denen die Heldin den verachtet, den sie hat, und den wahnsinnig liebt, den sie nicht hat, ihre Lieblingsstücke! Da saß sie, eng an mich geschmiegt wie ein Vögelchen, und getraute sich nicht zu rühren. Ich sah ihre großen, erschrockenen Augen unverwandt auf die Scene gerichtet, sah ihr Herzchen unter dem dünnen Stoff heftig pulsiren, zuweilen in besonders aufregenden Momenten faßten ihre Hände wie hilfesuchend meinen Arm. Das gewährte mir ein unbeschreibliches Vergnügen. Die Herren Sardou, Zola und wie sie alle heißen, mögen es mir verzeihen, wenn ich in manchem ihrer Stücke nichts sah und hörte als die hübsche Marguerite an meiner Seite. Einmal, es war in „Feodora“, ergriff mich ein so wahnsinniges Gelüste, die Kleine zu küssen, daß ich mich mitten unter der Scene ganz brüsk erhob, die Nichtsahnende beim Arm packte und mit ihr den Saal verließ, zum großen Aerger all derer, die in meiner Reihe saßen und meinetwegen aufstehen mußten.

Auf dem Korridor fragte sie mich ängstlich: „Bist Du krank?“ Ich antwortete: „Komm nur, komm!“ und hing ihr in der Eile das Mäntelchen verkehrt um. Zu Hause wiederholte sie ihre Frage dringender: „Bist Du krank?“ und als ich ihr sagte: „Nein, aber küssen wollte ich Dich!“, da schmollte sie ein wenig und meinte, das hätte man nach dem Theater auch haben können. Und als ich ihr entgegnete, daß ich keine Zeit gehabt hätte, darauf zu warten, und daß ich sie schließlich angesichts

des ganzen Auditoriums in meine Arme genommen hätte, da befühlte sie meinen Puls und zwang mich, ein Brausepulver zu trinken.

Sie war ein guter Kamerad, der auf alles einging und keinen Spaß verdarb, aber diese halbgenossene Feodora verzieh sie mir lange nicht. Wie viel schaurig-süße Thränen blieben ungeweint, um welch' köstliche Seelenqualen hatte ich sie gebracht! Es gelang mir nur schwer, ihre gute Laune wieder herzustellen.

Im Laufe des Winters besuchten wir auch einen Ball, zu dem uns Alfred Weiße eine Einladung verschafft hatte. Einer seiner Kollegen gab in seinem Atelier eine maskirte Unterhaltung, die recht hübsch zu werden versprach. Die Tänzer waren sämtlich junge Maler, bis auf Weiße und mich Franzosen, die Tänzerinnen lauter junge, hübsche Erscheinungen, Blumenmacherinnen, Nähterinnen, Verkäuferinnen und so weiter; jede wurde von ihrem Schatz eingeführt, und der Betreffende mußte für sie gutstehen. Ein blinder Orgelmann mit seinem Leierkasten repräsentirte das Orchester. Man kann sich keinen originelleren Ball vorstellen. Die jungen Künstler boten eine Fülle von Ueberraschungen. Scherzrebusse wurden gestellt, Tänzer und Tänzerin durchs Los zusammengebracht, eine Art Pfänderspiel mit allen Chikanen veranstaltet — und dabei diese Laune, dieser unerschöpfliche Humor! Die schönen Mädchen, alle mit jenem undefinirbaren Chic gekleidet, der die Pariserin vor allen anderen auszeichnet, atmeten Tanzlust und Vergnügen. Meine kleine

Marguerite schien eine der Muntersten. Für Erfrischungen war wohl gesorgt, aber ein eigentliches Souper wurde uns nicht verabreicht. Um Mitternacht verkündete ein weißer Pierrot, das Souper wäre in einem benachbarten Restaurant bestellt. Das rief einen Ausbruch tollsten Jubels hervor, und wie wir da waren in unseren grotesken Kostümen, zogen wir alsbald vor das Lokal, mit unseren Forderungen eine Schar von Kellnern aufscheuchend.

Da hörten wir denn zu unserem größten Erstaunen, der Speisesaal sei bereits von einer Hochzeitsgesellschaft in Beschlag genommen und für uns hätte man eine Reihe von kleineren Zimmern zum Speisen reservirt; doch störte das unsere Laune nicht im mindesten, im Gegenteil, es erschien uns wie ein neuer Fastnachtsspuk, daß wir hier getrennt soupiren sollten, und das Lachen und Staunen, das Abundzuflattern der bunten Täubchen wollte kein Ende nehmen.

Marguerite und ich hatten bescheiden gewartet, bis alle Plätze besetzt waren, und so bekamen wir zuletzt das kleinste und entfernteste Kabinetchen angewiesen. Die Kleine wollte sich darüber totlachen.

Während ich mich mit dem Kellner unterhielt, besah sie neugierig unsere Umgebung. In der Mitte stand, von oben beleuchtet, ein niedlich gedeckter Tisch, in der rechten Ecke sah man den Kamin, in welchem ein mächtiger Holzblock glühte, in der Linken einen roten Diwan, auf den aus geschmacklosen Barockrahmen die Herren Ferrier und

Boulanger gelangweilt niederblickten. Als der Kellner gegangen war, brach Marguerite neuerdings in Lachen aus. „Hast Du bemerkt," rief sie lebhaft, „mit welchen Blicken uns dieser Garçon musterte? Ich wette, er denkt, wir hätten Ursache, uns zu verstecken, und das ist doch gar nicht wahr. Du bist ja mein lieber Mann!"

Diese eigentümliche Auffassung berührte mich sonderbar. Was dachte Marguerite? Glaubte sie, daß wir ewig so zusammenbleiben könnten? Es überfiel mich zum erstenmal das Bewußtsein eines Unrechts, das ich an dem lieben Mädchen beging, und ich beschloß, die Kleine langsam auf eine Trennung vorzubereiten.

Selbstverständlich packte ich die Sache möglichst dumm an. Während sie ihre Bouillon auslöffelte und tausend schnurrige Geschichten erzählte, saß ich ihr mit finsterem Gesicht gegenüber und legte mir meinen Plan zurecht. Zwischen Fisch und Braten war ich schon vortrefflich im Zuge; ich predigte Moral wie ein Einsiedler, der sich von Heuschrecken nährt. In meinem roten Narrenkostüm — alle Gäste waren als Narren und Närrinnen erschienen — muß ich mich dabei recht gut ausgenommen haben. Das schöne Mädchen glaubte an einen Karnevalsscherz und schüttelte die Schellen seiner Kapuze, während es mir übermütig ins Gesicht lachte. Dieses Benehmen reizte mich zum Widerspruch. Je toller sich die Kleine geberdete, desto eindringlicher wurde mein Bestreben, sie von der Sündhaftigkeit unserer Beziehungen zu überzeugen. Zum Dessert hatte ich es denn wirklich so weit gebracht,

daß sie weinte wie ein Kind. Nun bereute ich meine tugendhafte Anwandlung und hätte gern wieder eingelenkt, doch mit Marguerite war heute nichts mehr anzufangen. Sie erhob sich, verlangte nach Hause gebracht zu werden, und als ich ihr entgegnete, dies sei eine Unart gegen unsere Gastgeber und wir hätten versprochen, uns nach ein Uhr wieder im Atelier einzufinden, da stampfte sie laut weinend mit den Füßchen und erklärte energisch, sie wolle heute niemand mehr sehen, und wenn ich sie nicht begleiten würde, ginge sie allein.

Nun urteile, lieber Freund, ob ich der Schellenkappe bedurfte, um ein Narr zu sein! Ich glaube, ich konnte dem berüchtigten Josef aus Aegyptenland ein Doublé vorgeben. Er floh Madame Potiphar mit Hinterlassung seines Mantels, das ist nicht zu leugnen. Aber wer steht uns dafür, daß die Dame so schön war, wie das Alte Testament sie uns schildert? Und wenn auch, vielleicht war sie dem guten Josef nicht sympathisch. Vielleicht hatte sie etwas an sich, was ihn abstieß, schon ihre Zudringlichkeit mußte widerlich wirken. Ja gewiß, Monsieur Josef hatte sein fatales Renommee mit Unrecht.

Was aber soll man von mir sagen, der ich mich im tête-à-tête mit einer reizenden kleinen Frau befand? Mit einer Frau, die mich liebte und die ich anbetete, die, noch glühend vom Tanz und Vergnügen, in einem pikanten Kostüm mir gegenübersaß, zu jeder Tollheit aufgelegt, während ich ihr einen Vortrag über den Ernst des Lebens und das Verdammenswerte der weltlichen Sündenlust hielt.

Ich weiß nicht, welcher neidische Teufel mich dazu aufstachelte, genug, mein braunes Lieb entschlüpfte mir, ich lief ihr nach, und noch auf der Schwelle sah ich bedauernd zurück nach all den guten Dingen, die ich Thor mir selbst verscherzt hatte.

Dort stand noch das eben aufgetragene Dessert, daneben der Eiskühler mit einer kaum entkorkten Sektflasche, und in den Gesichtern der Herren Boulanger und Ferrier sah ich ein Grinsen, das mir die Schamröte ins Gesicht trieb.

Am andern Morgen erwachte ich sehr spät. Meine Uhr zeigte halb neun, ich sprang deshalb eiligst aus dem Bett und kleidete mich an. Zu meinem großen Erstaunen hörte ich im Zimmer meiner Nachbarin leise Tritte — sie war also nicht ausgegangen.

„Bon jour, petite femme!“ rief ich hinüber; da öffnete sie die Thür und stand in ihrem weißen Peignoir auf der Schwelle. Sie sah nicht ganz so frisch aus wie gewöhnlich, klagte über Kopfschmerz und erzählte, sie habe sich bei ihrer Patronin entschuldigen lassen, da sie krank sei. Dann setzte sie sich seufzend auf den Stuhl am Fenster und faltete die Hände über ihren Knieen. Ich beendete dabei meine Toilette, ihre Blicke folgten mir, wohin ich ging, und bohrten sich wie Dolchspitzen in meine Seele.

„Arme Kleine,“ dachte ich, „wie blaß sie ist, daran bist du schuld — Elender! Ihre Augen haben geweint — Miserabler! Sie ist krank, so daß sie nicht einmal

in ihr Geschäft gehen kann — Feigling! Das komme auf dein Gewissen! Aber was hast du eigentlich an ihr verbrochen? — Unterlassungssünden, nichts weiter. Ich gebe zu, daß solche, an einer schönen Frau begangen, zu Todsünden werden. Welch' traurige Folgen für eine moralische Stunde!" Ich nahm mir vor, solchen Stimmungen nicht so bald wieder nachzuhängen.

Um die gräßliche Totenstille im Zimmer endlich zu unterbrechen, rief ich in meinen schmelzendsten Tönen: „Chérie!" Dabei band ich mir die Krawatte vor dem Spiegel fest. Doch konnte ich absolut keinen Knoten zusammenbringen, und so schickte ich ein echt deutsches „Himmel-Kreuz-Donnerwetter!" gleich hinterher. Es war aber heute schon ein besonderes Mißgeschick: an meinen Hemdärmeln fehlten die Knöpfe, an meiner Krawatte schien die Mechanik kaput, und die gute Fee, die in solchen Dingen bisher so mütterlich für mich gesorgt hatte, saß dort krank und gebrochen — durch mich!

Es wäre doch eine Brutalität gewesen, die Kleine heute um ihre Hilfe anzugehen; ich versuchte deshalb die Mängel meiner Toilette mit Stecknadeln zu repariren. „Chérie!" flötete ich zum zweitenmal und stach mich dabei in die Finger.

Die Holde winkte mich zu sich:

„Komm, setze Dich her zu mir und laß uns einmal ernsthaft zusammen sprechen."

Zu ihr setzen sollte ich mich, und sie saß doch auf meinem einzigen Stuhl! Nicht um die Welt hätte ich

sie in diesem tragischen Moment, wie so häufig, um einen ihrer Stühle angepumpt, auch das Bett schien mir als Sitzplatz in solch feierlichem Augenblick nicht recht geeignet. Ich schwang mich deshalb auf den Tisch und ließ meine Beine in der Verlegenheit Pendelbewegungen machen. Nun folgte die seltsamste Unterredung, die ich je mit einem weiblichen Wesen geführt.

„Es ist Dir also leid geworden, daß Du mich liebst?“

„Aber nein, wie konntest Du glauben?“

„O, ich weiß, es ist nichts Ernstliches. Du liebst mich jetzt, aber wie steht es mit der Zukunft?“

„Ich werde meine kleine Marguerite nie vergessen!“

„Ta — ta — ta — was man so nicht vergessen nennt. Wirst Du mich heiraten?“

„Niemals!“

„Also da siehst Du, was Deine Liebe wert ist!“

„Aber, Marguerite, ich schwöre Dir zu, ich könnte Dich nicht heiraten, auch wenn ich wollte. Es existirt in unserer Familie ein Hausgesetz, das mich von der Erbfolge ausschließt, wenn — wenn —“

„Erbfolge? Hausgesetz? Voyons, mon prince!“ Ihr Blick durchflog die Dürftigkeit der Umgebung, ein ironisches Lächeln kräuselte ihre Lippen.

„Du glaubst mir nicht? Ich könnte es Dir beweisen!“

„Nein, nein, laß nur, ich verstehe nichts von euren deutschen Dummheiten. Wenn ich Dir glaubte, würdest Du mich doch nicht heiraten. Wirst Du mich zum mindesten immer lieben?“

„Immer? Selbstverständlich immer, ewig, bis ans Ende meiner Tage! Aber,“ setzte ich kleinlaut hinzu, „Du stellst Dir doch nicht vor, daß ich mein Leben lang in Paris bleibe?“

„Das nicht, aber ich könnte Dich begleiten.“

„Das könntest Du im Ernst, Marguerite?“

„Gewiß, doch scheint es mir, daß Dich meine Begleitung geniren würde.“

„Offen gestanden — ja.“

„Du bist wenigstens aufrichtig. Nun, so liebe mich, so lange es Dir möglich ist, so lange Du in Paris bleibst!“

„Marguerite!“ Ich rutschte von meinem erhabenen Sitz herunter und direkt vor ihre Füße. „Marguerite!“

Ihre sentimentale Stimmung hielt nicht lange vor. Sie pfiff und lachte und tänzelte um mich herum und war wieder der gute Kamerad wie früher. Nach einigen Monaten schien mir die Kleine mit einemmal verändert. Sie grübelte über einem Gedanken, sie gab mir konfuse Antworten, und ich bemerkte deutlich, daß ihr etwas durch den hübschen Kopf ging. Ich hatte sie in letzter Zeit nicht immer von ihrem Laden abgeholt, und da ich eines Tages davon sprach, sie dort um halb acht zu erwarten, gebrauchte sie Ausflüchte. Es könnte später werden, ich müßte vielleicht zu lange promeniren, Madame sähe es nicht gern, wenn vor dem Gewölbe eine Schildwache stände, und so weiter. Offenbar war ihr meine Begleitung nicht angenehm. Ich sagte deshalb, es wäre gut, ich

käme nicht, und beschloß, ihr heimlich aufzulauern. Schon um sieben Uhr patrouillirte ich am Tribunal de Commerce, von da aus konnte man den Laden der Madame Favart genau übersehen. Endlich, zehn Minuten vor halb acht, erschien sie am Arm eines jungen Mannes. Unerhört! Er hatte nicht etwa auf sie gewartet, wie ich es bis jetzt so geduldig gethan, er trat mit ihr aus dem Hause gleich dem berechtigtsten Ehemann. Ich schnaubte Wut. In einer kleinen Entfernung folgte ich dem Pärchen und bemerkte, wie der junge Mann dringend auf Marguerite einsprach und wie sie mit gesenktem Kopf neben ihm hertrippelte. Sie sah nicht hinter sich, aber es war ihr offenbar nicht wohl bei der Geschichte. Sie schien mir unruhig, als fühlte sie meine Nähe. Plötzlich überholte ich sie und beschleunigte meine Schritte, so daß ich sie zu Hause schon in entsprechender Entrüstungsattitüde erwarten konnte.

Ehe ich noch ein Wort gesprochen hatte, sah sie an meinem Gesicht, daß ich alles wußte. Wie ein Rosenblatt hingeweht, lag sie im selben Augenblick zu meinen Füßen und vertraute mir schluchzend ihre Geheimnisse. Der junge Mann war ein Verwandter von Madame Favart. Er hatte nahe bei Paris ein kleines Schnittwarengeschäft und kam von Zeit zu Zeit in die Stadt, seinen Kram einzukaufen. Schon von der ersten Begegnung mit Marguerite bei seiner Tante nahm er einen mächtigen Eindruck mit nach Hause. Seither kam er wieder und wieder, und da die Kleine seine Liebesbewerbungen zurückwies,

so machte er ihr einen Heiratsantrag in aller Form. Das zwang sie zur Ueberlegung. Marguerite war arm, hatte noch unmündige Geschwister, der Mann besaß sein nettes Auskommen, mit ihm erwarb sie Haus und Geschäft, die Patronin riet dringend zu, ihre eigenen Vernunftgründe gleichfalls, doch wenn mir die Heirat Schmerz verursache, wolle sie sofort alle Beziehungen abbrechen. Das alles sprudelte sie unter Thränen heraus, manches mußte ich erraten, denn ihre Worte wurden oft von Schluchzen übertönt.

Lieber Freund, ich hoffe, Du denkst nicht schlechter von mir, als ich es verdiene. Obwohl Marguerite mir in keinem Augenblick begehrenswerter erschien als jetzt, da ich sie einem andern überlassen sollte, redete ich ihr doch zu, den Antrag des Landkrämers anzunehmen. Ich hob sie dabei vom Boden auf und liebkoste sie, als ob sie noch mein eigen wäre, nur um die Größe meines Opfers so recht zu empfinden. Mein Edelmut rührte mich, und ich empfand vor mir selbst eine namenlose Hochachtung.

In den folgenden Tagen war nur von Marguerites Aussteuer die Rede. Den Bräutigam bezeichneten wir in unseren trauten Gesprächen durch das persönliche Fürwort „er“. Wir waren stillschweigend übereingekommen, ihn nie anders zu nennen. Glücklicherweise reiste er bald wieder fort, um sein Haus für die Hochzeit zu bestellen, und ich nahm ihm einstweilen die Last der Flitterwochen ab, denn seit Marguerite sich zu verheiraten entschloß, liebten wir uns heftiger als je.

Unserem Liebesglück machte Frau Favart ein schnelles Ende. Als künftige Verwandte hielt sie es plötzlich für ihre Pflicht, sich Margueritens anzunehmen. Sie erschien also demnächst bei uns zum Besuche. Das Haus gefiel ihr nicht, meine Nachbarschaft noch weniger, und so nahm sie die Kleine, wie sie stand und ging, mit sich, um sie während der Brautzeit in ihrem eigenen Hause zu beherbergen. Das war in der That ein harter Schlag für mich, und jetzt erst kam ich zur Erkenntnis, daß es das Glück und die künftige Ruhe meiner Geliebten erfordere, sie nicht wiederzusehen.

Ich gelobte die Straße zu meiden, in der sie von nun an wohnte, um allen Begegnungen aus dem Wege zu gehen, und ich hielt mein Wort. Das war nicht leicht — bei Gott! Drei Jahre liebte ich meine süße Marguerite und nun sollte ich sie plötzlich nicht mehr sehen, nichts von ihr hören! Zum Glück war das Examen in Aussicht; ich studirte eifriger als je, und Arbeit ist ja, wie bekannt, die beste Trösterin.

So waren wiederum zwei Monate vergangen, ohne daß ich von Marguerite ein Lebenszeichen erhalten hätte.

Eines Abends ging ich von einer Studentenkneiperei nach Hause. Im Begriff, mein Hausthor aufzusperren, stieß ich an eine vermummte, zitternde Gestalt, die sich ängstlich in den Schatten drückte. Auf meine Frage, was sie hier suche, fiel sie mir mit einem Freudenschrei um den Hals. Es war eine Hausschwalbe, die ihr altes Nest suchte — Marguerite! So sehr ich mich freute, sie

wiederzusehen, so verursachte mir ihr Erscheinen doch geteilte Empfindungen. Der Gedanke, sie versorgt zu wissen, hatte mir mein Liebesleid tragen helfen und ließ mich meine Schuld weniger empfinden; jetzt drückte sie mich doppelt. Welche Verantwortung hatte ich auf mich geladen? Was sollte nun werden?

Mein Willkommgruß klang deshalb vielleicht weniger herzlich, als sie ihn erwartet hatte.

Sie folgte mir in mein Zimmer, und während ich Licht machte, erzählte sie mir alles, wie sie bisher gerungen habe, mich zu vergessen, wie sie sich in eine Flut von Arbeit gestürzt und wie es ihr gelungen sei, sich, wenn auch nicht glücklich, doch wenigstens nicht unglücklich zu fühlen bis zu dem Augenblick, wo er wieder kam. Er war nicht mehr so zurückhaltend wie früher, machte seine Rechte als Bräutigam geltend, und heute, da er sie sogar mit brutaler Gewalt geküßt habe trotz ihrer Weigerung — sie schauderte, als sie es erzählte — heute sei sie ihm ganz einfach davongelaufen.

Ich überlegte, während meine bebenden Hände ein Streichhölzchen nach dem andern anstrichen, und als endlich das Licht aufflammte, da glaubte ich das Richtige gefunden zu haben. Ich zog das leise weinende Mädchen in meine Arme und sagte ihm: „Auch ich habe Dich lieb, meine Kleine, auch ich sehnte mich nach Dir, aber in wenigen Monaten gehe ich von Paris fort und darf Dich nicht mitnehmen. Was wird dann aus meiner süßen Marguerite?“

Sie legte die Arme fester um meinen Hals und entgegnete: „Erlaube, daß ich nur so lange bei Dir bleibe, als Du hier bist. Nachher will ich gewiß vernünftig sein, was nachher kommt, ist mir auch gleichgiltig.“

Dagegen war nichts zu machen; meine guten Vorsätze flohen bei ihrem lieben Geplauder. Die Tage des Examens kamen, und ich bestand glänzend. Voll stolzer Hoffnungen meldete ich das Resultat dem Magister und bat ihn, den Onkel auf meine Heimkehr vorzubereiten.

Trotzdem reiste ich nicht an dem Tage, den ich dafür bestimmt hatte, und auch die folgenden Tage nicht. Die Sorge um Marguerite hielt mich fest. Sie, die mit einer rührenden Selbstlosigkeit mir ihre Liebe und Treue Jahre hindurch bewahrt hatte, sie sollte ich plötzlich schutzlos zurücklassen! Es kam mir wie ein Verbrechen vor und wer weiß, wie lange ich noch unthätig zögern wollte, hätte nicht ein anderer in mein Leben eingegriffen, und dieser andere war kein Geringerer als mein Onkel Johannes.

Eines Tages, ich war zum so und so vieltenmale ausgegangen, um für Marguerite eine passende Stelle zu suchen, und kehrte eben mit mehreren Offerten heim, da bot sich mir beim Oeffnen meiner Zimmerthür ein Bild, das mich wie Loths Frau zur Salzsäule erstarren ließ. Vor den herausgezogenen Schiebladen meiner Kommode saß Marguerite auf niederem Schemel, ein sauberes Schürzchen vorgesteckt, ein Körbchen mit Nähutensilien auf dem Schoß, meine Wäsche, die sie auszubessern schien, in

buntem Durcheinander um sie her auf dem Boden ausgebreitet. Das ist an und für sich nichts Schreckliches, aber von den Kragen und Schnupftüchern und anderen unaussprechlichen Dingen wanderten meine entsetzten Blicke auf eine Gestalt, die, Marguerite zunächst, auf meinem — bitte um Verzeihung — nicht mehr einzigem Stuhle saß, ich sah mich gezwungen, letzterem einen Gefährten zu geben, eine Gestalt, die ich sofort unter Tausenden wieder erkannt hätte — Graf Johannes Tettenborn. Ich konnte weder vor- noch rückwärts, wie ein Blödsinniger stand ich auf der Schwelle, die Thürklinke in der Hand, bis sich der Graf erhob, seine Arme ausbreitete und dadurch Leben und Bewegung in meine erstarrten Glieder brachte. Mit dem Rufe: „Du hast vergeben, Du liebst mich wieder!“ stürzte ich an seine Brust, Marguerite und alles um mich her vergessend.

Die Verlegenheit kam mir erst zurück, als die leicht gerührte Kleine plötzlich sehr geräuschvoll ihr Taschentuch gebrauchte. Ich glaubte die Posaunen des jüngsten Gerichts zu hören.

Graf Johannes löste sich aus meinen Armen, und ich sah mich nun genötigt, das Mädchen vorzustellen.

Der Onkel weidete sich an meiner Verlegenheit.

„Mademoiselle Marguerite Valtamier,“ sagte ich, „meine — meine Nachbarin!“

Die Kleine fiel mir etwas brüsk in die Rede: „Der alte Herr weiß schon alles, meinen Namen und alles andere. Ich habe ihm schon alles erzählt.“

„Ja wohl," wiederholte der Graf belustigt, „sie hat mir schon alles erzählt."

Mir standen die Haare zu Berg. Allgütiger, was hatte sie ihm erzählt? Und wie hatte der Onkel es aufgenommen? Gleich einem Ertrinkenden schnappte ich nach Luft und lavirte nach allen Seiten, um auf keine Sandbank zu geraten.

So viel ward mir im Laufe der Begebenheiten klar: meine Beziehungen zu Marguerite trübten nach Graf Johannes' Anschauungen mein Wappenschild nicht im mindesten.

Auf seinen Wunsch übersiedelte ich noch am gleichen Tage in sein Hotel, wo wir zunächst eine ernste und herzliche Aussprache miteinander hatten. Der teure, geliebte Mann! Er wußte alles. Wie ein Schutzengel bewachte er mich in der Fremde. Er kannte mein Ringen, mein Streben, meine Entbehrungen, er war es, der den Magister abhielt, mir zu Hilfe zu kommen, denn er zweifelte nicht im mindesten, daß sich mein Charakter im Meer des Lebens klären und bewähren würde.

„Laßt ihn," sagte er dem ewig jammernden Doderich, „jede Einmischung wäre vom Uebel. Sein unbändiger Sinn wird sich allein empor arbeiten. Er wird nicht zu Grunde gehen, er wird ein Mann werden, oder er wäre nicht Walter Tettenborn, der Sohn meines Herzens." Dann sprach er von der Freude, die ihn erfaßte, als ihm in bekannten Journalen meine Aufsätze in die Hände fielen. „Es war mir das nicht nur ein Zeichen, daß

Du lebst und arbeitest, nein, es waren mir ebensoviele Briefe aus Deiner Hand, die mir kündeten, wie Du lebst, wie Du denkst und fühlst, und woraus ich ersah, daß Du jenen Jugendstreich längst bereut hattest. Laß mich nun nicht länger einsam leben," schloß er, „kehre zurück in das Haus, in das Du gehörst, an die Seite eines Mannes, der nie aufgehört hat, sich nach Dir zu sehnen!"

Die unaussprechliche Güte des so schwer von mir gekränkten Mannes machte mich weich wie ein Kind. Ich versprach, mich ganz nach seinen Wünschen zu richten.

Im Laufe des Abends fragte ich auch nach Klarissa. Ich glaube, die Frage kam verschämt aus meinem Munde, doch Graf Johannes erwiderte unbefangen, sie weile seit zwei Jahren auf Tettenborn. Da sie den projektirten Bräutigam nicht nehmen wollte, sei er nicht weiter in sie gedrungen; es fehle ihr nicht an Freiern und er hoffe, sie werde sich bald für eine andere, wenn auch nicht ebenso gute Partie entschließen.

Aus alledem vernahm ich nur, „Klarissa weilt auf Tettenborn", und dennoch wollte mich der Graf mit nach Hause nehmen, wahrlich, er vertraute mir mehr, als ich selbst es that.

„Onkel," bat ich, „laß mich noch einige Jahre reisen! Ich bin zu jung zum Landwirt und den Pflichten eines Majorates noch lange nicht gewachsen."

Es ward beschlossen, daß ich den Orient sehen, vorerst aber der Wehrpflicht genügen, das heißt mein Jahr

in einem Kavallerieregiment abdienen solle. Zunächst jedoch wünschte ich in einem deutschen Badeorte auszuruhen. Ich sehnte mich nach heimatlicher Erde.

Es ist ganz merkwürdig, wie Graf Tettenborns Anwesenheit erkältend auf mein Verhältnis zu Marguerite wirkte. Nicht nur, daß ich als Onkels Cicerone gezwungen war, sie oft tagelang nicht zu sehen, die Gesellschaft des feinfühligen, wirklich vornehmen Mannes bezauberte mich derart, daß mir die arme Kleine von nun an in einem ganz andern Lichte erschien. Mein Herz sprach nur von Bedauern, nicht von Liebe, und wenn ich die flinke, buntschillernde Eidechse auch mit in die Heimat genommen hätte, mehr als ein Spielzeug hätte sie mir nicht werden können.

Arme Kleine! Noch war ich bei ihr und stand ihr doch schon so fern, als ob Meilen zwischen uns gelegen wären.

Der Onkel behandelte sie mit einer Art von respektvoller Dankbarkeit. Sie liebte mich, da ich ihr nichts zu bieten hatte, da sie nicht einmal meinen Namen kannte; Graf Johannes erschien dies bei Mädchen ihres Schlages wie ein Wunder, das nicht genug anzustaunen war. Er kam auch von keinem Ausgang zurück, ohne etwas für sie gekauft zu haben: Kleider, Schmucksachen, ein goldenes Uehrchen, Marguerite tanzte vor Vergnügen jedesmal rasend um den alten Herrn herum. Sie hatte gute Stunden, so lange mein Onkel in Paris weilte. Da sie das Theater leidenschaftlich liebte, so besorgte er jeden

Tag für sie einen Logenplatz. Franz, einer von den jüngeren Tettenbornschen Dienern, den der Graf mit nach Paris genommen hatte, da er sehr gut Französisch sprach, mußte sie hinbegleiten und nach Hause bringen. Das war auch so am Vorabend unserer Abreise, nur hatte Marguerite gebeten, nach dem Theater noch einige Stunden in unserer Gesellschaft weilen zu dürfen.

Wir erwarteten sie in dem Garten eines feinen Etablissements, das Souper war bestellt, die Abschiedsflasche stand in Eis und ich saß neben Graf Tettenborn in banger Erwartung all der Thränen, die mir das Scheiden erschweren mochten. Da die Kleine lange ausblieb, standen wir beide auf und gingen ihr bis zum Ausgang des Gartens entgegen. Da sahen wir sie denn richtig die Straße heraufkommen, Franz vorschriftsgemäß drei Schritte hinter ihr.

Jeden Augenblick blieb sie stehen und gesellte sich an die Seite des Dieners, ihm eine Stelle aus dem eben gehörten Drama recitirend oder ihm sonst etwas Lustiges erzählend; es war ihr offenbar langweilig, daß Franz nicht neben ihr ging oder ihr wohl gar den Arm bot. So oft sie stehen blieb, stand der Diener gleichfalls, um die übliche Entfernung einhalten zu können, aber er rechnete ohne meine kleine, mitteilsame, durchaus nicht stolze Marguerite, und so kamen die beiden kaum vom Fleck.

„Tiens! Was laufen Sie denn immer hinter mir her? Dabei läßt sich ja so schwer plaudern,“ schlug in silberhellen Tönen an unser Ohr.

Graf Johannes sah mich an, dann aber platzten wir beide heraus und lachten so lustig und anhaltend, daß die Kleine es hörte und ihre Schritte beschleunigte.

Bei Tisch erzählte sie uns munter, dieses langweiligen François wegen habe sie sich fast die Schulter verrenkt, er sei hinter ihr nicht wegzubringen gewesen.

Man mag nun von mir denken, was man will, diese kleine Episode verringerte meinen Abschiedsschmerz. Ich brachte das Komische der Situation nicht mehr aus dem Kopf. Selbst als Margueritens Thränen zu fließen begannen, wußte ich ihr nichts mehr zu sagen als: „Arme, arme Kleine!"

Zum letzten Lebewohl drückte sie mir etwas in die Hand, sauber in weißes Papier eingeschlagen. Im Coupé öffnete ich es und erblickte ihre Photographie, darunter von ihrer Kinderhand gekritzelt:

Fais ce que tu dois et ce que je mérite,
Ma vie est dans tes doigts comme une marguerite.

Ich war nahe daran gewesen, sie eines gesellschaftlichen Formfehlers wegen zu unterschätzen. Arme, arme Kleine! Wir spotten über die Wilden, weil sie nackt einhergehen, und wir selbst, wie lächerlich geberden wir uns oft in unseren Kleidern! Es ist keine Frage, meine süße Marguerite, ihr Wilden seid doch bessere Menschen. Arme, arme Kleine!



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Geschützt.

Lydia Barroff

Lydia Barroff.

Wir fuhren von Paris fort, ohne uns ein bestimmtes Ziel gesetzt zu haben. Onkel Johannes sprach von den Annehmlichkeiten eines Aufenthalts in Wiesbaden, das er von früher her kannte. Mir war es einerlei, wohin er mich führte, nur andere Luft atmen, andere Sprache hören war mein sehnlichster Wunsch.

In unserem Coupé befand sich außer uns ein junges, distinguirtes Pärchen. Er, eine Figur aus dem Highlife, äußerst elegant, ein bißchen müde und verlebt aussehend; sie, eine bildhübsche junge Dame mit einem träumerischen Glanz in den Augensternen.

Lieber Freund, Du kannst Dein ironisches Lächeln vorläufig unterlassen, meine Bewunderung blieb durchaus objektiv. Seitdem ich mich als Novellist versucht hatte, war es mir zur zweiten Natur geworden, die Leute schärfer anzusehen, ihnen gleichsam den Roman ihres Lebens von den Augen abzulesen; hier hatte man nicht nötig, Dichter zu sein, um zu empfinden, daß diese junge Frau eine Dornenkrone trug. Es lag so etwas in den Blicken, die

sie von Zeit zu Zeit über den müde hingegossenen Gemahl gleiten ließ, etwas, das mir alles sagte — die Arme! Mit welchen Erwartungen war sie vermutlich aus dem Pensionat getreten, hatte sich dem reichen, vornehmen Gatten antrauen lassen, um eine Fülle von Enttäuschungen zu erleben! Ich sah auf dem heimischen Herde nur eine mächtige Flamme lodern, die ihre — sie umzüngelte ein Aschenhäuflein, das nicht mehr zu erwärmen war.

Der Gatte sprach von den Herrlichkeiten des Pariser Aufenthalts und neckte seine Frau mit ihrer Vorliebe für das Vaudeville und ihren Einkäufen im Louvre.

Da sagte sie mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme: „Du irrst, wenn Du glaubst, all diese Dinge hätten mir Vergnügen bereitet. Ich ging einfach hin, um mich zu beschäftigen, und hätte gern diese geräuschvollen vier Wochen in Paris hingegeben für einen einzigen Tag, wie wir ihn im vorigen Herbst erlebt."

„Aber ich bitte Dich, Liebste," entgegnete der Gatte, „es war doch tötend langweilig in Scheveningen."

„Für Dich vielleicht, für mich nicht!" war die lakonische Antwort. „Ah, das Meer! Das Meer!"

Und dabei leuchteten ihre Augen in der Begeisterung so seltsam, so unergründlich geheimnisvoll.

Donnerwetter, wenn ich ihr Gatte gewesen wäre, in diesem Augenblick hätte ich mich sicherlich nicht gähnend auf die Polster gestreckt. In den Augen dieses Weibes schimmerte ja das All, die Unendlichkeit, gleichsam der

Widerschein jener kristallenen Wasserfläche, die sie damals geschaut, und der Herr Gemahl sah es nicht, oder wenn er es sah, so war es ihm langweilig.

Ich wurde mit einemmale erregt, eine Sehnsucht nach der See ergriff mich, unbewußt faßte ich die letzten Worte der Schönen auf und gab sie wie ein Echo wieder: „Ja, das Meer, das Meer!"

Graf Tettenborn drückte mir lächelnd die Hand und sagte gutmütig: „Also nicht nach Wiesbaden, sondern an die Nordsee."

Ich will Dich nicht mit Schilderungen all der Städte ermüden, die ich geschaut, und der Leute, die ich dabei kennen gelernt.

Wir machten die Reise mit aller Ruhe, hielten uns da und dort auf und so verflossen gewiß vierzehn Tage, ehe wir in Scheveningen ankamen.

Als die Wellen des Meeres zum erstenmal meine Füße netzten, gedachte ich wieder meiner Reisegefährtin von Paris. Ihr Begeisterung strahlendes Auge stieg vor mir auf, jetzt begriff ich alles. Ich breitete die Arme aus und auf meine Lippen drängte sich der Heinesche Meergruß:

„Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen."

Mir war zu Mute wie einem Gefangenen, der nach langen Jahren der Qual die Heimat wiedersieht. Die

Heimat — gab es für mich eine andere? So lieb und vertraut schwatzten die Wellen die Sprache der Heimat, die Sprache der Kindheit. Wo hatte ich denn diese zauberhaft unermeßliche Fläche geschaut? In der Phantasie? In meinen Träumen? Ich besann mich allen Ernstes auf die ersten Kinderjahre und fragte mich, ob ich als kleiner Fischerbub nicht etwa schon hier herumgespielt hatte mit Perlen und roten Korallenbäumchen.

Wer das Meer nicht geschaut, begreift es nicht, und wer es geschaut, der kann es nicht schildern, wie wonnig einem bei seinem Anblick zu Mute wird. Ja, ja, mir war:

„Als saß ich winterlange
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlaß ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein
Thalatta! Thalatta!“

O Freund, das waren Tage, diese ersten in Scheveningen, Tage des reinsten Entzückens! Mit den Kindern kniete ich im Dünensand und half ihnen Berge und Verschanzungen bauen; noch öfter aber ließ ich mich von den Wellen schaukeln. Die Augen zum Firmament gewendet, lag ich stundenlang auf dem Rücken wie das Kindlein in der Mutter Schoß und lauschte auf der

Wellen uraltes Lied — dabei erstarkt das Herz und die Sinne verfeinern sich. Ein Teil jenes erhabenen Friedens wird auch auf Dich übertragen, Du fühlst in Deinem Innern eine sonnige Klarheit, Du empfindest, wie Du nie empfandest, es ist, als wärst Du Deinem Gott um ein gut Teil näher gerückt, als hieltest Du hier ein Endchen seines gewaltigen Mantels, der die Welt umschließt, in Deinen zitternden Händen.

Graf Tettenborn zeigte sich über meine schwärmerische Begeisterung nicht wenig erstaunt. Vermutlich dachte er, drei Jahre in Paris zugebracht, wären wohl im stande, einen jungen Mann blasirt zu machen. Ja, wenn ich dort mit bedeutenden Geldmitteln als Graf und Elegant aufgetreten wäre — vielleicht! Aber nein! Obwohl jung an Jahren, war ich nicht der Charakter, der sich im Sumpf behagt, und was ich dort auch erlebte, die Wellen der Nordsee hätten es von meinem Herzen gespült.

Sagte ich schon, daß wir im Kurhaus wohnten? Das ist ein imposantes, weithin leuchtendes Gebäude, mit einer Pracht der äußern Erscheinung und gediegenen Eleganz der Einrichtung, wie es kaum ein zweites geben mag. Die denkbar feinste Gesellschaft war hier versammelt. Im Fremdenbuch wimmelte es nur so von Fürsten und Excellenzen, zwischendurch las man auch einen Herrn Meyer oder eine Demoiselle Soundso, aber doch nur sehr vereinzelt. Ich hatte keine Lust, Bekanntschaften zu knüpfen, und sah die aufmunternden Blicke verschiedener Mütter und die versprechenden verschiedener

Töchter absichtlich nicht. Zur allgemeinen Badezeit mied ich den Strand und so traf ich die Gesellschaft eigentlich nur bei den Mahlzeiten im Speisesaal. Onkel Johannes, der mitteilsamer war, hatte bald einen ihm zusagenden Bekanntenkreis gefunden, und das paßte mir sehr. Kaum wußte ich ihn nach Tisch in Gesellschaft, so begann ich meine langen, einsamen Wanderungen, oder ich fuhr mit der „stoomtram“ auf deutsch „Dampftrambahn“, nach dem Haag, einer sehr angenehmen Stadt, zugleich originell und nobel in der Anlage.

Den größten Reiz gewährte es mir jedoch, die Fischer zu beobachten, wenn sie vom Heringsfange heimkehrten. Ich kannte bald all ihre Obliegenheiten, und wenn ich auch von ihrem Kauderwelsch nur wenig verstand, so unterhielten wir uns doch nicht schlecht miteinander. Die sauberen rotgedeckten Fischerhütten waren das beständige Objekt meiner Forschungen. Vielleicht suchte ich die wunderschöne Fischertochter, von der uns Heine berichtet, mit der er zeugte

„Sceptertragende Königsgeschlechter
„Und Helden, Wunder der Welt —“

Wohl fand ich unter den schlichten Häubchen ein paar Blumengesichter, doch schienen sie mir, dem Fremdling gegenüber, mißtrauisch — ich lernte Netze stricken, das war alles.

Eines Abends schritt ich, von langer Wanderung heimkehrend, auf der feuchten Düne dahin. Die Muscheln knisterten unter meinen Tritten, leise singend schlugen die

Wellen an und spritzten mir neckisch weißen Schaum auf die Füße, die Sonne war untergegangen und der Strand menschenleer. Da vernahm ich einen langgezogenen Ruf aus der Richtung der Seebäder. „Hoiho!“ klang es an mein Ohr und „hoiho!“ erwiderte ich mit voller Kraft meiner Lungen. Ich lauschte, ein zweitesmal ertönte der Ruf, doch schwächer, hilfeheischend, wie mir schien. Noch einmal rief ich mein „hoiho!“ in die Ferne, dann warf ich rasch die Kleider ab, mich in die Flut tauchend. Im selben Augenblick stürzte ein händeringendes Mädchen wie eine aufgescheuchte Möwe an mir vorüber.

Mein erster Gedanke sagte mir, eine kühne Schwimmerin habe sich hier allzu weit hinausgewagt, und so war es in der That; ich fand ein Weib, das sich nur mühsam über Wasser hielt. Ob ein Krampf die Dame hemmte, ob ihr nur der moralische Mut abhanden kam, weiß ich nicht, jedenfalls war sie noch bei Besinnung, denn sie hörte und befolgte genau meine Anordnungen. Da sie sich an meine Schultern klammerte, ohne mich in meinen Schwimmbewegungen viel zu hindern, kamen wir beide langsam, aber sicher ans Land. Dort erwartete uns schon eine Anzahl Leidtragender und Schiffer mit Rettungsseilen, von dem schreienden Kammermädchen herbeigerufen. Ich mußte heimlich lachen. Das Ganze war so ungefährlich wie möglich, eine kleine Wasserpromenade zu ungewohnter Stunde und an der Seite einer Dame, der man den Arm reichen mußte, voilà tout — und hier bauschten sie es zu einer Lebensrettung auf.

Du kannst Dir denken, daß dies nicht nach meinem Geschmacke war und daß ich mich den durcheinander hastenden Menschen schleunigst entzog. Meine Dame sah ich gleichfalls unter dem Schutze der Duenna in ihrer Badekabine verschwinden. Es war eine Fürstin Barroff. Ich weiß heute wirklich nicht mehr, wer es mir damals sagte, genug, es drang an mein Ohr, vielleicht plauderten es die indiskreten Wellen aus, deren Sprache mir schon so vertraut war. Fürstin Lydia Barroff! Einer Fürstin hatte ich das durchlauchtigste Leben gerettet, ich war in Gefahr, bei Lebzeiten in Stein ausgehauen zu werden.

Andern Tages bekam ich ein duftendes Billet — also auch mein Name blieb ihr nicht verschwiegen. Sie schrieb mir — kein Wort des Dankes — das wäre zu banal gewesen, wohl aber in scherzendem Ton, sie freue sich, ihrem nassen Kavalier auf dem Festlande wieder zu begegnen, und sie hoffe, ihn in ihrer Behausung mit einer Tasse Thee recht bald von dem Schnupfen zu kuriren, den er sich bei ihrer Lebensrettung möglicherweise geholt.

Eine Villa auf der Straße nach Haag ward mir als Fürstlich Barroff'sches Domizil bezeichnet.

Dieses Billet berührte mich nicht angenehm. Ich hatte momentan so gar keine Lust, in engeren Verkehr mit der Gesellschaft zu treten, und das war — hatte ich einen Besuch in der Villa gemacht — unausbleiblich. Eine Serie von Konzerten, Bällen, Routs, stieg vor meinem geistigen Auge auf und erfüllte mich mit Schaudern. Ich setzte mich hin und schrieb eine Absage: daß

meine schwankende Gesundheit mir nicht gestatte die Gesellschaft aufzusuchen (ich blühte damals wie eine Rose und war groß und mächtig wie ein Eichbaum, von einer geradezu unanständigen Gesundheit), daß ich mich der Kur wegen in Scheveningen aufhalte und die Frau Fürstin mit meinem krankhaften Aussehen verschonen wolle, daß ich außerdem durch das Glück, ihr einen Dienst erwiesen haben zu dürfen — ich bitte Dich, lieber Freund, stolpere nicht über die Worte — vollständig belohnt sei.

Was sich meine gerettete Nymphe von diesem schönen Brief denken mochte, weiß ich nicht, vermutlich wünschte sie den ungeleckten Bären in seinen Teutoburger Wald zurück. Ich hörte nichts weiter von ihr. Merkwürdigerweise aber, obwohl ich ihre Nähe floh, konnte ich den Gedanken an sie nicht loswerden, selbst nachts im Traume spürte ich ihren warmen Körper auf meinem Rücken, und wie die nassen Arme meinen Hals umklammerten, eng und immer enger, bis ich zu ersticken glaubte, und mich mit einem Angstschrei von meinem Lager erhob.

Ich hatte mir da ein geistiges Verhältnis aufgeladen, das mich im höchsten Grad genirte, und ich hätte doch keinem sagen können, wie meine gerettete Fürstin eigentlich aussah. War sie blond oder schwarz? Hatte sie helle oder dunkle Augen? Ich Unglückseliger hatte mir nichts gemerkt als den eigentümlichen feuchtwarmen Duft ihres Körpers und der langen Haare, die wie ein Mantel auf mich niederfielen. Und nun zu denken, daß

die Annahme jener Theeeinladung meine krankhafte Neugier gestillt und mir vielleicht Ruhe verschafft hätte! Ruhe? Nein, ich kannte mich zu gut, zu lange hatte ihr Körper auf dem meinen gezuckt, zu fest hatten mich ihre Arme umklammert, als daß ich mir von einer näheren Bekanntschaft mit ihr Beruhigung für mein Gemüt versprochen hätte. In ein Meer von Unruhe würde sie mich stürzen, und das wollte ich nicht, wollt' es um keinen Preis! Die Bilder meiner Cousine und der kleinen Marguerite lagen ohnedem wie zwei uneingelöste Schuldscheine auf meinem bedrückten Herzen.

Und jetzt — neue Liebe, neue Leiden — nein, nein, ich wollte nicht, und es war ganz gut, daß ich mir mit jenem famosen Absagebrief von vornherein einen mächtigen Riegel vorgeschoben hatte.

Dieses Vernünfteln hinderte mich jedoch nicht, mich von Zeit zu Zeit ganz gewaltig nach meiner nassen Fürstin zu sehnen. Wenn mich dieses sonderbare Gefühl ergriff, dann suchte ich die Gesellschaft, die ich für gewöhnlich mied; ich promenirte am Strand zur Zeit der gemischten Bäder und ging abends in die Symphoniekonzerte, nicht um zu hören, sondern zu sehen, meine Wasserfei wiederzusehen. Vergebens, sie war nicht hier und war nicht dort, oder ich erkannte sie eben nicht, und zu fragen hatte ich nicht den Mut. Auch hielt mich ein Gefühl moralischer Beschämung davon ab. Was, nachdem ich ihr den brutalen Brief geschrieben, suchte ich sie doch wieder auf, wie ein Schuljunge, der sich des Apfelstehlens

nicht erwehren kann? Ah, zum Teufel auch, das Weib sollte keine Macht mehr über mich haben!

Trotz dieser lobenswerten Vorsätze passirte es meiner Nase zuweilen, daß sie sich im Theater oder im Konzert bedenklich nahe auf die Frisur einer vor mir sitzenden Dame senkte, was mir jedesmal einen Entrüstungsblick eintrug. Darüber hätte ich mich wegsetzen können, wenn meine Zudringlichkeit nur von Erfolg gewesen wäre. Aber nichts! nichts! — Mein Gott, was roch ich nicht alles! Veilchenwasser, Brillantine, Cosmetique, Goldpuder, aber keine Spur von dem Fürstlich Barroff'schen Haarduft, der mir so auf den Nerven lag. So mied ich denn die Gesellschaft abermals und nahm meine einsamen Spaziergänge wieder auf.

Seit einiger Zeit passirte es mir, daß mir gerade an den fernsten, ödesten Stellen ein Mädchen in den Weg kam, in der weißen Haube der Holländerinnen, das Röcklein kurz geschürzt, ein zierliches Geschöpf, anscheinend mit Muschelsuchen beschäftigt.

Die Gestalt hatte etwas mir Bekanntes und gab mir Rätsel auf. Als sie mir das drittemal begegnete, blieb ich in einiger Entfernung stehen und sah ihr nach. Da gewahrte ich, daß auch die Maid stehen geblieben war, mich mit großen, dunklen Augen anstarrte, und als sie sich dabei ertappt sah, mit einer schelmischen Miene entfloh. Der Wind trug mir ihr Lachen zu, es klang allerliebst, glockenhell, ich möchte beinahe sagen kokett und so gar nicht holländisch!

Andern Tages trieb ich mich zwischen den Behausungen der Fischer herum und guckte in jedes Fensterlein, um meine schelmische Holländerin wiederzusehen. Die Männer waren fast alle zur See, das erleichterte mein Suchen; richtig, in einer der letzten Hütten fand ich das blasse, vornehm geschnittene Gesicht, zwischen roten und weißen Blumensternen, nach dem Wetter auslugend. So sagte sie wenigstens auf meine Frage, wonach sie schaue, und sie sagte es in einem unverfälschten Holländisch; mir bangte dabei für unsere weitere Unterhaltung. Dennoch trat ich ein, und die Kleine empfing mich in einer Weise, daß ich anfing zu glauben, sie habe nicht nach dem Wetter, sondern nach mir ausgesehen.

Nimm die Bezeichnung „Kleine" ja nicht wörtlich, lieber Freund, es ist das ein Lieblingsausdruck von mir. Die Kleine überragte mit ihrem Kopf meine Schulterhöhe um ein Beträchtliches, und das will etwas sagen. In ihrem Stübchen war alles zierlich und sauber, so viel feiner und wohnlicher, als ich es in anderen Hütten gesehen, auch sie selber erschien mir wie eine Idealgestalt, etwa wie eine hübsche Opernsängerin in holländischem Kostüm. Ich sah von der zierlichen Einrichtung des Stübchens zweifelnd auf ihre weißen, wohlgepflegten Hände und von diesen wieder auf die kleinen nackten Füßchen, die lustig mit den plumpen Holzschuhen herumklapperten. Sie mußte meinen Blick wohl aufgefangen haben, denn sie überschüttete mich mit einer Flut von holländischen Worten, von denen ich nur weniges verstand,

daß ihr Vater und die Brüder weit draußen wären, auf der See beim Fischfang oder auf einer Reise, das wurde mir nicht ganz klar, daß ihre Mutter aber bei ihr wohne und jeden Augenblick erscheinen könne, die Tochter zu beschützen gegen freche Eindringlinge.

Ich legte die Hand auf die Brust und machte das unschuldigste Gesicht von der Welt, was sie sofort wieder von meinen friedlichen Absichten überzeugte, denn als die alte Holländerin, nach einer Stunde etwa, mit einem Arm voll zerrissener Fischnetze ins Zimmer kam, saß ich auf einem Schemel zu den Füßen ihrer Tochter und ließ mir von dieser eine Kette kleiner angefaßter Strandmuscheln um den Hals winden und zwar unter den Klängen eines holländischen Liedchens, von dem ich kein Wort verstand. Die Alte schien unser kindisches Treiben wenig zu kümmern, nach einem kurzen Gruß ging sie wieder von dannen.

Ich war berauscht! Da hatte ich ja einen Roman, einen richtigen Nordsee-Roman, und was das Schönste war, ich hatte ihn nicht gesucht, er war mir in den Schoß gefallen. Mit tausend Koseworten und dem Versprechen, wiederzukommen, verließ ich meine Kleine. Aber das war dieser noch nicht genug, sie wollte einen bestimmten Tag haben, eine bestimmte Stunde! Ich ließ mich auch darauf ein, und als ich in den seltsamsten Gedanken dem Strandweg zusteuerte, sah ich eine Equipage langsam auf und ab fahren, als ob sie jemand erwarte. Eine unerklärliche Neugier ergriff mich, ein

mächtiges Gefühl legte sich wie mit Eisenklammern auf meine Brust, ich wollte sehen, auf wen der Wagen warte, und ohne mir eigentlich Rechenschaft von meinem sonderbaren Wesen geben zu können, versteckte ich mich in den Schatten einer Hütte und wartete gleichfalls. Es dauerte auch nicht lang, so kam eine weibliche Gestalt einhergehuscht — meine Holländerin. Ich hätte darauf schwören mögen, das Häubchen verbarg mir zwar ihr Gesicht und die Gestalt verhüllte ein grauer Mantel, aber sie war es, ich spürte es im Innersten.

Der Lakai sprang vom Bock und öffnete ihr den Wagenschlag. Ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich nur einmal umzuwenden, sprang sie hinein, und die Pferde entführten sie mir in der Richtung nach Haag.

Wie vom Donner gerührt stand ich da und sah dem Wagen nach. Wer war sie? Was für ein Spiel trieb man mit mir? War es eine vornehme Dame, die sich, ein weiblicher Harun=al=Raschid, unerkannt unter das Volk mischte? War ich einer intriguenspinnenden Kammerzofe zum Opfer gefallen? Wie es auch sei, ich war empört und nahm mir vor, nicht wieder in die Hütte zurückzukehren.

Du kannst Dir denken, daß ich andern Tags zur festgesetzten Stunde mich dennoch auf dem Wege dorthin befand. Das feine Köpfchen leuchtete mir zwischen den roten Geranientöpfen schon von weitem entgegen, lange blieb ich stehen und überlegte: konnte diese weiße Stirn Lüge und Ränken Raum geben? Ich ward wieder

schwankend und nahm mir vor, meine Entdeckung vorerst geheim zu halten.

Die Holländerin empfing mich mit lieblichem Erröten. Sie war nicht so redselig wie gestern, sondern sinniger, schweigsamer und gefiel mir heute noch viel besser. Sie bat mich, zu ihrer Arbeit zurückkehren zu dürfen, zu einem Netz, das halbfertig vor ihr hing und von dem sie eben aufgesprungen sein mochte, um nach mir auszusehen. Es war ein Geflecht von vergoldeten Schnüren, die weißen Finger hantirten märchenhaft daran herum, und das rote Mündchen erzählte mir, dieses Netz gehöre der Fürstin Lydia Barroff — ich horchte hoch auf — die Frau Fürstin sei ihre hohe Gönnerin, die sie oft besuche und noch öfter zu sich einlade. Für sie suche sie all die zierlichen Muscheln und stricke goldene Netze, die im fürstlichen Garten als Hängematten Verwendung fänden. Erst gestern sei sie von einer Barroff'schen Equipage abgeholt worden, um ihrer hohen Freundin Gesellschaft zu leisten und sie holländische Lieder zu lehren, denn die hohe Dame langweile sich sehr, und sie, die arme Dirne, möchte um alles in der Welt nicht Lydia Barroff sein, schloß sie mit einem Seufzer.

Mein Argwohn war zerstoben, mit einem Jubelruf schloß ich das liebe Kind in die Arme. Was sie sagte, war so überzeugend, sie hatte mich ja nicht bemerken können; warum sprach sie von ihrer Fahrt, als weil es ihr die Unschuld eingab? Auch manch anderes ward mir mit einemmale klar, die zierliche Umgebung, die weißen

Hände, die feine, anmutige Art der Holländerin. Sie hatte von dem Wesen der vornehmen Dame angenommen. Aber zu viel sollten sie mir meine kleine Fischertochter nicht verfeinern. Ich nahm deshalb ihre Händchen in die meinen und beschwor sie, diesen Umgang mit der vornehmen Welt zu meiden oder doch aufs äußerste zu beschränken.

Was mag ich der Kleinen für Unsinn vorgeschwatzt haben, von den Gefahren der Welt und daß ihr Heil allein an meinem Herzen blühe, aber sie lachte nicht, o nein, ihre Augen hingen mit rührendem Ernst an meinen Lippen und sie versprach, meinen Ermahnungen pünktlichst nachzukommen. Und wie ihre Augen, so hing auch bald ihr Herz an dem meinen, sie liebte mich — o Freund, es gab nichts, was ich umsonst von ihr verlangt hätte.

Welch eine Meeresidylle erlebte ich! Wenn der Sturm die Wellen peitschte und selbst kein Schiffer sich mehr hinauswagte, dann sagte ich zu ihr: „Komm," und ohne die kleinste Widerrede folgte sie mir in das schwanke Fahrzeug und kauerte zu meinen Füßen, bis es mir gefiel, mein grausames Spiel zu beenden. Auf solche Weise erprobte ich ihre Zuneigung. Niemals sah ich sie zur Badezeit am Strand, sie wich offenbar den Fremden aus, und als ich eines Tages ein paar Fischermädchen bemerkte, die den Gästen dürftige Blumensträuße und seltene Muscheln anboten, verlangte ich meine Schöne gleichfalls am Strande zu sehen. Es reizte mich mit einemmale, die heimlich Geliebte öffentlich zu zeigen, ihr

ein Sträußchen abzukaufen und dabei leise Liebesworte zu flüstern, von den Anwesenden Lobeshymnen über ihre Anmut zu hören und mir sagen zu können: „Sie ist mein.“

Du verstehst mich nicht, ich erscheine Dir lächerlich? Sage es ungenirt, mein Freund! Jetzt denke ich ebenso wie Du, aber damals — o welch heiße, unverständliche Wünsche hat nicht die Jugend!

Das seltsame Verlangen war meiner Holländerin offenbar sehr unangenehm, aber es gab kein Opfer, das sie nicht gebracht hätte, und so sah ich sie denn zur bestimmten Stunde, während der Strand von Menschen wimmelte und Onkel Johannes dicht an meiner Seite hielt, mit ängstlichen Schritten auf mich zukommen. Das Häubchen hatte sie so weit in die Stirne gezogen, daß ihre Züge kaum zu erkennen waren, die bebenden Finger hielten einige von den roten Blüten, die ihr Fensterchen garnirten. Als ich sie so ankommen sah, die hohe, schlanke Gestalt, mit allen Zeichen peinlichen Unbehagens, wie eine Sklavin dem Gebieter zu Diensten, als ich zudem sah, wie sich sofort ein halbes Dutzend Monocles auf sie richteten, da erfaßte mich eine schreckliche Unzufriedenheit mit mir selbst. Unbekümmert um meinen verdutzt dareinschauenden Onkel eilte ich ihr entgegen, beschwor sie, augenblicklich umzukehren, und begleitete sie bis in ihr Stübchen, wo ich vor ihr niedersank und sie bat, dem Thoren zu verzeihen, der seine Seligkeit auf dem Markte ausschreien wollte. Zum Glück war die Scene von den

wenigsten bemerkt worden, und Onkel Johannes gab sich mit einer gut erfundenen Geschichte zufrieden.

Ja, ich hatte meinen Roman, meine Idylle, und diese besaß, in ihrer plumpen Fischertracht, umrauscht von den uralten Liedern des Ozeans, so viel Reize für mich, den Pariser Studenten, daß mir die Tage wie Minuten schwanden und ich von einem Verlassen des lieblichen Scheveningen vorerst nichts wissen wollte.

Ich hatte mit Graf Tettenborn keinen leichten Stand. Nachdem seine übliche Tarokgesellschaft abgereist war, fing er an, sich zu langweilen, und fragte mich jeden Morgen, ob ich mich noch immer nicht entschließen könne, der See adieu zu sagen. Offen gestanden, ich dachte mit Schaudern an den Tag unserer Abreise und ich nahm mir vor, so lange zu bleiben, als man es nur mit Anstand konnte, als letzter Gast mit dem letzten Zugvogel nach dem Süden zu fliegen, unauslöschliche Erinnerung im Herzen, Thränen im Auge. Ich hätte meinem Onkel so gern gesagt: „Anstatt Dich hier in den prunkvollen Hotelsalons zu langweilen, besuche die Fischerhütten, lerne Netze stricken und Heringe einpökeln, such' Dir eine hübsche Holländerin“ — aber das konnte ich dem Manne mit dem weißen Haar, dem Nestor der Familie Tettenborn, doch nicht gut anraten, und so mußte ich zu Ausflüchten meine Zuflucht nehmen, meine aufblühende Gesundheit, meine Nerven, die sich in der Seeluft mit jedem Tag mehr kräftigten, gaben mir dazu willkommenen Anlaß. Ich bat den Onkel, mir die Ruhe am Strand doch etwas

länger zu gönnen nach den anstrengenden Jahren meiner Verbannung. So oft ich auf letztere zurückkam, war der Graf weich wie ein Kind und that, was ich von ihm verlangte. Es gefiel mir hie und da, ein bißchen mit der ausgestandenen Misère zu kokettiren, in Wahrheit schadete sie mir nicht im geringsten, im Gegenteil, sie hielt mich vor manchem zurück, dem junge Leute aus unseren Kreisen zum Opfer fallen, sie stählte meinen Körper, machte mir Aug' und Seele frisch, und in der stärkenden Seeluft Scheveningens entwickelte ich mich vollends zum Riesen. Der Graf mußte das gelten lassen und that mir den Gefallen, bis zum Ende der Saison auszuharren.

Welche Tage, lieber Freund, welche Nächte! Warst Du jemals am Meer? Hast Du Dich je im Dünensand vergraben, den gestirnten Himmel über Dir, die unendliche Wasserfläche vor Dir? Glaube mir, es ist ein anderer Himmel dort oben und andere Sterne schauen auf Dich hernieder! Hast Du je auf das Lachen Poseidons gelauscht und auf die plumpen Scherze der Meertöchter? Hat sich dabei ein ängstlich fragendes Auge in das Deine versenkt, ein klopfendes Herz sich dem Deinen genähert? — Nicht? Niemals warst Du am Meer? O, reise schleunigst dorthin, suche den Ozean zu versöhnen, bringe ihm Deine Begeisterung zum Opfer, denn sonst — wir sind alle Molluskengesindel vor seinem erhabenen Antlitz — ein Aufflammen seines Zornes, und wir sind weggefegt vom Erdball.

Freilich, nicht allnächtlich saßen wir am Strand, mein Fischermädchen und ich. Wenn er es uns zu bunt machte, der alte Meergott, wenn er zum Spaß einmal stürmte, daß uns Hören und Sehen verging, dann verkrochen wir uns in die Hütte wie das kleine Volk in den Hühnerstall. Nebenan schnarchte das Mütterchen, tickte die Wanduhr, pickte der Holzwurm und schnurrte das Kätzchen, draußen heulte der Sturm, und wir beide saßen eng an einander geschmiegt beim matten Schein des Lämpchens und sahen uns in die Augen und waren nicht müde, uns schweigend zu versichern, wie lieb wir uns haben. In der That, die Musik des Meeres macht die Menschen nicht redselig, man küßt und schweigt, man schweigt und lauscht. Ließ sich die Kleine zu einer Rede herbei, so war es ein Gedanke, der mich überraschte, eine Wendung, die mich in Erstaunen setzte. Doch dachte ich nicht weiter darüber nach. Bei einem Weibe, das ich liebte, durfte mich im Grunde nichts überraschen, warum liebte ich es sonst?

Diese Idylle dauerte genau vier Wochen, als ich bemerkte, daß es mit ihr zu Ende ging. Meine Holländerin fing an, in meiner Gegenwart zerstreut zu sein, fast möchte ich sagen unruhig, als hätte sie mir eine Mitteilung zu machen und suche vergebens nach einer passenden Form. Ihr Wesen verstimmte mich. Ich blieb einige Tage aus, und als ich wiederkam, fand ich sie nicht. Die alte Mutter sagte auf mein Befragen in gutem Holländisch ungefähr so viel wie: „Das weiß der Himmel, wo

die wieder herumsegelt!“ Eine Geliebte, die Gott weiß wo herumsegelt, ist nicht nach jedermanns Geschmack, und wenn ich auch den Sonderlichkeiten der halb blinden und fast tauben Alten dabei Rechnung trug, so ärgerte ich mich doch, ärgerte mich namentlich über das verschmitzte Lächeln, das ihre runzeligen Züge überflog. Ich weiß nicht, warum ich mir in diesem Augenblick wie ein ganzer Narr vorkam.

Ich beschloß, die Kleine nicht aufzusuchen, sondern sie erst an mich herankommen zu lassen. Um mich zu zerstreuen, wollte ich dem gesellschaftlichen Treiben wieder etwas Aufmerksamkeit zuwenden, mein Onkel hatte sich wahrlich lange genug ohne mich behelfen müssen. Bei Tisch machte ich ihm den Vorschlag, das Nachmittagskonzert von der Terrasse aus anzuhören. Du mußt nämlich wissen, man hörte damals wirklich gute Musik in Scheveningen, Professor Mannstädt gab mit dem Berliner philharmonischen Orchester täglich zwei Konzerte. Es war in der That ein Vergnügen, in dem herrlichen, von belgischen Künstlern gemalten Kursaal bei den Klängen der Musik seinen Mokka zu schlürfen oder draußen auf der Terrasse zu sitzen und die fähnchenbesteckten Kioske, die Strandkörbe, die Badekarren, das ganze farbenprächtige Bild vor Augen, sich einem Doppelgenuß hingeben zu können.

Ich war lange nicht hier gewesen, und der bunte Strandzauber fesselte mich heute um so mehr. Mein Onkel war sehr vergnügt, trank mir mehrmals mit seinem

Eiskaffee zu, und ich bemühte mich, meine glänzendste Laune vor ihm zu entfalten. Dabei konnte ich es aber doch nicht hindern, daß meine Gedanken mehr als einmal in einer gewissen Fischerhütte weilten und bei einer schönen Holländerin, die jetzt „Gott weiß wo herumsegelte".

Während ich eben wieder an sie dachte, traten zwei Damen auf die Terrasse mit einem Gefolge von Herren, die aus einem Modejournal entliehen schienen, nichtssagende Puppengesichter, schlotternde Figuren mit weiten Beinkleidern, ellenlangen Schnabelschuhen, comme il faut bis auf den kahlen Schädel und das Fensterglas im Auge. Diese Gruppe fesselte meine Aufmerksamkeit in hohem Grade, das heißt nicht die Jünglinge, diese waren mir höchst gleichgiltig, wie Du schon erraten haben wirst. Aber die Damen oder vielmehr die eine größere, in einer Toilette vom pschüttesten „Pschütt", mit einem Hütchen, das ihren schwarzen Haaren wie eine riesige rote Mohnblume aufgestülpt schien, eine Erscheinung, die, so originell in der Toilette, so schön und vornehm von Gestalt und Gesicht, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich ziehen mußte, besonders die meine, denn sie glich derjenigen, an die ich soeben gedacht, meiner schönen, schlanken Fischerdirne!

Ich betrachtete sie durch das Glas, war überzeugt, zweifelte im nächsten Augenblick und betrachtete sie wieder. Mein seltsames Gebaren mußte den Begleitern der Schönen nicht entgangen sein, denn plötzlich drehten sich drei fatale Gesichter mit insolenten Blicken nach mir um. Auch die

Dame wurde aufmerksam und sah mir eine Sekunde lang wie erstarrt in die Augen; aber auch nur eine Sekunde lang, dann grüßte sie mich wie einen alten Bekannten, winkte mir mit dem Fächer und wandte sich hierauf ihren Begleitern zu, denen sie über mich Auskunft zu geben schien. Der Teufel mochte wissen, was sie ihnen für eine Fabel aufband.

„Wer ist denn die eigenartige Schönheit da drüben?“ fragte mein Onkel, und — da saß ich in der Klemme. Wer war sie eigentlich? Sie hatte mich begrüßt, wie man nur intime Freunde grüßt, und ich wußte nicht einmal ihren Namen anzugeben.

Ein Kellner half mir aus meiner Verlegenheit. Er war soeben dabei, meinem Onkel Zeitungen vorzulegen, glaubte die Frage an sich gerichtet und antwortete: „Die Dame ist die russische Fürstin Lydia Barroff. Sie kommt seit langer Zeit jedes Jahr auf einige Monate in ihre Villa nach Haag. Jetzt muß sie wohl verreist gewesen sein, denn ich sah sie etwa vier Wochen nicht bei uns.“

Diese Worte waren ebensoviele Keulenschläge für mein Gemüt. Also wirklich? Ich war das Spielzeug einer vornehmen Dame! Vermutlich hatte ich die Ehre, Ihrer Durchlaucht bei jener nächtlichen Wasserpartie zu gefallen. Wenn ich die Jammergestalten ihrer Begleiter ins Auge faßte, so begriff ich wohl, daß meine starken Arme, welche damals die Ohnmächtige packten und zugleich das Wasser teilten, Eindruck auf sie gemacht haben mußten. Madame hatte ihre kleinen appétits sauvages, die sie

unter allen Umständen zu befriedigen wußte. Wie niedlich hatte sie die Fischeridylle in Scene gesetzt, wie geschickt wußte sie meinen Argwohn von vornherein aus dem Feld zu schlagen! Sie verstand es, so fromm zu blicken, sich so mädchenhaft zu geberden! Und der ganze Apparat, wie ausgezeichnet fungirte er unter ihrer Leitung, das Mütterchen, die Katze, selbst der pickende Holzwurm, wahrhaftig, ich schämte mich meiner Einfalt! Und ich hatte sie meine fromme Blume genannt, mein Nixchen, mein Seesternchen, und warnte die unschuldige Kleine vor jeder Berührung mit der Welt. Wie mochte sie zu Hause in ihrem seidenen Boudoir über den Thoren gelacht haben! Aber die Begeisterung, die aus ihren Augen geleuchtet, die Küsse, die ich gespürt, die Thränen, die sie an meinem Halse geweint, war das Laune, Caprice, Lüge? Herrgott, ich fühlte, daß ich toll wurde, mit beiden Händen faßte ich meinen Kopf; da sah ich, wie sie mir abermals mit dem Fächer winkte.

Ohne unartig zu sein, hätte ich mich dieser sichtbaren Aufforderung nicht entziehen können. So ging ich denn hinüber, sie stellte mich vor, ich lernte hinwiederum ihre Gesellschaft kennen, die Begleiterin, die interessanten Jünglinge, lauter hochtrabende Namen; mein Onkel mußte sich gleichfalls herübersetzen, und wir bildeten nur eine Familie. Der Graf schien sich für die schöne Fürstin ganz außerordentlich zu interessiren; ich aber, der ich die Schönheit schon im Zwilchrock und groben Hemdchen geschaut, ich saß da wie auf den Kopf geschlagen und wetteiferte mit

den drei Jünglingen im Feuerofen (ich versichere Dich, dieser biblische Vergleich ist nicht allzu schlecht) in albernen Redensarten.

Die Fürstin mußte wohl merken, wie mir zu Mute war, denn im ersten unbewachten Moment, da alles sich nach der Straße wandte, um eine auffallende Toilette zu bewundern, brachte sie ihre Lippen an mein Ohr und flüsterte in den weichsten Tönen: „Je t'aime!“, worauf ich kühl entgegnete: „Ich staune, Madame in allen Sprachen und Dialekten sattelfest zu finden.“

Ich hatte mir vorgenommen, meine Beziehungen mit ihr abzubrechen, trotzdem blieb ich fürs erste ihr Sklave. Sie hielt mich an der Kette gesellschaftlicher Pflichten. Nachdem sie mich und Graf Johannes aufforderte, ihre Villa zu besuchen, konnte ich nicht ausweichen. Eine Ablehnung wäre gleich einer schweren Beleidigung gewesen.

Das ganze Leben und Treiben in der Villa war mir verhaßt, und doch kam ich wieder. Das alte Spiel von der Motte und der Flamme, Du kennst es ja. Hundertmal nahm ich mir vor, die unwürdigen Beziehungen abzubrechen, und doch sah mich jeder neue Tag auf dem Weg nach der Villa, zu Pferd, zu Fuß oder per „stoomtram“ — wie es mir gerade einfiel.

Die Fürstin überschüttete mich mit Liebenswürdigkeiten. Ich merkte wohl, daß sie mir trotz aller Gaukeleien herzlich zugethan war, und mit diesem roten Faden band sie mich an ihr Haus und führte mich immer wieder dahin zurück.

„Sie war ja köstlich, unsere kleine Strandidylle —“ sagte sie mir einige Tage nach jener denkwürdigen Begegnung auf der Terrasse — „auf die Dauer wurde mir die Sache jedoch unbequem, und so beschloß ich, der Geschichte ein schnelles Ende zu machen.“

Ich wußte ihr darauf nichts zu erwidern, denn ich schämte mich im Innersten. Von einem Weibe mich so düpiren zu lassen! Und doch, lieber Freund, wenn Du sie gesehen hättest, wie ich, mit der weißen, züchtigen Haube, im groben Hemdchen und grauen Zwilchröckchen, mit den lustig klappernden Holzpantoffeln, so unschuldig blickend, so harmlos fragend, ein Kind an Hingebung und Vertrauen — Du hättest Dich ebenso täuschen lassen. In Wirklichkeit war ich das vertrauende Kind und sie — die großartigste Schauspielerin, die je meine Augen geschaut. Ein wahres Glück für die Ziegler, die Sarah Bernhard und wie sie noch heißen mögen, die bekannten Größen, daß Madame Lydia ihre Künste nur vor einzelnen produzirte und es verschmähte, vor dem großen Publikum zu glänzen. Diese ungewöhnlich schauspielerische Begabung könnte mich einigermaßen entschuldigen, nicht wahr? Aber im Grund meines Herzens nannte ich mich selbst einen Narren und hegte deshalb einen versteckten Groll gegen die reizende coeur-dame.

Die Fürstin bot alles auf, die Wolken von meiner Stirne zu jagen. Sie gab Gesellschaften, in denen sie mich sozusagen zum Mittelpunkt machte, sie genirte sich nicht, ihre Leidenschaft für mich offen zur Schau zu

tragen, sie machte mir in aller Form den Hof und kompromittirte mich dabei. Es ist komisch, wenn ich das sage, ich, der Mann, aber ich bleibe bei meiner Aeußerung, sie kompromittirte mich, und bald galt ich im Hause als l'amant en titre de Madame Lydia. Die Diener hielten mich dafür, die Zofen, selbst die Gäste, die zu uns kamen, und was das Schlimmste war, auch die Fürstin schien in solcher Weise über mich verfügen zu wollen. Daß sie sich mit dem Fischermädchen eine gefährliche Rivalin aufgeladen hatte, blieb ihr natürlich nicht verborgen, und sie machte die unsäglichsten Anstrengungen, auch als Fürstin den Sieg davonzutragen.

Da sie mich nach allem Vorausgegangenen vermutlich für ein Schäfchen hielt, — ich hatte ja ihre Meinung auch vollauf gerechtfertigt — so glaubte sie durch ihren assyrischen Luxus auf mich wirken zu können. Man speiste in der Villa Barroff nur auf Gold und Silber, man lag nur auf Löwen- und Leopardenfellen. Sie selbst, die Besitzerin dieser Herrlichkeiten, nahte sich mir zuweilen wie eine Sklavin, um Liebe bettelnd, und doch — weiß der Teufel! — ich konnte ein gewisses Lakaiengefühl nicht los werden. Was ich bei keinem Weib vor- und nachher empfand, das empfand ich hier, ein Gefühl der Demütigung, das mein Blut wallen machte. Ich hatte nicht in sehnsüchtiger Liebe um sie geworben, sie hatte mich durch List und falsche Vorspiegelungen an sich gebracht — das verzieh ich ihr nie. Meiner Leidenschaft, die, von dem schönen Weibe fortwährend angefacht, sie ja noch immer

umzüngelte, mischte sich ein Gefühl des Hasses bei und machte unsern Verkehr zu dem seltsamsten, den man sich denken kann. Wie oft sagte ich ihr grausame Dinge, sie brauste auf, als ob sie mich erwürgen wolle, und lag doch im nächsten Augenblick zu meinen Füßen.

Eines Abends hatte man sich in der Villa zu einem Ball eingefunden. Der Garten war feenhaft beleuchtet, und eine bunte Gesellschaft bewegte sich darin. Die Feste im Hause Barroff hatten immer einen interessanten Beigeschmack durch die verschiedenen Elemente, aus denen hier die Gesellschaft bestand — ein wahrer haut-goût für den unbefangenen Beobachter. Neben Personen von hochklingenden Namen und tadellosen Manieren bewegten sich Leute mit wahren Wudkigesichtern, bleiche, nervöse Jünglinge, die aus ihren Kleidern herauszuwachsen schienen, Damen, welche rauchten und die Beine über einander schlugen. „Ein gutes ‚beefsteak tartare' muß verschiedene Zuthaten haben," meinte Graf Johannes, dem ich meine Beobachtungen mitteilte.

Ich kannte die wenigsten Leute. Man stellte sich nur vor, sobald man in nähere Berührung kam, und ich hatte wahrlich keine Lust, neue Bekanntschaften zu knüpfen. Lydia hatte mir beim Eingang ein paar Worte zugeflüstert: „Teurer Freund, ich habe keine Zeit für Dich — auf nachher!" Und jetzt sah ich sie von Gruppe zu Gruppe schweben, mit vollendeter Grazie ihren Hausfrauenpflichten nachkommend.

Ich saß mit dem Onkel vor einem Blumenbosket,

das, von hundert Flämmchen beleuchtet, in märchenhafter Pracht schimmerte; da kam sie mit einer jungen Dame am Arm auf uns zu und präsentirte uns diese als die bekannte deutsche Schriftstellerin N. N. Im Laufe des Gespräches sah ich bald, daß die „junge" Dame die Dreißig schon überschritten haben mußte. Sie zeigte jedoch ein noch jugendliches, gescheites Gesicht, lustig blickende Augen und eine schlanke Figur, die, in dunkle Seide gehüllt, vorteilhaft von den Modepuppen abstach. Ihr Organ hatte einen beruhigenden Klang und erinnerte mich — ich sage es, selbst auf die Gefahr, daß Du den Vergleich belachst — an die Kirchenglocken in meinem lieben Thüringen. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß ihr Gespräch fromm oder engherzig gewesen wäre, im Gegenteil, sie wußte so lustig zu plaudern und unterstützte uns wesentlich in unseren Neckereien über die Gesellschaft — jedoch in deutscher Manier — daß ich der Fürstin ernstlich Dank wußte, uns diese liebenswürdige, gescheite Bekanntschaft vermittelt zu haben. Ich geriet ein wenig in Verlegenheit, als die Rede auf die Schriften der Dame kam. Die Wahrheit zu sagen, hatte ich kein einziges Buch gelesen und gestand dies auch unumwunden zu. Die hübsche Frau lachte, kräuselte die Lippen ein wenig ironisch und meinte: „Das ist das Schicksal der deutschen Schriftsteller. Gelesen werden wir erst, sobald man uns in fremde Sprachen übersetzt hat." Ich mußte die Richtigkeit des Gesagten anerkennen, schwor aber hoch und heilig, mein Versäumnis gut zu machen und mir die Werke der

Dame gleich am andern Morgen telegraphisch kommen zu lassen. Sie lachte wieder ein wenig über meinen Eifer und riet mir dann ernstlich ab. „Verderben Sie sich die Badezeit nicht,“ sagte sie; „wenn ich Ihnen nun gründlich mißfalle?“

„Haben Sie so wenig Zutrauen zu Ihren Werken?“ fragte ich.

„Nicht zu meinen Werken,“ antwortete sie, und ihre Augen blitzten mir entgegen, „aber zu meinen Lesern! Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, meine Rede zielt nicht auf Sie, ich kenne Sie ja kaum. Aber wenn Sie wüßten, welch böse Erfahrungen ich hinter mir habe! Wie sauer macht man der Schriftstellerin ihren Beruf! Schreibt sie ländliche Dorfgeschichten, Romane, in denen schüchterne Referendare und Backfischchen ihr Unwesen treiben, vermeidet sie jedes gefährliche Feuer, jedes drastische Wort, jede Redewendung, die auch nur entfernt Anstoß erregen könnte, so heißt es: Blaustrumpfgewäsch, Birch-Pfeifferiade, Zuckerwassergeschreibsel, Gartenlaubenjammer und derlei schöne Benennungen. Hat sie aber den Mut, als Dichterin ihr Geschlecht zu verleugnen, greift sie ihre Stoffe direkt aus dem Leben, schildert sie mit Feuer und Blut, zeichnet sie den Bettler mit seinen Lumpen, den Straßenjungen in seinem Schmutz, den Menschen, wie er ist, mit seinem alles Gute anstrebenden und doch ewig irrenden Gemüt, dann heißt es: unweiblich, undezent, sie kokettirt mit den Realisten und so weiter. Was mir letzteres schon Verdruß gemacht hat! Ich

versichere Sie, ich kokettire mit niemand und habe über die Bezeichnung Realist und Idealist noch gar nicht weiter nachgedacht. Aber ich besitze eine scharfe Beobachtungsgabe, die den Menschen auf den Grund sieht, und wenn ich sagen will, das ist blau oder weiß, so widerstrebt es mir, zu sagen, es ist bläulich oder weißlich, nur weil es manche Menschen für unanständig halten, sich allzu bestimmt auszudrücken."

Ich hielt ihr herzlich beide Hände entgegen. „Jetzt lese ich Ihre Bücher," sagte ich, „und nun bin ich auch überzeugt, daß sie mir gefallen werden. Offen gestanden, schrieben mir Damenfedern bis jetzt nicht nach Geschmack und zwar aus den Gründen, die Sie gleich eingangs Ihrer Rede ins Treffen führten; ich hasse die Töchterschulenliteratur. Nun aber freue ich mich herzlich und werde mit wahrer Begier an die Lektüre Ihrer Werke gehen."

Sie sah mich mit einem forschenden Blick an und meinte dann: „Und ich zweifle dennoch, daß Sie das finden, was Sie suchen. Nicht die Lust am Pikanten und Unerlaubten diktirt meine Schriften, da sei Gott vor! Ich schildere einfach die Menschen, wie sie sind, wie sie sich in dieser oder jener Situation geberden, und kann mich nicht entschließen, ihren Gefühlen ein Mäntelchen umzuhängen. Einst tadelte ein guter Freund einen Ausdruck, den ich einer alten Komödiantendirektorin in den Mund legte. Da sah ich ihn ganz erstaunt an und fragte ihn: ‚Glauben Sie nicht, daß eine solche Frau in einer

solchen Situation genau so sprechen muß?' — ,Gewiß wird sie das,' entgegnete mein Freund, ,und jeder Dichter dürfte das auch niederschreiben, aber Sie dürfen es nicht thun, denn Sie sind ein Weib.' Nun frage ich Sie, meine Herren, hört da nicht die Weltgeschichte auf? Eine Theaterdirektorin des Herrn Lindau oder Heiberg dürfte so sprechen, meine Theaterdirektorin muß sich gewählter ausdrücken."

Sie sagte es so possierlich, so komisch verzweiflungsvoll, daß wir in herzliches Lachen ausbrachen. Auch war unsere Unterhaltung eine ungewohnte und gewissermaßen doch interessante, genug, wir unterhielten uns vortrefflich, und die Fürstin, die längst wieder ihren Pflichten nachgeeilt war, schoß aus der Ferne unruhige Blicke zu uns herüber.

Ich bitte Dich, mein lieber Freund, mich nicht etwa gleichfalls mit ähnlichen Blicken zu bombardiren. Die Schriftstellerin blieb eine Sternschnuppe an meinem Horizonte, ich sah sie an jenem Abend und nie wieder. Ich erwähne ihrer nur, weil sie mir in der That einen angenehmen Eindruck machte und mich durch ihre vernünftige Art, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, mit den Blaustrümpfen im allgemeinen einigermaßen aussöhnte. Dann aber auch, weil ich durch sie etwas erfahren sollte, was meinem Verhältnisse zur Fürstin eine entscheidende Wendung gab.

„Wie gefällt Ihnen unsere reizende Wirtin?" fragte mein Onkel im Laufe des Gesprächs die Dame, und sie

entgegnete mit Feuer: „O, ganz außerordentlich! Ein ungewöhnlich schönes Weib von glänzenden Geistesgaben. Ich begreife nur nicht den Herrn Gemahl, der ein so begehrenswertes Geschöpf allein in der Welt herumreisen läßt, während er sich in Monaco am grünen Tisch vergnügt."

Monaco, der grüne Tisch, der Herr Gemahl, das alles tanzte mir in einem wirbelnden pas de trois vor den Augen herum, ich muß ein unglaublich dummes Gesicht geschnitten haben.

„Der Herr Gemahl?" erwiderte ich tonlos und fühlte wie mir die Röte zu Kopf stieg.

Die Schriftstellerin faßte mich scharf ins Auge und im selben Moment bemerkend, daß sie mir mit dieser Neuigkeit eine unangenehme Ueberraschung bereitet habe, fügte sie drollig bei: „Ach, nur ein ganz kleiner, nicht der Rede wert!"

Ich lachte, Onkel Johannes lachte, die heikle Situation war gerettet und die Röte verschwand wieder von meinem Angesicht.

Jetzt konnte ich anscheinend ruhig über den heiklen Punkt sprechen. „Ich wußte nicht, daß die Fürstin verheiratet ist."

„Nicht? Ah, das ist eine bekannte Geschichte, obwohl niemand davon spricht."

„Ich hielt sie für eine Witwe."

„Man könnte sie dafür halten. Sie geberdet sich so, als ob sie keinem Rechenschaft zu geben hätte. Vielleicht

geschieht dies auch nach beiderseitigem Uebereinkommen, jedenfalls gibt ihr der Fürst darin noch einige Points vor."

In diesem Augenblick erschollen aus dem Saal die einleitenden Klänge eines Tanzes. Im Garten machte sich allgemeiner Aufbruch bemerkbar, plötzlich stand Fürstin Lydia neben mir und schob ihren Arm ungenirt in den meinen. „Unser Tanz, lieber Graf!" sagte sie — ich hatte sie noch gar nicht aufgefordert — und fort zog sie mich in den Wirbel der tanzenden Paare, sich zuweilen an mich pressend, daß mir Hören und Sehen verging. Während sie in der Pause mit mir promenirte, sagte sie hinter dem vorgehaltenen Fächer:

„Ich habe Dir die Dichterin nicht zugeführt, damit Du ihr den Hof machen sollst," ihre Augen lächelten dabei verbindlich nach rechts und links.

„Vom Hofmachen war auch zwischen uns keine Rede, wir unterhielten uns von sehr ernsten Dingen."

„Und darf man wissen, von welchen?"

„Warum nicht. Wir sprachen vom Fürsten Barroff."

Sie lächelte sarkastisch. „Ei, welch interessantes Thema! Und was weiter?"

„Was weiter? Ich erfahre eben, daß Sie verheiratet sind, und Sie fragen mich, was weiter?"

„Ah — Du wußtest das nicht?"

„Nein, denn hätte ich damals gewußt, was ich heute weiß —"

„Nun?" fragte sie und ihre Augen erweiterten sich zu unnatürlicher Größe.

„Es wäre nie geschehen, was geschehen ist,“ vollendete ich.

Sie sah mich eine Weile an mit dem Blick einer verwundeten Löwin, dann senkte sie plötzlich die Lider und sagte fast schüchtern:

„Du hast recht, es ist Deiner unwürdig, es soll anders werden, das schwöre ich Dir. Ach, wenn Du wüßtest, wie sehr ich Dich liebe!“

Das war unser letztes vertrauliches Gespräch an jenem Abend, ich hielt mich ihr absichtlich fern, und wie es schien, suchte auch sie mich nicht mehr. Von jenem Tage an trat eine leise Spannung zwischen uns ein, ich glaubte nicht anders, als sie habe die Absicht, unsere Beziehungen langsam einschlafen zu lassen, und ich muß gestehen, ich war ihr dafür in innerster Seele dankbar. Ich hätte abreisen können und so die fühlbar gewordenen Ketten gewaltsam zerreißen, das schien mir jedoch eines Kavaliers unwürdig. Ich wollte ihr so gerne den Triumph lassen, mit mir gebrochen zu haben, und begrüßte daher ihr verändertes Benehmen mit Freuden. Wir sahen uns seltener, und wenn es der Fall war, begegneten wir uns ruhiger, freundschaftlicher, ich möchte fast sagen ehrerbietiger als vorher. Mich zog es wieder mehr als je zur Einsamkeit, zur See, der ich so lange untreu geworden.

Nach acht Tagen rief mich ein Briefchen Lydias nach der Villa. „Komm,“ schrieb sie, „ich habe Dir wichtige Mitteilungen zu machen.“

Ich drehte das Papier unzähligemale in meinen Fingern, ob sich denn kein aufklärendes Wort fände, denn ich konnte mir nicht denken, was mir Madame noch für wichtige Mitteilungen zu machen habe. Doch wie ein guter Soldat dem Feinde am liebsten Aug' in Auge gegenübersteht, machte ich mich sofort auf den Weg nach Haag. Ich ging zu Fuß, um meine Gedanken sammeln zu können, und erschöpfte mich nun in vagen Vermutungen. Vielleicht hatte sie beschlossen, in ein Kloster zu gehen, oder sie wollte mich unversehens zum glücklichen Vater machen, oder sie adoptirte die alte Holländerin, die ihr durch vier Wochen eine so vortreffliche Mutter gewesen — genug, mein Geist dachte an die haarsträubendsten Dinge, nur an das eine Thatsächliche nicht.

Sie erwartete mich schon am Gitter des Parkes, wie ein verliebtes Mädchen, das nach dem Liebsten aussieht. Unbekümmert um etwaige Vorübergehende schlang sie die Arme um meinen Hals und küßte mich, mir ahnte nichts Gutes, dann nahm sie meinen Arm und schritt mit mir dem Hause zu.

Ich war in einer unbehaglichen Stimmung. Das sah nicht darnach aus, als wolle sie mir den Abschied geben. Wie betäubt schritt ich neben ihr her, über die Baumwurzeln stolpernd, während sie, in ihrer lichten Sommerrobe, wie ein verkörperter Sonnenstrahl dahinschwebte. Ihr ganzes Wesen atmete Freude, Lebenslust, sie hatte mir offenbar etwas zu sagen, was sie mit Entzücken erfüllte.

Am Hause angekommen, ergriff sie meine Hand und zog mich in das nächste Parterrezimmer, auch Garten- oder Waffensaal genannt. Dieser Raum war mir wohl bekannt. Wie oft war ich hier Lydia mit dem Florett gegenüber gestanden und sie, in einem unsagbar reizenden Fechterkostüm, gab mir Proben von überraschender Geschicklichkeit. Manchmal auch, an regnerischen Tagen, schossen wir hier in größerer Gesellschaft nach der Scheibe, und die Fürstin bewährte sich auch hierin als Meisterin. Es war ein großer Raum, wie ein Zelt dekorirt, an den Wänden hingen alle Arten Hieb-, Stich- und Schuß-waffen. Der Ausgang nach dem Garten zu war für gewöhnlich mit türkischen Portièren verhängt, heut waren diese zurückgeschlagen und ließen das Sonnenlicht herein-fluten. Mit ihm legte sich ein empfindlicher Duft auf meine Nerven, er kam von einer orientalischen Pflanze, welche die Fürstin nach dem Seelande mitgebracht und die merkwürdigerweise auch in diesem Boden gedieh und in blutrote üppige Blüten schoß, nur blühte sie hier sehr spät. Die Pflanzengruppe stand unmittelbar vor dem Eingang zum Zelt, und Sonnenlicht und Blütenduft, wohl auch die Erwartung, was ich hören sollte, wirkten so mächtig auf mich ein, daß ich mich wie ermattet auf ein kleines Tabouret niederließ. Die Fürstin setzte sich auf ein Kissen zu meinen Füßen, umschlang mich neuerdings und sagte mit vor Bewegung zitternder Stimme: „Endlich bist Du mein, ganz mein!" Zugleich hielt sie mir ein Papier vor die Augen, das die Bestätigung des

Gesagten enthalten sollte. Ich starrte wie ein Betrunkener darauf hin, die Buchstaben tanzten vor meinen Blicken, aus allen Ecken tönte mir ein schadenfrohes, heimliches Kichern, die Sonnenreflexe lachten, die roten Blumen lachten, die schöne Fürstin lachte und ich griff mit meiner Linken nach dem Tschibuktischchen, um nicht umzufallen, denn in meiner Rechten hielt ich ein Telegramm und darauf standen die unzweideutigen Worte: „Unter den angebotenen Bedingungen willige ich in die Scheidung. Fürst Barroff.“

Mir ward alles klar. Sie hatte sich mit ihrem Gemahl ins Einvernehmen gesetzt, um eine Scheidung zu erreichen und mich heiraten zu können. Während dieser Zeit mied sie mich, mir das Peinliche der Situation zu ersparen, und trat erst mit dem fait accompli vor mich hin.

Wie mir in diesem Augenblick zu Mute war, kann ich Dir nicht schildern. Ich stand an der Höllenpforte und meine Augen erblickten die Dantesche Flammenschrift: „Laß alle Hoffnung hinter dir!“ — „Nur vorwärts,“ sagte ich mir, „büße deinen Leichtsinn!“ Zwei Frauenköpfchen tauchten vor mir auf, ein blondes und ein braunes, vier thränende Augen sahen mich wehmütig an, ich winkte ihnen ein ewiges Lebewohl.

Das eine fühlte ich in diesem Augenblick, Lydia liebte mich wahrhaft. Ihr leidenschaftlich slavisches Naturell unterschied sie zwar himmelweit von den Mädchen, die ich bis jetzt kennen gelernt hatte, aber sie liebte mich auf

ihre Weise, und zwar mächtiger als ihre Vorgängerinnen. Sie glaubte an meine Gegenliebe, sie kämpfte um mich, sie entschloß sich, ihren Titel zu opfern, dem Geliebten als einfache Frau in die deutsche Heimat zu folgen — durfte ich sie täuschen? Durfte ich ihr das dargebrachte Opfer vor die Füße werfen? Wäre das die Handlung eines Edelmannes? Ich hegte wirklich in diesem Augenblick den Entschluß, ihr mich selbst und damit mein Lebensglück darzubringen.

Lydia mochte denken, das plötzliche Glück habe mich stumm gemacht. Sie lachte herzlich über den Blöden, der sich nicht zu fassen wußte, schmiegte sich aufs neue an mich und sagte dann in ihrer übermütigen Weise: „Leicht ist es mir nicht geworden, die Einwilligung des Fürsten zu erhalten. Er wollte anfangs nichts davon wissen. Doch mochte er mittlerweile Malheur im Spiel gehabt haben, denn endlich ließ er sich sein Jawort mit einer Million abkaufen. Glattes, gutes Geschäft," scherzte sie, „eine Million bezahle ich für Sie, vergessen Sie das niemals, mein Herr."

Für diese Rede war ich der Fürstin dankbar, sie gab mich mir selbst zurück. Im Nu waren alle edelmütigen Gedanken verflogen und das Lakaiengefühl, das mich so manchmal überfiel, drückte neuerdings auf mich. Wie sie von Anfang an über mich verfügt hatte, wollte sie es zeitlebens, erkauft hatte sie mich, erkauft um eine Million bar, und diese Frau ahnte nicht einmal, was sie einem deutschen Edelmanne that. „Niemals!" rief es

in meinem Innern, „Niemals!" wiederholten es meine Lippen.

So laut und gellend rief ich es, daß die Wände davon widerhallten, die Fürstin sprang erschrocken auf.

„Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß ich auf die Ehre verzichte, der Gemahl Eurer Durchlaucht zu werden."

Sie wurde weiß wie die indische Seide ihres Kleides, ihre Augen loderten in unheimlichem Feuer.

„Sie werden mich nicht heiraten," sagte sie tonlos, „jetzt, nachdem ich Ihrethalben den Skandal provozirt?"

„Sie thaten es auf Ihre eigene Verantwortung, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie niemals heirate."

„Das wollen wir sehen," rief sie außer sich und riß einen Revolver von der Wand. „Sie heiraten mich, oder Sie sind ein toter Mann."

Du glaubst nicht, lieber Freund, wie kalt und nüchtern ich in dem Maße wurde, als das Weib sich zur Megäre verwandelte. Ich, der Thränen und Bitten gegenüber willenlos ist, empfand hier einen wahren Ekel.

„Schießen Sie, Lydia," sagte ich und trat ihr noch einen Schritt näher, „schießen Sie! Der Tod von Ihrer hübschen Hand ist einem Leben in Ihrer exaltirten Nähe gewiß bei weitem vorzuziehen."

Diese Ruhe schien ihr zu imponiren. Sie ließ die Waffe fallen und warf sich auf den Fußteppich, in nervöses Weinen ausbrechend. Ich aber verbeugte mich und ging, wohl wissend, daß ich Weiberthränen nicht standhalten

konnte, und hier durfte ich nicht schwach werden, hier nicht; Lydia Barroff war keine Schloßherrin für das Majorat Tettenborn.

Am nächsten Tage hieß es, die Fürstin sei plötzlich abgereist. Ich empfand diese Nachricht wie eine Erlösung. Eine Woche später winkte auch ich der See meine Abschiedsgrüße zu.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. Geschützt

Manuela Granja

Manuela Granja.

Die Wahrheit zu sagen, ging mir die Affaire mit der Fürstin nicht sehr nahe, und wenn ich mit Bedauern an Scheveningen zurückdachte, so hatte ich dabei immer meine kleine Holländerin vor Augen. Ich konnte mir die beiden nicht mehr als Eins denken — ein sonderbarer Streich, den mir da meine Phantasie spielte — je weiter ich mich von der See entfernte, desto herzlicher gedachte ich meines plötzlich verschwundenen Fischermädchens, die Fürstin aber erschien mir wie eine gewöhnliche Salon-löwin und, wenn Du mich auch darob verdammen solltest, ich war froh, der goldenen Angel entschlüpft zu sein.

Es ist zu albern und ich ärgerte mich wahrhaftig über mich selber, daß ich die lieblichen Stunden in der Fischerhütte gar nicht aus dem Kopf bringen konnte. Manchmal glaubte ich allen Ernstes, die Fürstin und die Fischerdirne seien dennoch zwei verschiedene Personen gewesen und meine vornehme Freundin habe mir die Geschichte nur vorgespiegelt aus Lust an der Intrigue, aus Motiven, die ich nicht zu durchschauen vermochte.

Vielleicht war die Kleine vornehmer Abkunft, eine illegitime Schwester der Fürstin — siehe Giroflé-Girofla — und wurde mir von dieser entrissen, genug, ich sehnte mich nach ihr, bis — bis — ich eine andere kennen lernte, sagst Du.

Höre, lieber Freund, Dein malitiöses Lächeln wird mir nachgerade unangenehm. Was wollt ihr denn, ihr sogenannten Tugendhaften? Wollt ihr uns glauben machen, daß ihr nur ein Weib auf Erden liebtet, das eure? Daß ihr nur einen Mund berührtet, den eurer Gattin? Wie? Du beteuerst es? Ja, dann, lieber Freund, nimm meine aufrichtigste Kondolation! Aber nein, ich glaube Dir nicht! Jeder normale Mensch hat, bevor er in die Ehe tritt, sein Studium der Frauen absolvirt, der eine schwach, der andere gründlicher, je nach seinen Fähigkeiten, seinen Bedürfnissen und seinem Glück bei den Weibern. Wer das leugnen wollte, ist ein Heuchler oder — ein ungesunder Mensch. Ich hoffe, Dir damit jeden Widerspruch abgeschnitten zu haben. Was mich betrifft, so gehöre ich gewiß nicht zu den fleißigsten Absolventen und verbitte mir deshalb jede malitiöse Bemerkung. Die Geschichte, die ich im Begriffe stehe, Dir jetzt zu erzählen, könnte sogar in jedem Lesebuch für Bürgerschulen abgedruckt werden, so harmlos ist sie. Wie? Dein Gesicht zeigt ein leises Bedauern? Ja, so seid ihr Philisterseelen! Die pikanten Scenen entlocken euch ein Nasenrümpfen, die harmlosen überschlagt ihr am liebsten ganz. Du wolltest die Geheimnisse des Albums enträtseln

— nun stand gehalten, lieber Freund! Hier, nimm eine neue Cigarre, eine spanische aus Sevilla, das war auch der Geburtsort der schönen Manuela. Bringen wir der Holden auf diese Art ein sinniges Brandopfer.

Von Scheveningen fuhr ich direkt nach Potsdam, bei den Gardehusaren mein Jahr abzudienen. Graf Johannes begleitete mich, um seinen langjährigen Freund, meinen künftigen Regimentskommandeur, zu besuchen. Ich hatte ihn stark im Verdacht, daß er diesen Besuch zu meinen Gunsten unternahm, obwohl er dies nicht eingestehen mochte.

Der Graf war neuerdings von einer bestrickenden Güte gegen mich, Du kennst ja die Geschichte von dem verlorenen Sohn, es waren unzählige Kälber, die der Gute aus Freude über den Wiedergefundenen schlachtete. Er mietete mir eine kleine, äußerst elegante Wohnung, schenkte mir Reit- und Wagenpferde und ließ mir den eigenen Kammerdiener zurück, ein Opfer, das ich nicht hoch genug anrechnen konnte.

Nachdem ich mich in den Dienst ein klein wenig eingelebt hatte und einer Reihe von Stabsoffizieren vorgestellt und empfohlen war, eine äußerst peinliche Geschichte, die ich aber dem guten, vorsorglichen Onkel zu liebe über mich ergehen ließ, erst nachdem der Hänfling weich und wohlgebettet in seinem Nest saß, verließ er mich, um nach Tettenborn heimzukehren.

Am Abend vor seiner Abreise saßen wir in meiner Wohnung bei einem traulichen Thee, wobei mich Graf

Johannes neue Blicke in sein Herz thun ließ, die mir ihn, wenn möglich, noch werter machten. Nachdem er mir mit großer Herzlichkeit die Hand geschüttelt hatte, sagte er, es dränge ihn, mir etwas anzuvertrauen, da er sich nun überzeugt habe, daß ich Mann genug sei, ein Geheimnis zu wahren. Zugleich nahm er eine kleine Photographie aus dem Portefeuille, dieselbe, die Du in meinem Album fandest, das feine Köpfchen mit den Glutaugen. Ich war nicht wenig überrascht, mochte aber keiner Vermutung Ausdruck geben.

„Wie gefällt Dir die Kleine?" fragte er.

„Sie ist reizend!" antwortete ich.

„Ja, gewiß," seufzte er, „sie ist schön, aber findest Du in diesem Gesicht nicht eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Person, die uns beiden teuer ist?"

Ich nahm die Photographie nochmals zur Hand: blauschwarze Haare, dunkle Sammetaugen — nein, ähnliche hatte ich noch nirgends gesehen. Aber die Stirne des Mädchens, der lächelnde Mund hatten für mich etwas Bekanntes, ich sann und sann und konnte es nicht finden. Da riß mich der Graf aus allem Nachsinnen.

„Was ich Dir nun enthülle," sagte er, „trübt den Glanz des Hauses Tettenborn und liegt schwer auf meiner Seele. Die junge Spanierin, deren Bild Du in Händen hältst, heißt Manuela Granja und ist eine illegitime Tochter meines Bruders Georg, eine Schwester Deiner Cousine Klarissa."

Klarissa? Ja wohl! Daher kannte ich die reine

Stirn, das Näschen, den schwellenden Mund. Meine Klarissa in Schwarz — nichts ähnlicher.

Dem Grafen kam das Geständnis nur widerwillig von den Lippen. Ich ahnte alles. Onkel Georg war von klein auf das enfant gâté, aber auch das enfant terrible der Familie. An Schönheit und ritterlicher Gewandtheit seinen beiden Brüdern noch um ein Bedeutendes voraus, konnte er es dem ältesten, Johannes, nie verzeihen, daß dieser das Majorat erben solle. Er war ein leidenschaftlicher, unbändiger Gesell, den die Weiber vergötterten, der sein Vermögen verspielte und dann durch einen Unglücksfall ums Leben kam. Ich erinnerte mich jetzt auch genau einer Reise nach Spanien, die er mit meinem Vater unternahm. Obwohl noch ein kleiner Bursche, blieb mir diese Reise im Gedächtnis, denn Papa brachte mir aus Sevilla spanisches Zaumzeug für meine Ponyequipage mit, und wenn nichts mich erinnert hätte, die Glöckchen am Wagen summten mir noch lange in den Ohren. Also damals lernte Onkel Georg die Mutter der schönen Manuela kennen! Aber wie ist mir denn? Damals war er ja schon verheiratet, verheiratet mit Klarissas Mutter, eine Ehe, die auch gegen die Satzungen des Hauses Tettenborn geschlossen wurde. Und dazu noch diese wilde Liebe! O! O! Ich begriff, welche Pein diese Geschichten dem stolzen Grafen Johannes verursachten, und ich drückte ihm teilnahmsvoll die Hand.

„Demoiselle Granja die Aeltere," fuhr der Onkel fort, „war Tänzerin, Demoiselle Granja die Jüngere ist

es natürlich auch. Ich konnte es nicht hindern, obwohl ich Versuche machte. Manuelas Mutter folgte meinem Bruder Georg nach Deutschland und wohnte hier in Berlin bei braven Landsleuten, dem Balletmeister Roderigo und seiner Frau. Kaum ein Jahr im Norden, starb sie vor Heimweh und Enttäuschungen, nachdem sie einem Mädchen das Leben gegeben hatte. Ihre Hausleute nahmen sich des Kindes an und adoptirten es gegen mäßiges Entgelt. Später, als auch Bruder Georg zu kränkeln anfing, legte er die Sorge um Klarissa und Manuela zugleich auf meine Seele. Du begreifst, daß ich einen schweren Standpunkt hatte! Ich konnte das Vermächtnis meines Bruders nicht abweisen und war als Senior des Hauses doch vor allem verpflichtet, die Ehre desselben zu wahren. Den Pflegeeltern Manuelas gegenüber figurire ich als Freund des ihnen unbekannten Vaters, und die Kleine hält sich für die leibliche Tochter der beiden Alten. Was ich für sie thun konnte, geschah, ihre Zukunft ist sicher gestellt und auch die Pflegeeltern erhielten eine Summe, welche hinreicht, ihren Lebensabend zu verschönern. Du fragst Dich wohl vergeblich, was mich bewegt, Dir, dem jüngsten Tettenborn, diese traurigen Geschichten mitzuteilen? Ich will es Dir sagen: Manuela lebt in Berlin. Du bestandest darauf, Dein Jahr in Potsdam abzudienen. Von Potsdam nach Berlin ist ein Spazierweg, wäre es nicht möglich, daß sie Dir begegnete — Berlin ist groß, ja wohl, aber der Zufall fügt manchmal solch absonderliche Dinge — daß sie ihr Herz an

Dich verlöre, daß Du Dich ihr nähertest, wie es bei jungen Kavalieren Tänzerinnen gegenüber üblich ist? Walter, sie ist Deines Onkels Kind, wenn auch die Umstände uns nie erlauben, sie anzuerkennen, vor unseren Herzen muß sie für voll zählen, und wir müssen alles aufbieten, das Mädchen rein zu erhalten, um es wo möglich glücklich zu verheiraten."

Diese Worte trafen mich ins Innerste. Wie groß stand Onkel Johannes vor mir, der Mann der unantastbaren Ehrenhaftigkeit, der strengen Pflichterfüllung, der Mann, der sein Leben anwandte, um das gut zu machen, was andere verschuldet — ich konnte nicht an mich halten, ich fiel ihm zärtlich um den Hals.

„Onkel," sagte ich, „Du sollst mir Dein Vertrauen nicht umsonst geschenkt haben. Die Kleine hat von heute an einen Bruder und, wenn es darauf ankommen sollte, einen Beschützer!"

Nun wird man zugeben müssen, daß es eine eigentümliche Sache ist, einen jungen, feurigen Menschen so Knall und Fall zum Bruder einer sechzehnjährigen Schönheit zu machen.

In diesem Augenblick wußte ich, daß alles vergeben war und daß mir die Achtung und Liebe des edlen Mannes wieder in vollstem Maß zu teil wurde. Ich schwor, sein Vertrauen zu rechtfertigen, und wenn es mein Leben kosten sollte. Der Graf gab mir die Adresse und einen Empfehlungsbrief an die Pflegeeltern, dann reiste er beruhigt nach Tettenbornhouse ab.

Lange fand ich keine Zeit, die Kleine aufzusuchen. Der ungewohnte Dienst ermüdete mich, das Exerzieren, das Turnen, das Säbelschlagen, das denn doch etwas Anstrengenderes war, als das Schlagen mit leichten Studentenrapieren; außerdem nahmen mich in freien Stunden die Offiziere sehr in Anspruch, die durchwegs kameradschaftlich mit mir verkehrten. Genug, ich fand keine Zeit und hatte auch keine rechte Lust zu dem Besuch, eine gewisse Furcht hielt mich davon ab. Das Köpfchen auf der Photographie war schon so reizend gewesen, daß ich es nicht mehr aus den Gedanken brachte, wie würde mir erst zu Mute sein, wenn ich diesen andalusischen Augen in Wirklichkeit gegenüber stand!

So verging der Winter, und das liebliche Bild erblaßte nach und nach in meiner Erinnerung, als es plötzlich mit Macht wieder vor mir auftauchte.

Ich speiste im Offizierskasino und beriet eben mit einigen Bekannten, wo man den Abend zubringen könne, als eine Ordonnanz mit den Theaterzetteln erschien. Wir stürzten uns mit Hast darauf und: „‚Excelsior‘ im Opernhause mit einer neuen Balleteuse," rief einer der Herren; „da müssen wir hin!"

Ich nahm ihm den Zettel aus der Hand und las: „Manuela Granja als Debüt."

Ich glaube, daß ich momentan rot wurde wie ein junges Mädchen, man machte Randglossen darüber, Baron Neipperg meinte, mein Erröten käme ihm spanisch vor. Allgemein wurde beschlossen, abends ins Ballet zu gehen

und dem errötenden Einjährigen dabei ordentlich auf die Finger zu sehen.

Also in Gesellschaft einiger tausend Menschen sah ich Manuela zuerst, geschminkt und gepudert, in leichtem Gazeröckchen als Genius des Lichtes, wenn ich nicht irre. Sie war hinreißend, jede ihrer Bewegungen von einer unbeschreiblichen Anmut. Leicht wie eine Libelle flog sie umher, ihre Lippen zuckten von Schelmerei und Vergnügen, ihre großen Augen erstrahlten in sonnigstem Glanz. O, gewiß, sie war reizend, die kleine Tänzerin im durchsichtigen Röckchen, aber noch tausendmal besser gefiel sie mir später im schlichten Hauskleid, es war eine Schönheit, die keines Flitterstaats bedurfte, um tadellos zu sein. Das Publikum überschüttete die Debütantin mit Beifall, meine Freunde waren enthusiasmirt. Einmal erscholl fröhliches Gelächter im Hause. Die hübsche Tänzerin hatte einen schwierigen Pas beendet und verneigte sich eben, an der Rampe links stehend, vor dem stürmisch klatschenden Publikum, verneigte sich vielleicht viel zu lange für die sorglich harrende Duenna hinter der Coulisse, denn plötzlich erschien ein schwarzseidener Aermel, eine Hand, die einen roten Shawl hielt, zupfte den Engel am Röckchen und verschwand wieder in den Coulissen. Gehorsam empfahl sich auch der Geflügelte eiligst vom Publikum und folgte dem Frauenarm, der ihn jetzt hinter den Coulissen gewiß sorgfältig in den roten Shawl hüllte.

So flüchtig die Scene war, wurde sie eben doch bemerkt und weckte die schon erwähnte Heiterkeit im Hause.

Ich aber freute mich innerlich, denn ich fühlte, die Kleine bedurfte meines Schutzes nicht. Sorgsame Arme, die sich gelegentlich auch energisch Geltung zu verschaffen wußten, wachten über sie. Für mein Leben gern hätte ich beim Künstlerausgang gewartet, um das Mädchen noch in den Wagen steigen zu sehen, aber ich konnte mich von den Offizieren nicht losmachen, und durch mein Verschulden sollte kein Schatten den Ruf der schönen Tänzerin trüben.

Am nächsten Tage ging ich jedoch, sobald es mir der Dienst erlaubte, den alten Balletmeister aufzusuchen. Er wohnte in Tempelhof vor der Stadt in einem kleinen, villenartigen Hause mit einem Gärtchen daran. Ich freute mich, die spanische Blume nicht in einer Berliner Mietkaserne zu finden. Gewiß war dieses Logement ein ausdrücklicher Wunsch meines fürsorglichen Onkels, das Häuschen mit dem Garten vielleicht sein Geschenk für die braven Adoptiveltern.

Helle Frühlingssonne lag über dem Hause, kein Mensch regte sich. Ich läutete — keine Antwort. Ich schlug mit dem Messingklopfer an die Thür, gleichfalls ohne Erfolg. Während ich so lärmte, ohne Gehör zu finden, kam ein Mädchen mit einem Henkelkorb des Weges, ein rotwangiges Ding mit bloßen Armen und weißer Schürze, offenbar die Köchin eines benachbarten Hauses. Sie stellte ihren Korb vor sich hin, stemmte beide Arme in die Seiten, lachte mich an und zeigte dabei zwei Reihen gesunder Zähne.

„Det nutzt Ihnen nischt, Soldat,“ sagte sie, „und

wenn Sie noch so sehr krakehlen, die ollen Spanier machen nicht uff, die schlafen den janzen Tag. Mittags hektisch, abends elektrisch, sagt meine Madam.“

Ich erklärte ihr, daß ich nicht umsonst den weiten Weg gemacht haben wolle und im Notfall bis zum Abend warten würde.

„Sie haben woll 'nen Auftrag von Ihrem Herrn Leitnant?“ fragte die dralle Person.

Ich bejahte heiter.

Da meinte sie: „Na, warten Sie en bißken, ick will Ihnen helfen, weil Sie doch so ein hübscher Mensch sind. Herrjott, die Oogen! Allens was wahr ist, scheene Leite sind bei die Husaren. Wissen Sie, fürs Militär laß ich mein Leben!“

Dabei schlug sie mit beiden Fäusten an die Thür.

Ich hätte laut hinauslachen mögen, so sehr belustigte mich die Situation. Leider wurden in diesem Augenblick schlürfende Schritte bemerkbar und eine heisere Stimme brummte ärgerlich: „Carramba!“

„Die ollen Spanier scheinen erwacht zu sein,“ sagte ich, „besten Dank für Ihre thatkräftige Hilfe, Line, Mine oder Rieke, wie Sie heißen mögen!“

„Ick heeße Aujuste,“ sagte sie kokett, „diene im nächsten Haus, hier um die Ecke, bei Jeheimerats, und wenn Sie mich wieder einmal benötigen sollten, so brauchen Sie nur vorbeizugehn, ick werde uffpassen.“

In diesem Augenblick hörte ich das Knacken mehrerer Schlösser. Manuela schien nicht schlecht bewacht zu sein.

Dann öffnete sich die Thür und eine häßliche Alte schrie mich an: „Was wollen Sie? Warum machen Sie solchen Skandal?“

Ich sagte ihr, daß ich mit dem Balletmeister Roderigo zu sprechen habe. Da wollte sie mir schon wieder die Thür vor der Nase zuschlagen.

„Das geht nicht,“ brummte sie, „der Sennor schläft, die Sennora auch und die Sennorita —“

„Aber lüge doch nicht, Mercedes!“ sagte jetzt eine liebliche Stimme, und gleich darauf gewahrte ich eine entzückende Mädchengestalt, die ihre runden Arme um den Körper der Alten legte und sie von der Thür wegzuziehen versuchte. „Ich habe keinen Augenblick geschlafen, und wenn der Herr mir in den Garten folgen will, um dort zu warten, bis Papa erwacht —“

Ob ich wollte! Ich hatte momentan keinen andern Wunsch, als daß Papa recht lange nicht erwachen würde und daß ich immer an der Seite dieses Mädchens wandeln dürfte, versunken im Anblick ihrer Schönheit.

Die Alte wollte noch einige Einwendungen machen, aber Manuela schob sie vollends beiseite.

„Carramba,“ sagte sie lachend, offenbar wollte sie die Alte kopiren, „wenn ich nun einmal will!“

Sie führte mich durch ein Zimmer des Erdgeschoßes in den Garten, einen kleinen, von hohen Mauern umgebenen Raum mit Bäumen und einem Springbrunnen, nebenbei bemerkt war er möblirt wie ein Salon, ich sah mich ganz erstaunt um.

Meine Führerin erklärte, dieser Garten sei nach Art der spanischen Höfe, Patios genannt, arrangirt. Jeder einigermaßen gut situirte Spanier habe seinen Patio, in welchem die Familie drei Viertel des Jahres zubringe. Dort würde gegessen, geschlafen, gearbeitet, und die Ausschmückung desselben koste den Besitzer viel Geld und Mühe. Sie selbst, sagte sie lachend, sei ja eigentlich eine Berlinerin, sie wüßte dies alles nur vom Hörensagen, aber ihr Mütterchen habe sie so mit allen spanischen Orten und Gebräuchen bekannt gemacht, daß sie sich in Sevilla zurecht finden würde wie in ihrem Stübchen. In der That fand ich hier unter zeltartigen Verkleidungen gepolsterte Möbel, an der Mauer unter einem kleinen schützenden Vorsprung stand die Statue einer Madonna, weiterhin bemerkte ich Bilder und einen Spiegel.

Manuela führte mich zu ihrem Lieblingsplätzchen, unter eine mächtige Linde. Da stand ihr Arbeitskorb mit bunten Tändeleien aus Wolle und Seide, ein defekter Atlasschuh lag darin, desgleichen ein paar Kastagnetten und ein rot eingebundenes Buch, vielleicht ein Band lyrischer Gedichte. Daneben schrie ein bunter Papagei auf seiner vergoldeten Stange. Das Mädchen hieß mich hier Platz nehmen und plauderte munter fort von seinen Blumen und Vögeln, von Papa und Mama, vom gestrigen Debüt, von der alten Köchin, die einst schön gewesen sein sollte, heute sah es ihr kein Mensch mehr an.

Im Verlauf von zehn Minuten kannte ich das ganze Haus. Manuela lebte wie in einem Kloster, kein Besuch

unterbrach die Einförmigkeit. Sie ging nie allein aus, Mama begleitete sie auf Schritt und Tritt, sogar im Theater stand sie auf der Bühne und verfolgte sie mit den Augen, und in der Garderobe durfte keine fremde Hand sie berühren, Mamachen kleidete sie selbst an. Ich dachte unwillkürlich an den schwarzseidenen Aermel von gestern und mußte lachen, Manuela lachte mit, und so waren wir in der heitersten Stimmung, als eine dicke Dame mit fliegenden Haubenbändern vom Hause her auf uns zukam. So korpulent die Erscheinung war, lag in ihrer Gestalt und den Bewegungen etwas Hüpfendes, Zierliches, ich wußte, ohne daß man es mir sagte, hier nahte Madame Roderigo, einstige Tänzerin der großen Oper zu Madrid, bis vor wenigen Jahren Balletmeisterin am Opernhause in Berlin.

Die gute Dame mußte mein Eindringen in eine gewaltige Aufregung versetzt haben, ihre Wangen glühten, die Augen versuchten streng zu blicken, aber die rosigen Fettgrübchen erschwerten ihr dies ungeheuer. Sie sah immer aus, als ob sie lächle, die gute, würdige Dame. Ich bemerkte das erst so recht mit der Zeit, als ich ihr Freund wurde und sie manchen Kummer vertrauensvoll in meinen Busen niederlegte. Momentan sah sie mich noch für einen Feind an, denn sie flog auf Manuela zu wie ein Geier, der sein Junges in Gefahr sieht, und teilte mir atemlos mit, daß ihr Mann mich in seinem Arbeitszimmer erwarte. Ich verbeugte mich schweigend und schickte mich an, Herrn Roderigo aufzusuchen.

Im Arbeitszimmer würde ich ihn finden, hatte man mir gesagt, das war mir ungeheuer komisch. Woran erkennt man das Arbeitszimmer eines Balletmeisters? Beim Reichskanzler würde ich mit dieser Erklärung wohl nicht fehl gehen, aber bei einem pensionirten Balletmeister? Es schwebte mir ein artiges Stillleben vor von farbigen Tricots und seidenen Tanzschuhen — aber nein, nein, nichts von alledem.

Die alte Köchin, die mich im Hausgang erwartete, führte mich in den ersten Stock in einen dunklen Raum, in dem mir fürs erste nur ein riesengroßer Schreibtisch in die Augen fiel, Terpsichorens Kunst mußte also doch wohl auch seine theoretischen Schwierigkeiten haben. Das Ganze verhüllte eine Wolke von Tabak, und erst als sich meine Augen langsam daran gewöhnt hatten, stiegen aus dem Dunkel zahllose Lorbeerkränze und vergilbte Atlasschleifen, die en masse die Wände garnirten. Der glückliche Empfänger dieser Huldigungen legte bei meinem Eintritt die Pfeife weg und tänzelte mir entgegen. Es war ein kleines, mageres Kerlchen, ich erstarrte, wenn ich an die kolossale Ehehälfte dachte, die in diesem Falle mehr als drei Viertel bedeutete, ein Persönchen in einem so koketten Hausanzug, daß ich am liebsten laut aufgelacht hätte. Seidene Strümpfe und Schnallenschuhe bedeckten seine Beinchen, als Schlafrock aber trug er einen fadenscheinigen rotsammetnen Kittel, den ihm die Frau Gemahlin gewiß aus einem ehemaligen Theaterkostüm zurecht geschneidert hatte. Kohlschwarz glänzte der Schnurrbart,

der an beiden Seiten in die Höhe strebte, kohlschwarz auch ringelten sich die Locken über dem kleinen Köpfchen, ein wahres Wunder, wenn man bedachte, daß der Balletmeister nach Onkels Berechnung seine siebzig Jahre auf dem Rücken haben mußte.

Bei unserer längeren Bekanntschaft entdeckte ich noch eins: dem alten Herrn wuchsen die Haare mit jugendkräftiger Geschwindigkeit. Von Woche zu Woche erschienen sie mir länger, am Schluß eines Monats berührten sie fast die Schultern, worauf der Herr Balletmeister mehrmals vom Haarschneiden sprach, bis er dann plötzlich wieder mit geschorenem Haupt herumstolzirte. Ein guter Freund sagte mir, Roderigo besitze ein halbes Dutzend Perücken vom kürzesten bis zum längsten Haarschnitt, auf diese Weise erklärte sich mir das Geheimnis des ungeheuer schnellen Wachstums.

Stolz, wie es einem spanischen Granden geziemt, stand er jetzt vor mir, seine Augen schossen Blitze, die Schnurrbartspitzen sträubten sich drohend, man mußte ihm von meinem gewaltsamen Eindringen ganz Barbarisches berichtet haben. Was mich betrifft, so schwand das freundliche Lächeln nicht von meinen Lippen, ja ich mußte an mich halten, daß es nicht in ein Gelächter ausartete; denn wie das kleine, gereizte Kerlchen da vor mir stand, erinnerte es mich lebhaft an ein gewisses Federvieh, das bei uns zu Hause auf den Höfen herumzuspazieren pflegt. Auf des Hausherrn drohende Frage, was ihm die Ehre meines Besuches verschaffe, nannte ich meinen Namen und

präsentirte Onkels Brief. Es war wunderbar zu sehen, wie sich beim Durchlesen besagten Schriftstücks die drohende Miene des Balletmeisters glättete und dem liebenswürdigsten Ausdrucke wich. Zum Schluß machte er sogar den Versuch, mich zu umarmen, das heißt er kitzelte mir mit seinen Aermchen in der Magengegend herum und rief: „Sohn meines alten Freundes und Gönners, seien Sie in meinem Hause herzlich willkommen!“ Die Stimme war dem Exterieur des Sprechers angemessen dünn und fein, aber die Worte klangen doch so herzlich, daß ich nicht umhin konnte, die Hand des alten Herrn zu ergreifen und sie lebhaft zu schütteln. Ein schmerzlicher Zug auf seinem Gesichte machte mich erst aufmerksam, daß ich zu lebhaft gewesen, und ich nahm mir vor, im näheren Umgang mit diesem zierlichen Männchen die größte Schonung an den Tag zu legen. Wie bewunderte ich im stillen Madame Roderigo, die in vierzigjähriger Ehe an diesem Porzellanpüppchen nichts zerbrochen hatte.

Nachdem ich über das Befinden meines Onkels und über den Zweck meiner Anwesenheit in Berlin genügend Auskunft gegeben hatte, machte er abermals den schwachen Versuch, mich unter den Arm zu fassen und in den Garten zu führen. Es muß ausgesehen haben, als ob sich der jüngste Sprößling der Familie an den Arm des Papas hänge, doch kamen wir dabei nichtsdestoweniger hinunter. An der Küchenthür rief er der alten Duenna zu: „Mercedes, Schokolade und Cigarren in den Garten,

schnell!“ Und zu mir gewendet: „Wir trinken niemals Kaffee, — in Spanien trinkt man viel Schokolade.“

Als die Damen uns, von ihrem Platz aus, vereint ankommen sahen, fuhren sie beide auf, wie von der Tarantel gestochen. Die Alte blieb, zur Salzsäule erstarrt, stehen, Manuela aber ließ sich gleich darauf unter lautem Gelächter auf ihr Bänkchen zurückfallen. Der Anblick muß aber auch komisch gewesen sein. Der kleine Mann machte ungeheure Schritte, und ich trippelte wie ein Baby — ein allerliebstes Gespann! Madame warf zuerst einen verweisenden Blick auf das Töchterchen, worauf das Lachen in ein heimliches Kichern überging, dann rief sie ihrem Gatten erzürnt entgegen: „José, aber, José, ich bitte Dich!“

Der Balletmeister ließ sich nicht irre machen. Feierlich und Hand in Hand mit mir trat er vor seine Gattin und sprach: „Hier präsentire ich Dir den Grafen Walter Tettenborn, Neffen und künftigen Erben unseres Freundes Johannes Tettenborn. Umarmt ihn, meine Lieben, und möge er sich wohl fühlen in diesem Kreise!“

Ich brauche nicht zu sagen, daß der Name Tettenborn auch auf die Dame Roderigo den bewährten Zauberklang übte. Sie öffnete ihre Arme und ich verschwand für einen Augenblick vollständig darin. Denke Dir, wenn die kolossale Frau in meiner Gegenwart ihren Gatten so umarmt hätte! Ich würde für das Leben des Kleinen gezittert haben.

Wenn ich mich jedoch der angenehmen Hoffnung

hingab, daß des Hausherrn Befehl: „Umarmt ihn!" auch auf Manuela Bezug haben könne, so irrte ich gewaltig. Die schlanke Schöne streckte mir einfach das Händchen hin, ihre großen Sammetaugen sahen mich dabei so kindlich an, kein Erröten sprach für einen tieferen Eindruck, nur tausend Koboldchen lachten aus diesem Gesicht, — man brauchte kein Physiognomiker zu sein, um zu sehen, daß diese junge Tänzerin die verkörperte Unschuld war.

Dame Roderigo fand es für nötig, mir ihr anfänglich so reservirtes Verhalten zu erklären. Ein junges Mädchen sei wie eine Blume, meinte sie, jeder fremde Hauch könne ihm schaden. Und nun gar eine Tänzerin, auf welche die Verleumdung in den Straßen laure, sie wisse das aus eigener Erfahrung und wäre deshalb gewiß die beste Erzieherin für Manuela. Das Mädchen ginge nicht einmal allein zur Kirche, und niemals empfingen sie Besuche, o, niemals!

Ich hätte in diesem Augenblick gewünscht, einige von meinen Kameraden hier zu haben, die stets leichtfertig über Damen vom Theater urteilen. Gewiß, kein Töchterchen aus angesehenem Hause wurde besser behütet als diese vater- und mutterlose Tänzerin!

Mercedes brachte mittlerweile die Schokolade und eine Sorte Cigarren, „Carmen" genannt und aus Sevilla gebürtig. Welchem Verehrer der lieblichen Oper wäre nicht das Herz aufgegangen in dieser spanischen Umgebung, vor sich ein Täßchen spanischer Schokolade, in der Hand eine spanische Cigarre, die eben von der schönsten spanischen

Maid in Brand gesteckt wurde? Während des Vesperns enthüllte mir der Balletmeister seinen Plan: Die Kleine sollte eine große Künstlerin werden, wenn möglich ebenso bedeutend wie die unvergessene Madame Roderigo — er sagte es mit einer galanten Verbeugung gegen seine Gattin — Manuela besitze Talent, sei gerade nicht häßlich, zudem seine Schülerin, es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht einen Stern erster Größe aus ihr mache. Und dann wollten sie alle mitsammen reisen, die Villa in Tempelhof würde zugesperrt und nur für einzelne Ruhepausen kämen sie dahin zurück. Die Kleine müsse den Erdball durchtanzen, auf Rosen schlafen und auf Lorbeeren wandeln — ach, mir that die Kleine bei diesen glänzenden Aussichten leid.

Und sie selbst? Sprach sie nichts dafür oder dagegen? — Sie that, als ob sie das alles nichts anginge, und scherzte mit einem Kätzchen, das schnurrend zu ihr geschlichen kam. Die alte Dame verwandte dabei kein Auge von ihr und ließ unaufhörlich ihre Mahnrufe ertönen. „Sitze gerade!" — „Lege das Scherchen weg, Du kannst Dir wehe thun!" — „Trinke nicht, Dir ist heiß" oder „Man sieht die Leute an, wenn man mit ihnen spricht" — es war wie in einer Kinderstube. Und wie sich diese alte Dame bei aller Korpulenz anmutig bewegte! Wie sie mir die Tasse reichte, wie sie ihr Lorgnon gebrauchte, wie sie das Taschentuch zog, genau so, wie sie es vor fünfzig Jahren in der Anstandsstunde gelernt hatte, man konnte jede Bewegung rubriziren,

erste, zweite, dritte Position. Und wie der kleine Mann begeistert war, wenn er auf die Triumphe seiner Gattin zu sprechen kam! Er wurde wieder zum feurigen Jüngling, Madame wehrte ihm errötend ab: „Aber, mein Freund! Mein Freund!"

Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß einst Kaiser und Könige der Unübertrefflichen zu Füßen lagen, daß sie Prinzen und Krösusse hätte heiraten können. Warum sie alle verschmähte und dem kleinen Balletmeisterlein die Hand reichte, erfuhr ich nicht. Wieder ein Beispiel von der unbegreiflichen Macht der Liebe!

In spanischen Nationaltänzen sollte die Gute geradezu Vorzügliches geleistet haben. Madrilena, Catschuka, Fandango, Bolero, waren ihre Effektstücke, die das Publikum zur Raserei begeisterten. Da ich ein absoluter Ignorant war in solchen Dingen und eine Madrilena nicht von einem Fandango unterscheiden konnte, sollte mir Manuela die Bedeutung der verschiedenen Tänze klar machen. Ohne sich zu zieren, nahm sie die Kastagnetten aus ihrem Arbeitskörbchen und stellte sich auf dem Rasen vor unserem Tische auf. Papa ließ sich die Guitarre bringen, um sie zu begleiten, und Mama mahnte unaufhörlich: „Gehen, nicht springen! Du sollst Dich nicht erhitzen! Es ist nur, um unserem Gast die Bedeutung der verschiedenen Tanzschritte klar zu machen. Brav, brav, meine Tochter! Jetzt vor! Jetzt zurück, die Arme in die Höh'! Sehr gut! Sehr brav!" — Sie applaudirte wie ein Claqueur und gebrauchte gleich darauf in stürmischer Weise ihren

Fächer. Ich aber schob meinen Stuhl weit von dem ihrigen ab, um nicht gestört zu sein, um nach Möglichkeit genießen zu können, was da auf dem Rasen vor sich ging. Es war ein bezaubernder Anblick: die schlanke Libelle, in lichtblauem, von Sonnenreflexen schillerndem Gewand, schien mich anzulocken und wieder abzustoßen, sie beugte sich nach vor=, nach rückwärts, ihr Leib ringelte sich wie eine Schlange, die Arme winkten verheißungsvoll, ich begriff nur das eine, daß es eine gefährliche Sache ist um diese spanischen Nationaltänze und eine starke Zumutung, solcher Schönheit nicht anders als brüderlich nahen zu dürfen. Ich war froh, als die Guitarre verstummte, die Kastagnetten wieder im Körbchen lagen und die anmutige Tänzerin kindlich plaudernd mir gegenüber saß.

Nächsten Dienstag, erzählte sie mir nun, träte sie wieder auf in einem kleinen Blumenballet, ich möge doch ja nicht versäumen, mir das anzusehen. Nachdem ich das Versprechen gegeben und auch die Einladung des Balletmeisters, sein Haus wie das meinige anzusehen, freundlich angenommen hatte, verabschiedete ich mich.

Kaum einige Schritte entfernt, bemerkte ich, daß ich meine Handschuhe liegen gelassen hatte. Ich wandte mich um, da hörte ich noch die Worte: „Fangen Sie!“ und gleich darauf flogen sie mir, zu einem Knäuel gewickelt, an den Kopf. „Wie ungeschickt!“ klagte die Mutter, ich aber hatte allen Grund, aus dem Kichern des Mädchens herauszuhören, daß sein Geschoß das Ziel nicht verfehlt hatte.

Papa Roderigo begleitete mich bis zur Hausthür und entließ mich in der liebenswürdigsten Weise, ich bat ihm im stillen all die schlechten Witze ab, die bei seinem ersten Anblick in mir gährten.

Als ich auf die Straße trat, sah ich aus einem Fenster der Nachbarschaft ein weißes Taschentuch flattern, ich blickte hinauf, da verschwand eben ein blonder Frauenkopf und scheltende Laute drangen zu mir. Ohne weiter darüber nachzudenken, wem die Huldigung gegolten, schritt ich eiligst der Tramwayhaltestelle zu.

Ich gestehe gern, daß die südliche Schönheit Manuelas in mir einen nachhaltigen Eindruck hervorbrachte. Im Dienst dachte ich öfter an sie, als es meinen Vorgesetzten lieb war; namentlich beim Reitunterricht, der auf mich, den fertigen Reiter, tötend langweilig wirkte, sah ich im Geist ihre biegsame Gestalt in den verschiedensten Stellungen, zum Aufsitzen bereit, an mir vorüberjagend, über Hindernisse setzend und so weiter.

„Geschlafen wird hier nicht, Einjähriger Tettenborn" — herrschte mich der Unteroffizier einigemal an, und ich konnte ihm ob seiner Rüge nicht unrecht geben, denn in der That träumte ich mit offenen Augen. — Ei, ei, Onkel Johannes, Du hast mir da ein schönes Kunststück aufgegeben! Den brüderlichen Beschützer spielen, wenn das Herz lichterloh brennt, ist eben keine Kleinigkeit, doch darf ich mit Stolz bekennen, daß ich mich wundervoll aus der Affaire zog, freilich erleichterte mir Manuela durch ihre Kälte den Standpunkt wesentlich.

Wenn ich mich nicht genirt hätte, wäre ich schon andern Tages wieder nach Tempelhof gefahren, das hätte aber die guten Alten kopfscheu machen können, und so wartete ich erst den Dienstag ab, wo ich Manuela wieder auf der Bühne bewundern sollte, darnach ließ sich am besten ein schicklicher Vorwand finden, der Gefeierten meine Huldigungen zu Füßen zu legen. Ich weiß heute nicht mehr, wie die Balleteinlage hieß, es war eine Empörung der Blumen, wenn ich nicht irre, und Manuela tanzte als Lilie, weiß gekleidet, mit blassem Gesichtchen, aus dem die andalusischen Augen ganz überirdisch hervorleuchteten, den schwankenden Blütenkelch auf dem Köpfchen, — rein zum Entzücken. Ich hatte nie dergleichen gesehen, eine so vornehme Anmut war noch niemals auf der Bühne erschienen, und das Publikum zeigte sich denn auch wie toll vor Begeisterung. Das gute Kind hatte einen Erfolg, wie er seit der Fanny Elsler keiner Tänzerin mehr zu teil ward, später hörte ich, daß ihr die Intendanz an jenem Abend einen glänzenden Engagementsantrag machte.

Nach Schluß des Ballets, während sie unzähligemal vor die Rampen gejubelt wurde, überreichte man ihr vom Orchester aus ein herrliches Bouquet, groß wie ein Wagenrad, auf dem zwei lebendige weiße Täubchen saßen, die mit langen rosa Seidenbändern an den Strauß gefesselt waren. Das eine Tierchen mußte etwas am Halse tragen, was die Tänzerin interessirte, denn ich sah, wie sie daran herumnestelte und dieses Etwas blitzschnell in

ihrem Busen verbarg. Die Eifersucht stieg in mir auf, wenn es ein Billetdoux gewesen wäre! Im selben Augenblick sah ich, wie sich ein Dragoneroffizier in meiner Nähe erhob, so lebhaft applaudirend und „Bravo“ rufend, daß Manuela ihn gar nicht übersehen konnte.

In der That schlug sie ihre Augen auf und sah ihn eine Weile an, zu lange, viel zu lange für einen Zögling der strengen Madame Roderigo. Wo blieb denn heute der schwarzseidene Aermel? Ich wünschte, er wäre abermals zum Vorschein gekommen und hätte die Kleine hinter die Coulissen gezogen, fort aus dem Bereich dieser bewundernden Dragonerblicke. Wie mir die Eifersucht doch sofort meine Stellung klar machte! Erst haderte ich mit Onkel Johannes, der mich à tout prix zu Manuelas Bruder machen wollte, und nun warf ich mich selbst in Gedanken zu ihrem Beschützer auf. Damals dachte ich nur daran, Manuelas Unbefangenheit zu erhalten, sie vor Kummer zu bewahren, heute, wo ich klarer sehe, weiß ich, daß mich im Grunde der nicht eben schöne, aber echt menschliche Zug beherrschte: „Wenn ich sie nicht haben kann, sollst du sie auch nicht haben.“

„Wer ist denn dort der begeisterte Dragonerlieutenant?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Fürst Wanningen-Achterberg, der einzige Sohn eines in Sachsen reich begüterten Geschlechtes“ — ward mir zur Antwort.

Donnerwetter! Ich kannte die Familie, sie lebte

früher in Dresden. Mit dem Lieutenant hatte ich gespielt, als wir noch Kinder waren; später kam er in eine Kadettenanstalt, und mir vollständig aus dem Gesicht. Also der war's! Ich hätte ihn nicht wieder erkannt. Fatal, daß er es sein mußte! Schon als Knabe spielte er seinem Rang gemäß den Herablassenden gegen uns andere. Nun war er auch noch Offizier und ich Gemeiner, das schwarzweiße Schnürchen an meiner Schulter nahm mir kein Jota von meiner Gemeinheit, die blonde Köchin in Tempelhof, die mich so ohne weiteres als ihresgleichen ansah, hatte alle Ideen einer bevorzugten soldatischen Stellung in mir erstickt. Ich würde einen harten Kampf mit dem Herrn Lieutenant haben, das wußte ich, aber ich wußte auch, daß ich bis zum Aeußersten ginge, wenn er seine fürstlichen Hände nach gräflich Tettenbornschem Blut ausstrecken würde.

Ich sah auf — der Dragoner war aus seiner Loge verschwunden. Natürlich, das folgende Lustspiel hatte keinen Reiz mehr für ihn. Oder sollte er es sich einfallen lassen, die Tänzerin beim Ausgange des Theaters anzusprechen? Ich mußte Gewißheit haben. Geräuschvoll verließ ich die Loge, einige „Pst, pst!" tönten hinter mir her. Eine ältliche Dame sagte in meiner Nähe ganz laut zu ihrem Nachbar: „O diese jungen Leute! Wenn das Ballet vorbei ist, hält sie nichts mehr."

Das war mir egal, ich mußte mir Gewißheit verschaffen. Lauernd ging ich um das große Operngebäude herum, bis zu dem kleinen Ausgang, den die Künstler

benützen. Da stand bereits ihr Wagen und — richtig, der Dragoner ging wie eine Schildwache auf und ab. Ich that dasselbe auf der entgegengesetzten Seite, eine schier endlose Zeit, wie mir schien.

Endlich kam sie, in einen weißen Burnus gewickelt, das Rosenbouquet in der Hand. Die würdige Pflegemutter trug die Täubchen in einem erborgten Vogelkäfig hinterher.

Ich beobachtete den Dragoner scharf. Er blieb stehen und grüßte respektvoll. Manuela dankte mit einem kleinen Neigen des Köpfchens, blieb aber gleichfalls einen Moment stehen, als ob sie eine Ansprache erwarte. Jedoch Madame Roderigo, die Brave, schob sie eiligst in den Wagen und wälzte sich, so schnell es eben ging, hinterher. Ich empfand in diesem Augenblick ein unendliches Dankgefühl für die würdige Frau. Schnell sprang ich herzu und half ihr einsteigen, wobei sie unaufhörlich „Danke, danke, lieber Graf!“ sagte. Ich durfte Manuela die kleine Hand küssen und wurde freundlichst eingeladen, mich morgen sehen zu lassen. Du kannst Dir vorstellen, mit welchen Gefühlen ich dem Wagen nachsah und gleich darauf dem Offizier, der mir in diesem Augenblick sein Gesicht zuwandte und mich seinerseits mit durchaus nicht freundlichen Blicken musterte.

„Einjähriger!“ rief er mir in gereiztem Tone zu. Ich stellte mich vorschriftsmäßig vor ihn hin:

„Herr Lieutenant befehlen?“

„Warum haben Sie mich nicht gegrüßt?“

„Ich bitte gehorsamst um Entschuldigung, ich habe den Herrn Lieutenant in der Dunkelheit nicht gesehen!"

„Schon gut, schon gut, um Ausreden seid ihr nie verlegen. Sie waren gewiß Student? Das sind unsere renitentesten Einjährigen. Wie heißen Sie?"

„Tettenborn."

„Wie?"

„Walter Tettenborn."

„Aber so reden Sie doch deutlich, ich verstehe immer Tettenborn."

Meine Stimme nahm unwillkürlich eine lustige Färbung an:

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, so heiße ich auch — Graf Tettenborn auf Tettenborn."

„Ah — da sind Sie am Ende der künftige Majoratsherr?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Wirklich? Wie man sich so verändern kann, wir sollten uns doch kennen!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

„Ich bin ja Wanningen, Wanningen-Achterberg, erinnern Sie sich nicht, der kleine Egon!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Aber so hören Sie doch auf mit Ihrem ewigen ‚zu Befehl'; wir sind alte Freunde, das ändert die Sache. Und nun kommen Sie geschwind und erzählen Sie mir" — er schob seinen Arm vertraulich in den meinen — „woher kennen Sie die himmlisch schöne Granja?"

„Mein Onkel, Graf Johannes, war in der Lage, ihren Pflegeeltern kleine Gefälligkeiten erweisen zu können.“

„Ah, Sie Glücklicher! Welch beneidenswerte Situation! Sie müssen mich mit der jungen Dame bekannt machen. Als Landsmann und Jugendfreund werden Sie mir wohl den Gefallen thun?“

Ich zuckte lächelnd die Achsel: „Leider muß ich bezweifeln, daß meine Bitte in dieser Hinsicht von Erfolg sein wird. Manuela“ — ich sprach ihren Namen ohne Zusatz, wie mit berechtigter Vertraulichkeit und drückte damit einen neuen Stachel in das Herz des Dragoners — „Manuela wird von aller Gesellschaft abgeschlossen, ihr Haus ist eine kleine Festung. Durchlaucht sollten nur einmal sehen, wie viele Schlösser, Klammern und Sperrketten sich öffnen müssen, ehe man zu diesem Dornröschen gelangt.“

Der Fürst sah mich, wie es mir schien, mit feindseligen Blicken an: „Und Sie allein kennen die Zauberformel, die all diese Hindernisse beseitigt?“

„Es ist mein Name, Durchlaucht,“ entgegnete ich lachend, „oder vielmehr die guten Erinnerungen, welche für den Balletmeister damit verknüpft sind. Ich werde nicht ermangeln, dem alten Herrn Ihre Wünsche mitzutheilen und Ihnen die Antwort sofort überbringen.“

Noch einige Versicherungen lebhafter Freude und außerordentlicher Freundschaft, und wir trennten uns.

Am nächsten Tag, sobald mich der Dienst losgelassen, fuhr ich nach Tempelhof. Schon bei den ersten

Häusern stieg ich ab und hieß den Groom nach Hause fahren, denn ich wollte so schlicht und unscheinbar als nur immer möglich bei Manuela anklopfen, um das liebe Mädchen keiner üblen Nachrede auszusetzen.

Die alte „Carramba“ — ich hieß sie nicht anders, da es das erste Wort war, das ich von ihr vernommen hatte, und das polternde „Carramba“ außerdem viel besser für sie paßte, als das sanftere „Mercedes“ — die Alte also stand vor der Thür und bearbeitete den Messingdrücker mit einem Lederläppchen. Ich näherte mich höflich und bat sie, mich bei den Damen anmelden zu wollen. Sie entgegnete mir barsch, die Damen seien in der Kirche, ob ich denn ein Heide wäre und nicht wüßte, daß heute Marientag ist. Ich entgegnete zerknirscht, daß ich allerdings ein Heide sei und mich eben der Fürbitte jener frommen Damen empfehlen wolle. Etwas besänftigt sagte sie mir dann, daß ich dies in einer halben Stunde etwa thun könne, ob ich mich einstweilen im Garten ergehen oder mir Tempelhof ansehen wolle. Auf meine Frage nach dem Balletmeister erfuhr ich abermals, daß er studire und nicht gestört werden dürfe. Ich bekam eine gewaltige Achtung vor der choreographischen Kunst und entschloß mich, eine halbe Stunde spazieren zu gehen.

Tempelhof ist die eleganteste Vorstadt von Berlin, und es machte mir wirklich Vergnügen, all die zierlichen Villen zu sehen, die kleinen und großen Gärten, die Balkons, mit Blumen garnirt, — eben stand ich vor einem solchen und verfolgte mit den Blicken ein paar

rundliche Arme, welche mit der Gießkanne hantirten, als sich plötzlich ein Blondkopf über die Galerie beugte, ein paar Rosenstöcke wurden in der Hast herabgeschleudert und eine Stimme rief: „Sie sind's, Husar? Na, warten Sie, ick werde gleich 'mal runterkommen!" —

Das alles folgte blitzschnell aufeinander, ich sann und sann, was mir in Tempelhof für gute Freunde leben könnten, die bei meinem Anblick nicht nur Rosen, sondern gleich ganze Stöcke von den Balkons werfen. Da stand ich und putzte noch die Erde von meiner Uniform, als mich eine Hand ergriff, in das Haus zog und sofort die Thür hinter mir verriegelte. Wer beschreibt mein Erstaunen, als sich gleich darauf die rundlichen Arme um meinen Hals legten und die mir bekannt klingende Stimme sagte: „Das ist schön, daß Sie Wort halten und mich hier aufsuchen. Dafür sollen Sie auch 'n Küßchen haben, so schön es die Juste nur hergeben kann. Na — stehen Sie doch nicht da wie'n oller Oelgötze! Muß man denn bei euch Soldaten immer kommandiren? Also man zu: eins — zwei — drei — Feuer!" Der Blondkopf näherte sich dem meinen, zwei frische Lippen drückten sich auf die meinen, die Arme umklammerten mich mit solcher Wucht, daß ich mich fest auf die Füße stellen mußte, um nicht ins Schwanken zu kommen — es war eine Situation zum Schreien komisch.

Mitten in meiner fast unbezwinglichen Sucht zu lachen, überfiel mich plötzlich mit Schrecken der Gedanke an den Hausherrn, der jeden Augenblick über die Treppe

kommen konnte. Denke Dir den Fall: Graf Tettenborn überrascht in den Armen einer Küchenfee! Einer hübschen, blonden, appetitlichen — aber immerhin einer Küchenfee. Da verging mir das Lachen, ich drückte die verliebte Person mit starken Armen von mir und sagte: „Vielen Dank für Deine freundliche Meinung, Gustchen, aber nun öffne die Hausthür, ich habe Eile.“

„I, wo werd' ick denn!“ lachte die übermütige Person und schwang triumphirend ihren Schlüsselbund; „heute bin ick Herr, verstanden? Meine Herrschaft is verreist, ick bin janz alleene, und daß Du gerade heute herkamst, gerade heute, das is 'ne Fügung des Himmels, wir gehören zusammen.“

Sie reichte mir mit dramatischem Accent die Hand und führte mich in ihre Küche, wo sie mich auf ein Bänkchen sitzen hieß, dann beschäftigte sie sich am Herd und in den Küchenkästen — offenbar wollte sie einen Imbiß für mich zurechtmachen.

Sehr verehrter Herr Geheimerat, der Sie jene Villa in Tempelhof bewohnten, wenn Sie jemals diese Zeilen lesen, so bitte ich Sie, nach Tettenborn zu kommen, und für einige Zeit mein Gast zu sein, damit ich endlich von dem Schatten jenes belegten Butterbrotes erlöst werde, der heute noch auf meine Seele drückt, denn ich habe in der That ein solches gegessen, Sardellen lagen, wenn ich nicht irre, darauf und ein Gläschen Wein trank ich dazu — der Augenblick war zu unwiderstehlich komisch, besonders da ich mich nun vor Ueberraschung sicher wußte.

Ich sage Dir, Freund, ich möchte die Erinnerung daran nicht missen. Hätte ich philisterhaft aufstehen sollen und dem Mädchen sagen: „Liebe Jungfer, Sie irrt sich in mir, ich bin kein gemeiner Husar und Offiziersbursch, für den Sie mich hält, ich bin der Einjährig-Freiwillige Graf von Tettenborn" — ah, geh mir doch, das wäre zu lächerlich gewesen. Warum sollte ich das freundliche Mädchen erschrecken? Und zudem, ich gestehe es Dir, machte es mir ein unbedingtes Vergnügen, das naive, ursprüngliche Liebeswerben dieses Naturkindes über mich ergehen zu lassen und auf das Wohl des Herrn Geheimerats ein Glas Wein aus seinem eigenen Keller zu leeren. Ich war Soldat — à la guerre comme à la guerre, mir war zu Mute, als befände ich mich auf Requisition. Noch einmal, Herr Geheimerat, verzeihen Sie diesen Jugendstreich, und wenn ich mich je revanchiren kann — es bleibt bei dem, was ich gesagt.

Während ich mir das Vorgesetzte schmecken ließ, plauderte Auguste unaufhörlich. Sie war erst kurze Zeit in Berlin, kam vom Lande (so erklärte sich auch ihre gänzliche Unkenntnis des schwarzweißen Schnürchens), hatte noch nie ein Verhältnis, denn die kleinen Liebeleien mit Peter, Hinz und Kunz schien sie nicht ernst zu nehmen, sie schwärmte fürs Militär, namentlich für die Husaren, und innige Beziehungen zu einem solchen waren ihr immer als die edelste Lebensaufgabe einer Köchin erschienen. Außerdem war sie sehr gebildet, sie schrieb beinahe orthographisch, las täglich mehrere Zeitungen, begeisterte sich

für den Battenberger, weil er ein schöner Mann, und haßte den Koburger wegen seiner langen Nase. An mir gefiel ihr von vornherein die propere Uniform und meine sanfte und feine Ausdrucksweise, denn sie haßte alles Ordinäre und fühlte sich stets nur von höheren Sphären angezogen — alles in allem also das Ideal einer Köchin, der ich zur Realisirung ihres Herzenswunsches nur einen andern Husaren gewünscht hätte. Denn daß es bei mir über den Kuß am Eingang und das Butterbrot am Ausgang nicht hinausgehen würde, das konntest Du voraussehen. Jeder Spaß muß schließlich ein Ende haben, sonst verlernt man das Lachen dabei.

Nun kam die Reihe des Erzählens an mich. Sie fragte mich aus wie ein Detektiv: Wo ich her sei? — Nun, da unne ruff, weit, weit von Berlin. — Wer meine Eltern seien? — Landwirte! — Ob ich zu Hause einen Schatz habe? — Ja natürlich! Wer hätte heutzutage keinen Schatz! — Ob ich das Mädel sehr liebe? — Ei gewiß, das wäre meine Schuldigkeit, da sie brav ist.

Meine Mitteilungen wirkten auf Gustchen sehr niederschmetternd. Mir schien fast, es perlte ein Thränlein in ihrem Aug', als sie endlich sagte:

„'s ist also nischt mit uns?"

Ich konnte nicht Nein sagen, aber ich senkte wehmütig den Kopf. Da raffte sie ihre Munterkeit wieder zusammen und bat mich, sie trotzdem Sonntags einmal spazieren zu führen, meine Liebste würde es ja nicht gleich

erfahren. Ich sagte ihr, daß ich gerade Sonntags von meinem Herrn, dem Lieutenant, fürchterlich in Anspruch genommen sei, und als ich aufstand, zog ich zugleich das Portemonnaie, um mein Butterbrot zu bezahlen. Da hättest Du aber Gustchen sehen sollen. Sie ward pathetisch wie eine Jungfrau von Orleans. Ob ich ihr solche Schmach anthun wolle, und das ließe sich kein ordentliches Mädchen gefallen, so viel verdiene sie sich ja, „Jott sei Dank, um einem juten Bekannten 'mal 'nen Happen vorsetzen zu können." Ich steckte mein Portemonnaie wieder ein und sagte, es ließe sich auch kein ordentlicher Husar ein Butterbrot umsonst serviren, und ich würde ihr deshalb ein kleines Geschenk bringen, wenn mich der Weg wieder nach Tempelhof führe. Damit schien sie einverstanden, ja, sie war sogar freundlich genug, mir dasselbe näher zu bezeichnen. Ein blaues Halstuch mit weißen Tupfen wäre schon lang das Ziel ihrer Wünsche, das stände so gut zu ihren blonden Haaren, und wenn ich es auftreiben könne, und es mich nicht zu viel Geld koste . . .

Ich versprach, alles aufzubieten und in wenigen Tagen wieder bei ihr vorüberzukommen. Dann bedankte ich mich für die Bewirtung und empfahl mich. Auguste war beim Abschied nicht mehr so fröhlich wie beim Empfang, sie mußte sich von meinem Besuch ganz andere Dinge versprochen haben. Oder war ihr der fragliche Schatz so auf die Nerven gefallen — genug, es blieb beim Händeschütteln und ich nahm mir vor, mit dem

blaugetupften Halstüchlein unsere kurze Liaison zu beenden, und wenn ich in den paar Tagen meinen angeblichen Schatz heiraten und wenn ich mir in derselben Schnelligkeit ein halbes Dutzend Kinder anschaffen müßte.

Wenige Minuten später saß ich in dem buen-retiro meiner spanischen Freunde, Festtagsstimmung in der Luft, Festtagsstimmung im Herzen. Die Madonna in der Ecke hatte ein Krönlein von frischen Blumen auf dem Haupte, die Bäume flüsterten Gebete und Manuela saß mir in ihrer dunklen Kirchengewandung gegenüber, die Augen in schier andächtiger Verzückung gen Himmel gerichtet. Was hatte das Mädchen heut? War es wirklich noch so im Banne der eben geschauten religiösen Zeremonie? Lag der Weihrauchduft so betäubend auf den zarten Nerven? Wer Manuela gestern tanzen sah, würde sie heute morgen nicht wieder erkannt haben, so überirdisch, so weltentrückt kam sie mir vor. Die Frau Balletmeisterin war auf ihr Zimmer gegangen, um ihre Staatsrobe abzulegen, ich blieb einige Zeit allein mit dem Töchterchen und bemühte mich, eine Konversation in Gang zu bringen. Die Madonna mit dem Kornblumenkränzlein gab mir das Thema an: „In welcher Kirche waren Sie?"

„In der Hedwigskirche."

„Das ist sehr weit."

„O, nicht doch. Man fährt mit der Stadtbahn oder mit der Pferdebahn."

„Ich wußte nicht, daß Sie katholisch sind, Fräulein. Hier leben sehr wenige Katholiken."

Worauf sie: „Wir sind Spanier, mein Herr, in Spanien ist man katholisch.“ Dann erneuter Augenaufschlag und der leise geflüsterte Zusatz: „Dem Himmel sei Dank!“

„Ah! Sie verdammen also jeden Andersgläubigen?“

„Nicht doch, ich bedaure ihn.“

Das war stark, das konnte ich mir unmöglich gefallen lassen. Ich lachte deshalb ein klein wenig und meinte: „Nun, hoffen wir, daß wir Andersgläubigen trotzdem nicht der ewigen Verdammnis anheimfallen.“

„Hoffen Sie!“

Wie Du siehst, war die Kleine kurz und bündig, grausam sogar in ihrem religiösen Stolz. Ich glaube, die Seele eines spanischen Großinquisitors war in sie gefahren und wollte mir Daumschrauben anlegen. Die Situation wurde unheimlich, und ich bemühte mich, ein anderes Thema herbeizuschaffen. Das war aber nicht leicht, denn Manuela spielte unaufhörlich mit dem silbernen Schlosse ihres großen Gebetbuches. Das knackte und knisterte wie ein ewiger Mahnruf: „Untersteh Dich nicht, von weltlichen Dingen zu sprechen.“ Trotzdem wagte ich es. Um mir selbst Mut zu machen, schickte ich ein lustiges Lachen voraus und rief:

„Kein Autodafé, Madonna, keine Ketzerverbrennung, lassen Sie mich leben, ich bitte Sie, und zu diesem Zweck erlauben Sie mir, endlich Ihnen zu sagen, was mir schon fast das Herz abdrückt — daß Sie gestern reizend ausgesehen und entzückend getanzt haben.“

Sie neigte geschmeichelt ihr Köpfchen und sagte: „Das Publikum war sehr freundlich gegen mich.“

Daß sie auf meine Intention einging, machte mich kecker, ich wagte die Frage: „Von wem war denn nur dieser herrliche Rosenstrauß mit den Tauben?“

„Anonym — ich habe absolut keine Ahnung.“

„Wirklich? Ich dachte schon —“

„Was dachten Sie?“

„Nun — Sie bemerkten doch wohl den Dragonerlieutenant, der Sie beim Einsteigen in Ihren Wagen begrüßte —“

„Ja wohl, ich erinnere mich.“

„Es war der Fürst Wanningen-Achterberg.“

„Sie kennen ihn?“

„Ei freilich. Wir spielten schon als Kinder zusammen.“

„Ah!“

Eine fieberhafte Lebhaftigkeit hatte die frühere Apathie verdrängt. In diesem Augenblick trat die Kolossalfigur der Balletmeisterin aus dem Hause. „Kein Wort davon vor Mama!“ hauchte die Kleine.

„Ich habe ja einen Auftrag des Fürsten an Ihre Frau Mama.“

„Das ist etwas anderes.“

Die Frau Balletmeisterin war inzwischen näher gekommen: „O, Pardon, Pardon, mein lieber Graf, daß ich mir's erst ein wenig bequem machte, eh' ich Sie begrüßte. Es ist ja eine Hitze in diesem Berlin — da

reden sie von Spanien — man hat auch hier keinen Frühling! Nicht die Spur von einem Frühling!"

Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen, der unter ihrer Last ächzte, Manuela sprang auf und davon.

Kaum war ich mit der Balletmeisterin allein, als ich mit meinem Auftrage herausplatzte. „Fürst Wanningen-Achterberg bittet um die Erlaubnis, sich Ihnen vorstellen zu dürfen."

Vor Schreck ließ die dicke Dame den Fächer fallen, den sie eben heftig gebraucht hatte. „Ist der Herr ein Bekannter von Ihnen?"

„Allerdings, unsere Familien waren befreundet."

„So ist es wohl Ihres Herrn Onkels Wunsch, ihn bei uns einzuführen?"

Ich erklärte aufs bestimmteste, daß mein Onkel mit der Sache nichts zu thun habe, da fuhr die Dame erleichtert fort: „O, dann muß ihm mein Mann abschreiben. Bedenken Sie doch nur: unsere schöne Ruhe, und Manuela — ihr Studium, ihr Ruf, ihre Zukunft —" Sie hielt den Kopf mit beiden Händen. „Nein, nein, es ist besser so. Mein Mann schreibt ein paar Zeilen und Sie überbringen dieselben, nicht wahr, mein werter Freund?"

Ich küßte der Dame gerührt die Hand, ehe sie forteilte, und ich mußte an mich halten, daß ich ihr nicht um den Hals fiel, so sehr hatte sie die Sache nach meinen Wünschen entschieden.

Als ich allein war, kam Manuela hinter einem Gebüsche hervor.

„Sie haben gehorcht!“ sagte ich, mit dem Finger drohend.

Sie nickte. „Das alles hätte ich Ihnen genau so vorhersagen können. Wer zu mir dringen will, der muß ein Ritter ohne Furcht und Tadel sein, er muß einen Mut ohne Grenzen, aber auch Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben. Sagen Sie das Ihrem Freund.“

Sie stand mit übereinandergeschlagenen Armen und blitzenden Augen vor mir, aber sie lachte dabei, und darum hielt ich das Ganze für einen Scherz. Ueberhaupt schien sie die Weihrauchstimmung wieder überwunden zu haben. Sie führte mich zu ihren Tauben, die sich schon ganz zutraulich von ihr Futter reichen ließen, und war wieder, für Augenblicke, das fröhliche, sorglose Kind.

Im Verlauf einer Viertelstunde brachte Madame Roderigo den Brief ihres Mannes und las ihn mir vor:

„Euer Durchlaucht!

„Ein junges Mädchen ist wie eine Blume“ — ich wußte jetzt, wer das Schriftstück diktirt hatte — „jeder Hauch kann ihr schaden. Zürnen Sie uns deshalb nicht, wenn wir auf die große Ehre Ihres Besuches verzichten. Wir fürchten nichts von Ihrem Einflusse auf unsere Tochter, wohl aber von der Beurteilung der Welt. Manuela soll eine Künstlerin werden, vor der selbst die Lästerzungen verstummen müssen.

„Entschuldigen Sie daher unser Schreiben und entziehen Sie dem Mädchen Ihre künstlerische Teilnahme nicht.

Euer Durchlaucht

unterthänigster

Roderigo, p. Balletmeister."

Dieses Schreiben überbrachte ich gewissenhaft und erzielte damit eine wahrhaft niederschlagende Wirkung. Fürst Egon mußte doch mehr als herkömmliche Kavalierspassion für die Tänzerin empfinden, er ward bleich, als ob ihm eine geliebte Braut abgeschrieben hätte. Dann aber bot er mir Cigarren, und von Manuela war nicht weiter die Rede. Wir plauderten von Heimat und Jugendzeit, und ich muß gestehen, der Fürst machte heute auf mich den günstigsten Eindruck. Aus dem kleinen, ahnenstolzen Kerlchen von damals war ein offener, jugendfrischer, liebenswürdiger Offizier geworden. Ich nahm mir vor, weiteren Begegnungen mit ihm gewiß nicht aus dem Wege zu gehen.

Manuela war seit meinem letzten Besuche gegen mich wie umgewandelt. Mein Kommen bereitete ihr sichtlich Freude, ihre Augen folgten im Gespräch den meinen und nahmen zuweilen einen zärtlichen Ausdruck an. Manchmal auch berührte ihre Hand meine Schulter, meinen Arm, das Blut wallte in mir, und ich schlug nicht selten einen barschen Ton gegen die Kleine an, um die zärtlichen Stimmen zu übertönen, die in meinem

Innern nach Erlösung schrieen. — O Onkel Johannes, hättest Du doch Dein Geheimnis für Dich behalten! — Fürst Egons Name wurde nie wieder genannt, es lag am Tage, Manuela dachte nicht mehr an ihn.

Wiederholt war ich seither schon in Tempelhof gewesen, und immer vergaß ich das versprochene Tüchlein für die blonde Guste einzustecken. Kein Wunder, im Anschauen einer Gardenie vergißt man die Butterblume. Heute aber wurde ich zu meinem Schrecken an sie erinnert, sie begegnete mir keine zehn Schritte von Manuelas Hause.

„Lassen Sie sich auch wieder 'mal sehen?“ sagte sie spöttisch, und ich beeilte mich, ihr zuzuflüstern: „Morgen abend um neun Uhr an Deinem Hause, Guste!“ denn es waren eine Menge Passanten in der Straße und ich sprang schnell auf das jenseitige Trottoir, um jedem weiteren Gespräch zu entgehen. Bei Roderigos war ich für den nächsten Abend zum Thee eingeladen, das ließ sich wundervoll vereinen. Schwierig blieb nur noch der Ankauf besagten Seidentuches, denn ich hätte mich in der That genirt, mir dasselbe von meinem Diener besorgen zu lassen.

Mit einem unbehaglichen Gefühl verfügte ich mich zu Herzog und ließ mir kleine Damenshawls vorlegen. Die Verkäuferin brachte das Verlangte lächelnd herbei. Da lagen sie denn vor mir, all die Tüchelchen in Rot und Gelb und Blau — die Wahl ward mir schwer.

„Getupft haben Sie sie nicht?“ fragte ich.

Erneutes Lächeln der Verkäuferin, ehe sie entgegnete: „Nein, das ist jetzt nicht mehr modern.“

Sie ließ sich dann zu einer längeren Erklärung der verschiedenen Farben herbei, die „changeant, foncé, rayé“ und so weiter wirbelten ihr nur so von den Lippen. Schließlich wollte sie wissen, welche Haarfarbe die Dame habe, für welche das Tuch bestimmt sei, und da — gutes, freundliches Gustchen in Tempelhof, vergib mir — da verleugnete ich sogar Dein blondes Köpfchen, stotterte, das wüßte ich nicht und nahm aufs Geratewohl ein Dutzend verschiedenfarbiger Shawls, damit jene Dame selbst wählen könne.

Pünktlich, wie der beste Soldat, stand Auguste um neun Uhr an der Hausthür. Es dunkelte bereits; in der Nähe war momentan kein Mensch zu sehen. Sie wollte mich wieder mit ins Haus nehmen, da ihre Herrschaft noch immer nicht zurück sei, ich aber hatte heute dazu absolut keine Zeit. „Liebe Auguste,“ sagte ich hastig, indem ich ihr das Paketchen einhändigte, „da haben Sie das versprochene Tuch — mit uns zwei ist es nischt, wie Sie neulich selbst prophetisch bemerkten — ich sagte Ihnen nur halb die Wahrheit, denn eigentlich bin ich verheiratet — ich nahm gleich mehrere, damit Sie die Auswahl haben — Kinder habe ich auch schon — getupft bekam ich keines trotz meiner Bemühungen — also, liebe Annaliese, immer resolut, forsch, fest! Nehmen Sie diese Halstücher, da ich mein Herz nicht mehr verschenken kann, und leben Sie wohl!“

Sie zitterte ein klein wenig und sagte nur immer: „Nee, so wat, so wat! Wat einem in Berlin doch allens passiren kann!“ Als sie aber das Paketchen öffnete und die niedlichen bunten Shawls in allen Farben sah, da kehrte ihr die gute Laune sofort wieder und sie wußte mir nicht genug zu danken. „Behüt Dich Jott, es wär' so schön jewesen,“ sagte sie beim Abschied, „und wenn Sie 'nen juten Bekannten haben, der noch einspännig durchs Leben jeht, — notabene, wenn er Ihnen gleich sieht — dann rekommandiren Sie mir!“

So trennten wir uns. Mir war so lustig zu Mut wie noch bei keinem Abschied, und ich nahm mir vor, dieses platonische Köchinnenverhältnis sollte das erste und letzte meines Lebens sein. Im Grunde hatte ich mich nicht zu beklagen. Ein Kuß von frischen Lippen und ein geheimerätliches Butterbrot sind nicht das Schlimmste, was einem passiren kann!

*

Meine Liebe zu Manuela war wie ein wildbrausendes Gewässer, von dem man alle Augenblicke fürchtet, es möchte die Dämme überfluten. Je öfter ich nach Tempelhof kam, desto verliebter wurde ich, desto düsterer meine Stimmung und qualvoller meine Pein. Fürst Wanningen zeigte sich durch meine verunglückte Mission bei Roderigos durchaus nicht beleidigt, sondern brachte mir seine Freundschaft in der liebenswürdigsten Weise entgegen. Bald nannten sie uns in Offizierskreisen die Inséparables,

und da zwischen uns von Manuela nie mehr die Rede war, so mußte ich mir schließlich einbilden, meine persönliche Liebenswürdigkeit habe mir des Dragoners Zuneigung errungen.

Wenn Fürst Egon jedoch nicht mehr an Manuela dachte, dachte ich desto mehr an sie. Es gab kaum einen Tag, an welchem ich nicht nach Tempelhof wanderte, und mit jedemmale empfing mich die schöne Spanierin herzlicher. Kein Zweifel, sie liebte mich, und ihr junges Herzlein fragte sich wohl vergeblich, was mich abhalten konnte, ihr meine Liebe zu gestehen. O Onkel Johannes, lieber, grausamer Onkel Johannes!

Das alte Balletmeisterpaar überwachte uns nicht mehr so ängstlich wie am Anfang. Vermutlich glaubte es, ein Verwandter des Grafen Tettenborn könne nur ehrliche Absichten hegen. Deshalb ließen sie uns beide zuweilen allein, und heute wieder, an dem denkwürdigen Tag, von welchem ich Dir berichten werde.

Als ich gegen Abend mit einem Sträußlein Marschall Niel-Rosen erschien, hieß es, die Sennorita erwarte mich längst im Garten. Ich flog den bekannten Weg hinauf zu ihrem Lieblingsplätzchen — richtig, da saß sie, in süße Träumereien versunken, und sie wurde blaß und rot, da sie mich erblickte. Wenn Du wüßtest, wie schön sie war, im weißen, durchsichtigen Kleid mit dem spanischen Kämmchen, das ihre Locken stets zusammenhielt! Mit einer geschickten Bewegung streute ich meine Rosen über sie her. Eine Knospe blieb im Haare hängen, eine

volle Rose fing sich am Ausschnitt des Leibchens, die anderen rieselten an dem weißen Gewande hernieder und blieben zu ihren Füßen liegen.

Es war wie im Märchen, und in märchenhafter Selbstvergessenheit ließ ich mich auf ein Knie nieder und hauchte: „Madonna!"

Sie veranlaßte mich, vor ihr auf dem Stuhle Platz zu nehmen, und sagte mir dann mit sichtlicher Bewegung: „O, wie gut, daß Sie gekommen sind! Papa und Mama gehen spazieren; wir sind allein, und ich möchte Ihnen etwas sagen, das mir lang auf dem Herzen liegt, wenn ich nur wüßte, wie ich es vorbringen soll." Sie schlug wie in schamhafter Erregung die Händchen vor das Gesicht, und ich zwang meine Stimme in die ruhigsten Töne, als ich ihr Mut zusprach. „Sie sind gut," sprach sie weiter, „und Sie lieben mich, nicht wahr? Darum muß ich es Ihnen auch ganz allein sagen, Sie werden Rat wissen."

Vor meinen Ohren begann es zu brausen und mein Herz hielt eine heimliche Ansprache an Johannes Tettenborn: „Onkel, ich habe Dir mein Wort gegeben, Deines Bruders Vermächtnis heilig zu halten! Nie hätte ich dem Mädchen von Liebe gesprochen, niemals! Wenn aber sie selbst in kindlicher Unbefangenheit — — was dann, Onkel, was dann?"

Da hatte sie sich schon wieder gefaßt und fuhr fort: „Ich weiß wohl, daß ein junges Mädchen nie wagen dürfte, was ich wage, aber die heilige Mutter möge mir

verzeihen, ich kann nicht anders, das Gefühl ist zu mächtig in mir. Graf Tettenborn, ich liebe!"

Ich griff außer mir nach ihren beiden Händchen, und sie abwechslungsweise an meine Lippen ziehend, stammelte ich: „Manuela, Sie werden wieder geliebt!"

„Das weiß ich," sagte die Schöne rasch, „und deshalb spreche ich zu Ihnen. Sie besitzen das Vertrauen meiner Eltern, Sie allein können mir Gelegenheit verschaffen, den Geliebten zu sehen und zu sprechen."

Das Brausen vor meinen Ohren nahm zu, die Brandung verschlang meine eigenen Worte: „Wen, Manuela, wen?"

„Erlassen Sie mir, den Namen auszusprechen, Sie kennen ihn längst, er ist Ihr Freund!"

„Fürst Wanningen-Achterberg?"

„Ja — Egon."

„Egon!" sagte sie kurzweg, lächelnd, und in diesem Wort, in diesem Ton lag mehr als in dem ganzen Geständnis.

Ich kann Dir nicht schildern, wie mir dabei zu Mute war. Stelle Dir vor, Du liebst eine reizende junge Dame und glaubst Dich wieder geliebt. Du hoffst, Du fürchtest es, nein, nein, Du weißt es gewiß, sie hat Dir ja tausend Beweise gegeben, und da — im entscheidenden Moment tönt von ihren süßen Lippen anstatt Deines eigenen Namens der Deines Freundes. — Egon! Es klang so kurz, so scharf wie ein Dolchstoß und schnitt all meine Hoffnungen entzwei.

Was soll ich Dir sagen, lieber Freund? Die Leidenschaft für Klarissas schöne Halbschwester hatte mich tüchtig gepackt, und es wurde mir nicht leicht, damit fertig zu werden. Manuela aber gewahrte nichts davon. Ihr war ich von jenem Augenblick an ein Bruder, wie Onkel Johannes es gewünscht hatte. Vor allem wollte ich über die Gefühle des Fürsten ins klare kommen, denn das eine hatte ich mir geschworen: einer flüchtigen Kavalierspassion sollte Manuela nicht zum Opfer fallen. Abends traf ich ihn im adeligen Klub, und auf meine Bitte folgte er mir bald in meine Wohnung, wo Baptist uns eine kleine Bowle braute. Ich sprach sehr ernst, wie etwa ein Vater oder Vormund; ein Schuldiger hätte, von meinen Worten zerknirscht, in sich gehen müssen. Aber der Fürst — du lieber Gott! Der arme Bursche war ja mehr verliebt als ich. Er schwur mir Stein und Bein, die Kleine zu heiraten, und daraufhin hielt ich es wirklich für Freundespflicht, ihm Gelegenheit zu einer herzlichen Aussprache mit seinem Liebchen zu geben. Ich hätte vorher nicht geglaubt, daß ein Mensch so etwas fertig bringt. Mit der eifersüchtigsten Liebe im Herzen stand ich Schildwache, damit meine heimlich Geliebte ihren Erwählten ungestört küssen konnte. Und da reden die Leute noch von den Qualen des Tantalus!

Was Fürst Egon betrifft, so täuschten wir uns beide nicht in ihm. Manuela nicht — denn sie ist heute seine Frau, freilich nur auf die linke Hand getraut, die Hausgesetze litten es nicht anders — und ich nicht, denn

Wanningen ist mir ein lieber Freund und zwar links und rechts, wie ich ihn gerade brauche. Manuela tanzt natürlich längst nicht mehr, sondern lebt mit ihrem Gatten in Dresden; sie bewohnen ein reizendes Haus und sehen die beste Gesellschaft bei sich. Selbst meine Frau besucht zuweilen die ehemalige Tänzerin, obwohl sie weiß, wie glühend ich dieselbe einst verehrte und obwohl den Männern im allgemeinen nicht zu trauen ist, wie sie manchmal im Scherz zu sagen pflegt. Freilich, meine Frau weiß eben auch ganz genau, wie sie mit mir daran ist und daß mir kein Weib auf dem Erdenrunde gefährlich werden kann, seit ich sie mein eigen nenne. Meine kleine Frau ist eine Perle, ein Juwel, die blaue Blume meines Daseïns, doch — Du kennst sie ja — warum Dir das alles sagen!

Gewiß möchtest Du wissen, wie es Manuelas Pflegeeltern weiter erging? Man sollte glauben, daß sie sich über das Glück ihres Lieblings von Herzen gefreut hätten, das war aber nicht der Fall. Der Balletmeister hatte sich so sehr in die Idee verrannt, seine Schülerin als Stern erster Größe im Triumphzug durch die Welt zu führen, daß er Manuela nun wie eine Abtrünnige ansah. Seine Wutausbrüche waren maßlos; er raufte das Haar seiner verschiedenen Perücken und sprach von Undankbarkeit, von Schande, so daß ich ihm allen Ernstes auseinandersetzen mußte, welche Ehre die Verbindung seiner Pflegetochter mit Fürst Wanningen für ihn selbst bedeute. „Eine große Künstlerin,“ sagte er dann eigensinnig, „steht

über der Fürstin, selbst über der Kaiserin!" Er war mir langweilig mit seinen ewigen Verzweiflungsausbrüchen, und so überließ ich ihn denn bald seinem Schicksal, das, wie Du Dir denken kannst, sich durch Fürst Wanningens Güte sehr angenehm gestaltete.

Madame Roderigo teilte die Ansicht ihres Gatten nicht ganz. Vielleicht empfand sie im stillen die Nichtigkeit ihrer eigenen Kunst, die ihr nicht mehr eingebracht hatte als eine Flut vertrockneter Lorbeerkränze, vergilbter Bänder und schließlich ein vergilbtes und vertrocknetes Balletmeisterlein als Gemahl. Sie unterschätzte die Annehmlichkeiten einer fürstlichen Heirat keineswegs und sie hätte sich sehr gerne herbeigelassen, die Fürstin-Mutter zu spielen, in den Salons zu präsidiren und das alles im Balletstil der alten Schule — erste, zweite, dritte Position. Als ihr aber der Fürst erklärte, auf diese Güte verzichten zu müssen, da stimmte auch sie in das Klagelied des Gatten ein, das die kleine Manuela als eine Undankbare bezeichnete. Die korpulente Dame lebt nicht mehr, vor zwei Jahren starb sie an einem Schlagflusse, lebhaft betrauert von der jungen Fürstin wie vom eigenen Gemahl, von dem man sich übrigens erzählt, daß er im Begriffe sei, dem Kunsthimmel einen neuen Stern zuzuführen. — Wanningens sind liebe Menschen, bei denen man sich wohl fühlen kann, und Manuela bewegt sich in ihren Salons mit einer Feinheit, die sie nicht in der Balletschule lernte, „die einem eben angeboren sein muß," sagte Graf Johannes stets, wenn wir darüber sprachen.

Guste, die blonde Geheimeratsköchin, sah ich übrigens auch noch einmal; das war, als ich Manuela in meinem eigenen Phaeton zur Trauung abholte. Ganz Tempelhof stand auf der Straße, natürlich auch mein Gustchen. Sie hatte sich vorgedrängt bis zum Wagen, eines meiner Seidentüchlein kokett um den Hals geschlungen. Als sie mich erkannte, gingen die Arme wie die Windmühlenflügel auf und nieder. Ich konnte nicht hören, was ihr Mündchen plapperte, aber ich hätte darauf schwören mögen, daß es nichts anderes war als: „Nee, so wat, so wat!" und: „Wat einem in Berlin allens passiren kann!"

Ja wohl, meine liebe, kleine Guste, auch mir waren die sonderbarsten Sachen begegnet, und als ich einige Monate später abdampfte, da sagte ich im Eisenbahncoupé zu mir selber:

„Wat einem in Berlin allens passiren kann!"

Mihri.

Von Berlin nach Konstantinopel! Eine weite Reise, ja wohl, aber versuche es immerhin, mir zu folgen. Wir benützen keinen Blitz- und keinen Orientexpreßzug, wir umhüllen uns einfach mit Doktor Fausts Zaubermantel und sind schnell wie unsere Gedanken in Konstantinopel. Der Phantasie und der Erinnerung ist kein Weg zu weit, beide haben Flügel.

Blicke Dich um! Aus dieser farbenprächtigen Landschaft ragt der Berg Olymp, in Schnee gehüllt. Europas und Asiens lachende Ufer siehst Du hier den Bosporus bis zum schwarzen Meer geleiten. Im Hafen ein lustiges Bild; oben wolkenloser, tiefblauer Himmel, unten auf dem Wasser leuchtende Segelschiffe, zierliche Kaïks mit einem Baldachin und vergoldeten Säulchen, geführt von Ruderern, die mit ihren weißen Hemden, dem scharlachroten Fez und der dunklen Gesichtsfarbe wahrhaft malerisch wirken. Von der Höhe des Seraskerats weht eine Fahne, die Kuppeln der Moscheen, die schlanken Minarets tauchen märchenhaft aus der blauen Atmosphäre, herrliche Paläste

ragen empor, aus den Gärten winken dunkle Cypressen- und Maulbeerbäume, alles ist ungewöhnlich, großartig um Dich her, die Farben sind leuchtender als bei Dir zu Hause, die Luft ist stärker und jagt Dir das Blut durch die Adern — Du bist im Orient!

Graf Johannes hatte mir das Opfer gebracht, mich auf meiner Reise zu begleiten, und da er hier wie überall gute Freunde besaß, wohnten wir in einem prächtigen Palast am Bosporus als Gäste des edlen Mehemet-Pascha, Großveziers Seiner Majestät des Sultans.

Unser vortrefflicher Wirt hatte abendländische Bildung genossen, er war im Wiener Theresianum erzogen worden; dort machte mein Onkel auch seine Bekanntschaft. Uebrigens war der Pascha bedeutend jünger als Graf Tettenborn, ein stattlicher, lebenslustiger Mann von einigen Fünfzig, mit einem ganz niedlichen Embonpoint und einer jungen Gattin, die ihn, wenn man seinen beständigen Anspielungen Glauben schenken durfte, mit rasender Eifersucht verfolgte. Ich hätte Madame Mehemet gern einmal zu Gesicht bekommen und ihr nach allen Regeln europäischer Kultur ein wenig den Hof gemacht, nur um unserem guten Wirt Ruhe zu verschaffen, aber dieser menschenfreundliche Vorsatz kam nie zur Ausführung. Die Dame, eine strenggläubige Türkin, verließ das Frauengemach nur selten, und wenn sie sich zeigte, erschien sie in Feredjes und Jaschmak, ersteres ein weiter Mantel, der ihre Gestalt vollständig verhüllte, letzteres ein Schleier, unter dem nur die Augen wie funkelnde Sterne hervorleuchteten.

Uebrigens ist man im Irrtum, wenn man annimmt, die türkischen Damen im allgemeinen wollten nur ihren eigenen Männern gefallen. Der frühere Jaschmak aus dickem Musselin ist längst einem dünnen Gewebe aus Seidengaze gewichen, hinter welchem die Schönen ebenso munter auf die Vorübergehenden kokettiren wie die von ihnen beneideten Pariserinnen. Vornehme Türkinnen sieht man fast nie zu Fuß gehen, sie sitzen meist zu zweien oder dreien in ihren seidengepolsterten Wagen, Bonbons lutschend, lachend und plaudernd mit der ganzen Sorglosigkeit ihrer hindämmernden Seele. Selten wird der Harem eines feinen Hauses spazieren geführt, doch kommt auch dies zuweilen vor. Ich hatte das Glück, einmal vor einem Modewarenmagazin einem solchen zu begegnen, und mußte über diesen Anblick laut auflachen. Er erinnerte mich lebhaft an die dahinwandernden Mädcheninstitute in meiner Heimat. Hier wie dort trippelten die Dämchen paarweise und schnatterten wie junge Gänse, hier wie dort sahen sie mit ihren weiten Mänteln und entstellenden Kopfbedeckungen wie Vogelscheuchen aus.

Ich hatte also von meiner liebenswürdigen Wirtin nichts weiter kennen gelernt als die Augen, aber diese gaben mir zu denken. Was lag nicht alles darin! Kraft, Leidenschaft, zugleich aber etwas Lauerndes, Raubtierartiges, es war der Blick einer Schlange, die ihr Opfer umkreist. Der rotwangige Mehemet mit seinem rundlichen Bäuchlein und gemütlichen Lachen erschien mir daneben wie ein einfältiges Schäflein.

„Armer Mehemet!“ sagte ich mir, als ich zum erstenmal in die funkelnden Augen seiner Gattin sah. Es hätte mir Vergnügen gemacht, diesen weiblichen Charakter zu ergründen. Umsonst! Eine Konversation zwischen uns beiden war unmöglich, die Hanum sprach nicht deutsch, aber auch nicht französisch oder sonst eine gangbare Sprache, und ich war über die Anfangsgründe des Türkischen noch nicht hinausgekommen. Sie kannte nichts weiter als ihre Landessprache, diese vortreffliche Madame Mehemet, sie zeichnete nicht, sie malte nicht, sie spielte weder Klavier noch sonst ein Instrument, sie that überhaupt von der Gotteswelt nichts als ihre Nägel färben, sich mit Schmuck behängen, Cigarretten rauchen und, wenn mich nicht alle Anzeichen täuschten, Mann und Dienerschaft quälen. Was hätte sie auch sonst noch thun sollen? Alles andere ist Arbeit, und die vornehme Türkin arbeitet nicht. Natürlich gibt es auch hierin Ausnahmen, aber die Frau unseres Freundes Mehemet bildete keine Ausnahme, sondern die Regel: faul, putzsüchtig, indolent und grausam. Singen, Lesen, Klimpern auf der Cythare, das alles wäre anstrengend gewesen, und Anstrengungen scheute sie. Wozu hatte man denn einen Harem?

Du siehst mich erstaunt an? Ja, natürlich hatten wir einen Harem! Zweifeltest Du daran? Kannst Du Dir einen echten Pascha ohne Harem vorstellen? Gewiß hatten wir einen Harem, und der Aga, so eine Art von Haushofmeister, erzählte mir, es seien ein paar wunderschöne Mädchen darunter. Aber, um einen studentischen

Ausdruck zu gebrauchen, was nützt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist, und was ein Harem, den ich nicht zu Gesicht bekomme?

Selamlik und Haremlik, das ist Herren- und Frauengemach, waren streng geteilt; selbst im Garten, der mir anfangs ein neutraler Punkt schien, bezeichnete man mir genau die Seite, auf welcher ich nicht promeniren dürfe. Die alte Geschichte von dem Apfelbiß! Glaubst Du, unser Altvater hätte sich viel aus Aepfeln gemacht, wenn man sie ihm nicht verboten hätte? Und meinst Du, daß ich jemals daran gedacht hätte, die düsteren Cypressenalleen aufzusuchen, wenn man dieselben in meiner Phantasie nicht mit verbotenen Engelsgestalten bevölkert hätte? So aber hatte ich nur den einen Gedanken: wie komme ich dorthin, ohne von den Schwarzen ertappt zu werden? Hättest Du an meiner Stelle nicht ganz ebenso gedacht? In einem Hause zu wohnen, das einen Harem birgt, und abreisen zu müssen, ohne diesen gesehen zu haben! Wie hätte ich das vor meinen deutschen Freunden verantworten sollen!

Unser Konak, das heißt Mehemets Haus, strotzte von Gold, Seide und Mosaik. Die Möbel waren durchweg europäisch, an den Wänden hingen hübsche Bilder, jedoch nur Landschaften. Es ist dem Gläubigen nicht gestattet, das Bild eines lebenden Wesens zu besitzen.

Eines meiner Zimmer, es diente mir und dem Onkel als Garderobe, bot Ausblick auf jene verbotenen Alleen, und nachdem ich das entdeckt hatte, hielt ich mich

stundenlang in dem Gemache auf. In der That erspähten meine Augen eines Abends weibliche Gestalten zwischen den dunklen Bäumen. Wie flatternde Lichtreflexe huschten sie einher, wie von einer camera obscura auf die Cypressenwand gezaubert. Ich verbarg mich, so gut es ging, und hielt den Atem an. Der Wind trug mir manches übermütige Lachen zu, bald kam auch der Mond hervor und ließ die schlanken Gestalten mit ihren wehenden Schleiern deutlicher erkennen. Eine davon sah ich ganz genau, sie war groß und biegsam, wie ein Reh trat sie, gelockt vom Mondlicht, aus dem Dunkel, erhob den Blick zum Himmel und blieb lange in dieser Stellung, das Gesicht mir zugewendet, ohne zu ahnen, daß ich sie betrachte. Ihre Arme tauchten sehnsüchtig in die Luft, als umfange sie etwas Unsichtbares, kein Schleier verhüllte ihre Züge, der arabische Mantel war durch die Bewegung zurückgeglitten und zeigte eine reizende Taille, umhüllt von blaßroter Seide. Ein Bildhauer, der uns die Sehnsucht verkörpern wollte, hätte hier das wunderbarste Modell gefunden.

Ein Sehnen ging von dieser unbeweglichen Mädchengestalt aus, erhob sich mit dem flatternden Schleier in die Lüfte und drang bis zu mir, mit mächtigen Schlägen an mein Herz pochend.

„Mihri! Mihri!" rief es in diesem Augenblick von den Bäumen her, die weißen Arme fielen nieder, die Gestalt verlor sich im Dunkel und ich schloß mein Fenster mit dem Bewußtsein, ein Stück heimlicher Romantik erlauscht zu haben.

Am andern Tag lud uns der Effendi zu einer Spazierfahrt nach Beikos. Habe ich Dir schon gesagt, daß unser Wirt von seinen Leuten kurzweg der Effendi genannt wurde? Das ist ein hübsches Wort und bedeutet nichts weiter als der „Herr" oder der „hohe Herr". Denke Dir, wie angenehm es wäre, wenn man bei uns in Deutschland solch allgemeine Bezeichnung hätte! — Anstatt der „Herr Geheimeobermedizinalrat" oder der „Herr Generaldirektionsverkehrsinspektor" einfach der „Effendi". Mir imponirte dieses Wort ungemein und ich konnte es nicht oft genug aussprechen.

Wir sollten also mit dem Effendi nach Beikos fahren. Als ich vor die Thür des Konaks trat, stand der Wagen bereit und Mehemet unterhielt sich mit dem Onkel über seine Rappen, ich aber warf einen Blick auf die vom hellsten Sonnenschein durchsättigte Landschaft. Da huschte plötzlich eine verschleierte Gestalt an mich heran und drückte mir einen Zettel in die Hand. Ihre Kleidung war die einer alten Dienerin, aber sie verschwand nach beendeter Mission mit solch jugendlicher Schnelligkeit, daß es mir unmöglich gewesen wäre, eine Frage an sie zu richten. Meine Neugier ließ mich keinen schicklicheren Augenblick abwarten, ich trat in den Hausflur zurück und las das Briefchen.

Das war keineswegs eine leichte Sache. Die Schriftzüge waren kraus und kindisch, die Buchstaben fielen kreuz und quer übereinander, daß ich sie erst für Hieroglyphen hielt, und nun gar die schauderhafte Orthographie! Nach

längerem Studiren fand ich den Schlüssel zu dieser seltsamen Schrift. Das Billet lautete:

„Seigneur!

„La jeune Turquie adore l'Europe et les Européens, et moi — j'appartiens à la jeune Turquie. Vous voir de loin est mon plaisir, vous parler un jour — mon désir et mon rêve! Inch Allah!“

Sonst nichts! Ich drehte das Papier nach rechts und links, es fand sich nichts mehr. Man hatte mich mit Vergnügen beobachtet, man wünschte sehnlichst, mich näher kennen zu lernen, aber — Inch Allah! Das heißt so viel als: wenn es Gott gefällt! Wer mochte die unbekannte Briefschreiberin sein? Madame Mehemet? Ach nein, die konnte ja gar nicht französisch schreiben, und es war nicht anzunehmen, daß sie sich bei solchen Mitteilungen eines Sekretärs bediente. Eine Bewohnerin des Haremliks jedenfalls, aber welche? Plötzlich trat das nächtliche Bild vor meine Augen, jene herrliche Mädchengestalt, die man mit dem Namen Mihri gerufen hatte. War sie es? Mein Herz schlug schneller bei dem Gedanken.

Beikos ist eine hübsche ländliche Gegend mit Meiereien und Kasernen. Mehemet zeigte sich in seiner rosigsten Laune und schwatzte mit Graf Johannes viel von Wiener Erlebnissen, ich jedoch blieb ziemlich einsilbig, denn auf meinem Herzen knisterte das geheimnisvolle Billet. Bald suchte ich einen schicklichen Vorwand, den Effendi über

das nächtliche Abenteuer auszuforschen. Es dauerte auch nicht lang, so überfiel ich den Arglosen mit meinem Plan: „Ja, die Türken sind zu beneiden," platzte ich heraus, „ihre fatalistische Lebensanschauung, ihr Kismet bewahrt sie vor Sorgen, den Schwarzen gegenüber sind sie Götter, im Hause erwartet sie keine streng puritanische Hausfrau, sondern ein ganzer Harem von fröhlichen Weiblein."

Ein Harem, da war's heraus. Ich sah erwartungsvoll auf den Effendi, dessen Gesicht sich elegisch verlängerte. Seine Aeuglein blickten trübe, das Bäuchlein zitterte von verhaltenem Kummer.

„Ein Harem," stieß er endlich hervor, „ja wohl, aber ein Harem, wie ihn sich jeder Europäer sofort anschaffen kann, ohne mit den Gesetzen in Konflikt zu kommen. Die Frauen meines Harems sind nicht meine Frauen, sondern nur die Dienerinnen meiner Frau, meiner ersten und einzigen Frau, die Alleinherrscherin bleiben will im Hause, so gut wie eure Frauen! Denkt euch meine Lage! Die Vielweiberei ist mir erlaubt, und ich kann doch keinen Gebrauch davon machen, denn sobald ich eine der Dienerinnen nur freundlich ansehe, ersinnt meine Frau wahre Martern, das arme Geschöpf zu quälen und mir die Geschichte zu verleiden. Um des lieben Friedens willen gebe ich nach."

Der arme Mehemet that mir leid. Wenn sein Pantoffel auch ein orientalisch goldgestickter Pantoffel war, so hinterließ er doch seine Spuren, da er ihm von der holden Ehegattin gar zu energisch um die Ohren geschlagen ward.

Ich staunte, bis jetzt hatte ich geglaubt, der Türke sei in seinem Hause unumschränkter Gebieter. Mehemet erklärte mir die Situation. Seine Eheliebste war eine Prinzessin aus kaiserlichem Geblüt, sie schloß gewissermaßen eine Mesalliance, als sie ihn nahm, daher das Abhängigkeitsverhältnis. Sie spielte die Prinzessin in ihrem Hause weiter, und der arme Pascha wurde nichts als der erste ihrer Leibeigenen.

„Tout comme chez nous,“ dachte ich.

Der Pascha seufzte ein wenig, dann erzählte er uns die Geschichte eines jungen Mädchens, einer Bewohnerin seines Hauses. So viel ich seinen konfusen und leidenschaftlichen Berichten entnehmen konnte, gefiel ihm die Schöne außerordentlich und ward von seiner Frau in demselben Maße gehaßt. Er schüttete uns sein ganzes Herz aus. Wir erfuhren, daß die Hände dieses Mädchens den herrlichen Mokka bereiteten, den man uns täglich servirte. Der Effendi hatte die Kleine vor zehn Jahren vom Sultan zum Geschenk bekommen, sie war wie sein Kind im Hause aufgewachsen und entwickelte sich gleichsam unter seinen Augen zu einer lieblichen tropischen Lilie, groß, schlank, zart, mit Lotosblumenaugen, von einer Schönheit, die eben nur den Cirkassierinnen eigen ist. Die Hanum habe sich lange für sie interessirt und sie in allem unterrichten lassen, was sie selbst nicht verstand, die Kleine spreche mehrere Sprachen, singe, male, spiele die Cythare, könne wunderbare Märchen erzählen, und doch sei sie zu den Funktionen einer gewöhnlichen Dienerin

degradirt worden von dem Augenblick an, wo die Hanum bemerkte, daß das Auge des Gebieters mit Wohlgefallen auf dem Mädchen ruhe. Er schwärmte von vergangenen Zeiten, da ihm ihre kleinen Hände den selbstbereiteten Mokka auch eigenhändig reichen durften, da sie ihm den Tschibuk brachte, da sie ihn in unruhigen Nächten in Schlaf sang — ich fühlte bei seinem Geplauder, daß Madame Mehemet mit einemmale bedeutend in meiner Achtung stieg.

Dieser dicke, pustende Pascha und die schlanke cirkassische Blume — nein, nein, ich gönnte sie ihm nicht. Auch muß ich Dir gestehen, daß mir bei seinen Schilderungen immer nur ein Bild vor Augen stand, jene schöne Mädchengestalt mit klassisch erhobenen Armen, wie ich sie, lichtumflossen, am Ausgang der Cypressenallee geschaut. Sie war die geheime Briefschreiberin — kein Zweifel, und ich würde sie, wenn es einigermaßen anging, ihrem dicken Pascha vor der Nase wegschnappen — Inch Allah!

Der Spazierfahrt nach Beikos folgte ein opulentes Diner. Selbstverständlich wurden uns die Nationalgerichte in Unmassen servirt, aber ich versichere Dich, dieser Pilaf, diese Riesenschüsseln voll Reis mit Tomatensauce, selbst das übliche Konfekt, aus Rosen bereitet, schmeckte mir hier an der Quelle ganz vorzüglich. Dazu tranken wir einen herrlichen Champagner. Du denkst wohl, ich flunkere, um mit meinen lieben Berlinern zu reden? Nein, werter Freund, wir tranken Sekt, wirklichen, echten Sekt, und

ich hoffe, daß Mohammed, der große Prophet, sich deswegen zu Mekka in seiner Ruhe nicht stören ließ.

„Für gewöhnlich," sagte unser liebenswürdiger Wirt, „trinken wir keine geistigen Getränke, nur den Gästen zu Ehren brechen wir das Verbot. Gastfreundschaft ist unserer Rasse eigen."

Dabei blinzelten seine Aeuglein so vergnügt und weinselig, daß in mir der Verdacht aufstieg, Monsieur Mehemet lade sich überhaupt nur Gäste ein, um ungestraft Wein trinken zu können. Es ging sehr fröhlich zu bei diesem Diner, von dem das ewig Weibliche absolut ausgeschlossen war. Das heißt nur in Person, im Geiste weilten die reizenden Bewohnerinnen des Hauses unter uns, denn der Pascha hörte nicht auf, uns von ihnen, namentlich aber von seiner cirkassischen Lilie zu erzählen. Zum Schlusse des Diners servirte man uns Raki, einen türkischen Dreimännerschnaps, wenn man so sagen darf, es gehören in der That drei Männer zu diesem Genusse, einer, der trinkt, und zwei, die den Trinker halten. Onkel Johannes dankte gänzlich und ich nippte nur wenig von dem Teufelsgetränk, aber der Effendi sprach demselben wacker zu, infolge dessen er bald nicht mehr gerade auf den Füßen stand.

Ich machte die Erfahrung, daß ein abendländischer Rausch sich von einem morgenländischen durch nichts unterscheidet. Den Pascha ergriff plötzlich eine gewaltige Zärtlichkeit, er umhalste mich und wollte Bruderschaft mit mir trinken, Arm in Arm, Glas an Glas und Aug' in

Auge, wie er es von den österreichischen Studenten gesehen. Den Onkel verschonte er mit seinen Gunstbezeugungen, ich, der jüngere Mann, stand seinem jugendlich fühlenden Herzen näher, vielleicht auch hielt er mich in der Trunkenheit für seine schöne Cirkassierin — ich ward nicht recht klar in der Geschichte, doch beschloß ich, sie mir zu nutze zu machen.

„Mehemet, Bruderherz," platzte ich heraus, gleichfalls eine leise Trunkenheit heuchelnd, „hast Du auch den richtigen Begriff von Freundschaft? Weißt Du, daß es nichts geben darf, was ein Freund für den andern nicht zu thun im stande wäre?"

Der Effendi brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus und bat mich, seine Freundschaft auf die Probe zu stellen. Ob er mir zu liebe seinen Konak anzünden solle, ob ich den Kopf seines treuen Aga wünsche, ob mir mit dem Ehrensäbel gedient wäre, den er vom Sultan bekommen?

Ich verneinte lächelnd und mußte an mich halten, um nicht laut hinauszulachen. Zum Glück hatte Graf Johannes sich in seine Gemächer zurückgezogen, vor ihm wäre es mir nicht möglich gewesen, die trunkene Komödie zu spielen.

„Bruderherz," sagte ich, „was liegt mir an Deinem Konak? Was mache ich mit dem Kopf Deines Dieners, was mit dem Ehrensäbel, der mir doch keine Ehren bringt? Ich fordere einen andern Beweis Deiner Freundschaft. Mehemet, teuerster Mehemet, zeige mir Deinen Harem!"

Mein Verlangen schien ihn zu ernüchtern, seine Stirn legte sich in Falten, er zögerte einen Augenblick, dann fragte er einen der Diener: „Wo befindet sich die Prinzessin?“

Ihre Hoheit sei ausgefahren, Besuche zu machen, ward ihm zur Antwort.

Da klärte sich die Miene des ängstlichen Gatten.

„Hat sie Mihri mitgenommen?“ fragte er weiter.

Mein Herz ward seltsam bewegt.

Der Diener berichtete, daß Mihri zu Hause und mit den übrigen im Garten bei der Obsternte thätig sei. Das machte meinen Pascha wieder fröhlich. Er schob seinen Arm in den meinen und schritt mit mir in schönen Zickzackwendungen dem Garten zu.

Einige Schwarze kamen uns drohend in den Weg gelaufen, doch sobald sie den Pascha erkannten, zogen sie sich grinsend zurück. Fröhliches Gelächter tönte uns entgegen und ließ uns nicht fehl gehen. Der Effendi führte mich hinter eine Maulbeerwand und hieß mich dort auf die Bank steigen. Der Ausblick, der sich mir hier bot, war in der That reizend. Ich sah eine Wiese mit Obstbäumen und eine Schar blühender Mädchengestalten in phantastisch orientalischer Gewandung, Obst auflesend, Körbe schleppend, sich scherzhaft mit Nüssen bewerfend und allerlei Unsinn treibend. Schwarze und Kinder in mangelhafter Toilette vervollständigten das farbenprächtige Bild. Die Mädchen hatten ihre Schleier zurückgeschlagen und zeigten mir ihre von Bewegung und Jugendlust glühenden Gesichter.

Eine einzige nahm nicht an dem allgemeinen Trubel teil. Sie saß etwas abseits auf einer Bank und las in einem Buche. Ich zeigte sie dem Pascha, er gestand mir, daß es seine heimlich Angebetete sei. Wie schön sie war! Viel schöner, als ich sie mir nach jener schattenhaften Begegnung vom Fenster aus vorgestellt hatte! Es lag, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas Unirdisches in diesen Zügen, es fehlen mir in der That die Worte, Dir die Schönheit dieses Mädchens zu beschreiben, auch das Bild im Album zeigt nicht annähernd die stolze Keuschheit und zugleich die demutsvolle Hingebung, welche ihr Liebreiz vereint zum Ausdruck brachte. Man dachte an kein Weib, man glaubte, einen Engel vor sich zu sehen, der sich bei einem Fluge in den Weltenraum verirrt. Du wirst mich vielleicht wieder auslachen, aber selbst auf die Gefahr hin, von Dir mißverstanden zu werden, muß ich es sagen, ihr Blick hatte etwas Weltentrücktes, als ginge das ganze Getriebe hier unten sie nichts an.

War *sie* es, die mich heimlich anbetete? Sie sah nicht aus, als ob sie in freien Stunden Liebesbriefe fabrizire für Leute, die sie kaum einmal von weitem gesehen. Der Zweifel regte sich in mir und zugleich ein sonderbares Gefühl, ich wünschte, daß sie es war, und wünschte es doch auch wieder nicht.

„Ist sie nicht reizend?“ sagte der Pascha in diesem Augenblick.

Finster, fast drohend begegneten ihm meine Augen. Seine Leidenschaft warf einen häßlichen Schatten auf

jenes süße Geschöpf, aber sie war nicht im stande, dasselbe zu verderben.

Plötzlich, als fühle die Schöne instinktiv unser lästiges Anstarren, erhob sie die Augen und wandte sie mit erschrockenem Blick nach unserer Hecke. Ich hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen, so kreuzte ich denn die Arme auf der Brust wie ein Sklave und rief ihr zu: „Ich grüße Dich, Mihri!"

Bei dem Klang meiner Stimme erhob sich ein ungeheurer Tumult. Die Mädchen schrieen durcheinander, als ob ein feindliches Regiment eingedrungen wäre, die Kinder überkugelten sich vor Schreck auf dem Rasen. Im Nu war der Platz leer und die Täubchen davongeflattert. Nur Mihri floh nicht, sie war zitternd aufgesprungen und hatte ihren Schleier vor das Gesicht gezogen, aber sie blieb. Ich näherte mich ihr, der Effendi wollte mich zurückhalten, ich erklärte ihm jedoch, daß ich von türkischen Sitten nichts verstünde und es mir als deutschem Edelmann nie vergeben könne, mich zu entfernen, ohne jene Dame meines Eindringens wegen um Verzeihung gebeten zu haben. Der Pascha folgte mir wimmernd, vielleicht sauste ihm sein orientalisches Pantöffelchen schon im Geist um die Ohren.

„Mademoiselle," sagte ich, indem ich mich ehrerbietig verneigte, „verzeihen Sie dem Eindringling und erlauben Sie, daß ich diese Stunde als schönste Reiseerinnerung mit nach Hause nehme."

Es schien mir entsetzlich albern, was ich sagte, und

es klang nicht geistreicher, daß ich es auf französisch vorbrachte.

Sie erwiderte nichts, nur ihre Augen blitzten mir hinter dem weißen Gewebe hoheitsvoll entgegen. Ich hob das Buch auf, das ihr entfallen war — Bélot! Donnerwetter, nach ihrem Aussehen und Wesen hätte ich eine Heiligenlegende erwartet. Du lachst? Ja, in diesem Augenblick vergaß ich vollständig, daß sie eine Andersgläubige und ich in ihren Augen ein verdammter Giaur sein mußte.

„Ah," sagte ich, indem ich ihr das Buch reichte, „Mademoiselle interessiren sich für europäische Zustände?"

„Certainement," erwiderte sie, „ich beneide die Frauen der Christen."

„Und warum das?"

„Sie sind frei im Denken und Handeln, sie folgen dem Manne ihrer Wahl und teilen ihre Liebe nicht."

Die Antwort überraschte mich, ich hätte nicht erwartet, so viel Herz und Verstand in einem Harem zu finden. Diese Gefangene war sich der Qualen ihres Kerkers vollkommen bewußt.

„Armes Kind!" sagte ich.

Da traf mich ein unbeschreiblicher Blick aus ihren Augen, sie bückte sich rasch und preßte ein Endchen meines Rockes an ihre Lippen.

Errötend und abwehrend sah ich auf und bemerkte, daß die scheuen Dämchen alle zurückgekehrt waren und nun, hinter den Bäumen versteckt und auf dem Rasen

kauernd, die Scene aus der Vogelperspektive mit ansahen. Zugleich nahte sich der Kyzlar Agassi, sozusagen der Oberste der schwarzen Gesellschaft, und meldete, seine Herrin sei von ihrem Besuch bei dem Vizekönig zurückgekehrt und habe eben den Palast betreten.

Da war kein Halten mehr. Der Name seiner Gattin machte meinen Pascha vollständig nüchtern, er ergriff meine Hand, und wir langten in Eilmärschen im Selamlik an.

Von da an sah ich Mihri öfter. Zuweilen begegnete sie mir im Garten, zuweilen huschte sie auf der Treppe an mir vorüber, manchmal auch sah ich sie in mondhellen Nächten vom Fenster aus im Garten promeniren. Die rührende Schönheit des Mädchens und meine kleine Unterredung mit ihr gaben mir zu denken. Sie las Bélot — gewiß hatte eine romanhafte Schwärmerei ihr junges Herz ergriffen. Welche Männer sah sie denn um sich? Den dicken Pascha und die schwarzen Diener, war's ein Wunder, wenn ich ihr am Ende neben diesen wie ein Apoll erschien? Warum sollte es so unnatürlich sein, daß sie an mich schrieb, trotz ihrer stolzen, keuschen Schönheit? Ich wollte es mir nicht nehmen lassen, Mihri war die Briefschreiberin und keine andere. Das erste Billetchen blieb nicht vereinzelt, schon hatte ich ein ganzes Paket, alle gleich undeutlich gekritzelt und ohne Unterschrift, alle gleich triefend von Liebe und Sehnsucht.

Acht Tage nach meiner Unterredung mit Mihri lud uns der Effendi zur Traubenlese nach Tschamlidja. Ich

wußte, er besaß auf den dortigen Höhen bedeutende Weinberge, und meine Freude wurde noch gesteigert durch die Erzählung des Aga, daß an diesem Tage das ganze Haus mit Sack und Pack nach Tschamlidja auswandere. Was konnte das anderes heißen, als daß auch der Harem mitgenommen werde! Ich stellte mir so eine Art Rout im Freien vor, wo alles zwanglos durcheinander wandere, gemütlich plaudernd, am Schluß sogar ein Tänzchen wagend oder eine Art Pfänderspiel. Aber ich täuschte mich schwer.

Am Orte angekommen, saß der Hausherr mit seinen Freunden auf der einen Seite, die Hausfrau mit ihren Damen und Dienerinnen zehn Schritte weiter. Wenn ich von den Toiletten absah, konnte ich mir vorstellen, ein Mädcheninstitut und eine Alumnenanstalt haben ihren Maispaziergang gemacht und seien zufällig an demselben Platze zusammengetroffen.

Wir wurden herrlich bewirtet, die türkischen Trauben sind von einer Größe und einem Geschmack wie nirgends in der Welt, aber ich blieb ziemlich einsilbig, selbst der gereichte Tschibuk konnte mir den Mangel des ewig Weiblichen nicht vergessen machen. Auf der Frauenseite hingegen schien man sich sehr zu amüsiren. Lautes Gelächter und Scherzreden schlugen an unser Ohr, sicher machten sich die Schönen über uns lustig. Endlich ertönten die vibrirenden Klänge einer Cythare, man wollte uns also ein Konzert par distance geben. Eine Mädchenstimme sang, es klang einschmeichelnd und rührend, es

lag Seele in diesem Gesang und ich wunderte mich nicht einen Augenblick, als uns Mehemet sagte, die Sängerin sei keine andere als Mihri. Graf Tettenborn lobte ihre Stimme und beglückte dadurch den Pascha nicht wenig. Er ward überschwenglich in den Anpreisungen ihrer Talente und meinte, wir müßten erst hören, wie entzückend sie Märchen improvisire, Gleiches fänden wir bei uns zu Hause nicht. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, ihm zu widersprechen, weil ich wohl wußte, er würde alles aufbieten, uns von dem Gesagten zu überzeugen. Und so war es auch. Nach Verlauf unserer kleinen Debatte schwor der Effendi, wir müßten die Märchenerzählerin hören, koste es, was es wolle.

Außer mir und dem Onkel waren etwa noch zwanzig Herren anwesend, lauter hochstehende Persönlichkeiten, Großwürdenträger des Sultans, Beamte des Kriegsministeriums, auch einige ältere Offiziere. Die Herren vom Zivil, wie wir uns ausdrücken würden, trugen sämtlich europäische Kleidung und den roten Fez als Kopfbedeckung. Alle schienen von der Stimme der holden Sängerin wie elektrisirt, und bestürmten Freund Mehemet, sein Versprechen noch heute einzulösen. Das war nicht ganz nach meinem Plan. Warum sollte sich Mihri vor all diesen Männerblicken produziren? Doch sah ich wohl, daß der Geschichte nicht mehr Einhalt zu gebieten war, und darum schwieg ich.

Das Souper vereinigte uns mehrere Stunden später im Selamlik.

Auch diesen Abend wurde dem Weine wacker zugesprochen, ich mußte also annehmen, daß selbst die übrigen Gäste des Paschas uns Europäern zu lieb ihre Verbote an den Nagel hängen. O Gastfreundschaft, was geht nicht alles auf deine Rechnung! — Das Abendessen nahm seinen gewöhnlichen Verlauf, und als wir die winzigen Täßchen Mokka in Empfang genommen hatten, erhob sich der Hausherr, um uns in einer längeren, verschwommenen Rede auf eine besondere Ueberraschung vorzubereiten. Mir war nicht ganz wohl bei der Sache und, wie mir schien, ihm auch nicht. Er winkte dem Kyzlar Agassi und befahl ihm, die Cirkassierin herbeizuführen, sie möge auch ihre Cythare mitbringen.

Der Schwarze verschwand, um nach einiger Zeit — allein wiederzukommen. „Was gibt's?" herrschte ihn der Effendi an, und die Adern auf seiner Stirne färbten sich violett.

Der Bursche verneigte sich demutsvoll bis auf die Erde, hatte aber doch ein ganz impertinentes Lächeln im Gesichte, als er berichtete, Ihre Hoheit die Prinzessin wolle nicht glauben, daß er, der Agassi, recht verstanden habe, da Seine Excellenz doch die Hausordnung so genau kennen. Das impertinente Lächeln des Dieners verpflanzte sich auch auf die Gesichter der Gäste, allen war ja des Paschas eheliches Leiden bekannt, die Blamage war vollständig. Einer sah den andern an und hatte Mühe, nicht herauszuplatzen. Dem Effendi entging das nicht, es versetzte ihn in gewaltigen Zorn, er warf seine Tasse nach

dem Haupte des Schwarzen und murmelte zahllose, mir unverständliche Flüche. Auch mußte das, was er dem Diener in gutem Türkisch entgegenschrie, sehr stichhaltig sein, denn zehn Minuten später hob sich die Portière und Mihri stand vor der Gesellschaft. Sie zitterte nicht, wie ich es erwartet hatte, die Herren waren für sie gar nicht auf der Welt; mit einer tiefen Verbeugung grüßte sie den Hausherrn, dann stand sie still wie eine Statue, mit der Cythare im Arm, den Schleier vor das Gesicht gezogen, der nur die Augen frei ließ — jene Augen, die so rätselhaft zu blicken wußten. Bei ihrem Anblick verstummte der Lärm, alles blickte nach ihr.

„Tritt näher, mein Kind,“ sagte der Pascha gütig. „Diese Herren, meine Gäste, wollen eines Deiner Märchen hören, da aber Fremde unter uns sind, welche unsere Sprache nur schwer verstehen, wirst Du es französisch vortragen. Zeige, daß Du die Perle meines Hauses bist.“

Sie ließ sich auf ein Polster nieder, das der Schwarze ihr zuschob, und präludirte.

„Schlage Deinen Schleier zurück“ — gebot der Pascha.

Ich hoffte, sie würde sich weigern, aber ich täuschte mich; der sklavische Gehorsam war ihr anerzogen, sie streifte das Gewebe zurück, und ihre Blicke irrten gleichgiltig über die Versammlung. Als sie mich gewahrte, errötete sie leicht und schlug die Augen nieder. Ich bitte Dich um alles in der Welt, halte mich nicht für einen Gecken, es war keine Einbildung, mein Anblick machte sie

verwirrt, aber ihre Augen kehrten zu mir zurück, und von da an spielte und sang sie nur für mich. Das heißt, sie sang nicht, sie sprach und begleitete ihre Worte auf der Cythare. Es war, als seien alle übrigen verschwunden und ich allein mit der Schönen, die mir zu Füßen saß und mit ihrer süßen Stimme anhub:

„Vor vielen tausend Jahren lebte in Stambul ein Mann, der besaß alle Glücksgüter dieser Welt: Jugend, Gesundheit, herrliche Landgüter, zahllose Pferde, die schönsten Frauen des Landes und — in einem kleinen goldenen Käfig ein Vögelchen, das ihm lieber war als alle anderen Schätze. Tage und Nächte lang stand der reiche Mann vor dem Käfig und horchte auf den Gesang des Vogels. Es war aber kein Vogel, es war eine gefangene Seele. Alle Jahre, wenn das Fest Courbam Baïram nahte, wo alle Welt sich fröhliche Geschenke macht, durfte der reiche Mann sich für die Dauer des Festes etwas wünschen, und er wünschte dann seinem Vögelchen die frühere Gestalt zurück, es war die Gestalt eines reizenden, jungen Mädchens. Aber wie ein Wunsch stets andere im Gefolge hat, so wünschte Osman gleich darauf, von der Schönen geliebt zu werden, und dieser zweite Wunsch sollte ihm nie in Erfüllung gehen. Das ganze Jahr über grübelte er darüber nach, wie er seinem Herzenswunsch Befriedigung verschaffen könnte. Nur einen Wunsch hatte er frei; so kam er denn beim nächsten Baïram auf die Idee, sich nur die Liebe des reizenden Mädchens zu wünschen. Er öffnete den Käfig, das Vögelchen flog ihm

liebkosend auf die Schulter, zwitscherte und trippelte gar unruhig, umschmeichelte ihn fortwährend, aber der Vogel blieb Vogel, und einen Wunsch hatte der reiche Mann nur frei. Unmutig jagte er das Tierchen in seinen Käfig zurück, wo es rührende Lieder sang, die Osmans Augen zum Weinen brachten. Als das Jahr seinem Ende nahte, und wieder das Baïramfest ins Land kam, als unsichtbare Hände vor jede Thür rosenbebänderte Körbe setzten und Jubel aus jedem Hause tönte, da gab Osman auch seinem Vögelchen die weibliche Gestalt zurück. Nur sehen wollte er sie wieder, sich für einige Stunden an ihrem Anblick erfreuen, wenn sie auch kalt blieb, sie war doch eine schöne Statue, und sie gehörte ihm. Der Muezzin hatte die Abendstunde zum Gebet ausgerufen, das Fest begann. In Osmans Hause war alles erleuchtet, Wohlgerüche durchzogen die Räume, die Dielen waren mit Rosen bestreut. Nachdem er knieend sein Gebet verrichtet hatte, öffnete er den Käfig, sein Vögelchen spazierte heraus, um bald darauf als wunderschönes Mädchen ihm gegenüber zu sitzen. Da erfaßte ihn eine krankhafte Sehnsucht nach Gegenliebe. Er weinte, er bat, er warf sich ihm zu Füßen — umsonst. ‚Ich will Dir alles geben,‘ sprach er, ‚was Dein Herz begehrt, Gold, Edelsteine, seidene Gewänder.‘ Sie schüttelte traurig den Kopf. ‚Du sollst eine Schar von Sklaven Dein nennen, die Dich anbeten, kein Vergnügen soll Dir verwehrt sein, Du sollst über mich gebieten‘ — da verneinte sie abermals und sprach: ‚Du irrst, wenn Du glaubst, mein Herz begehre solche Dinge.‘ — ‚Was

willst Du denn?‘ rief er, ‚verlange, alles soll Dir gewährt sein!‘ — Da hob sie sehnsüchtig die Arme zum Himmel, und ihrer Seele entrang sich der Schrei: ‚Anerkennung! Licht! Freiheit!‘ — Osman erstaunte. ‚Anerkennung?‘ wiederholte er — ‚Gewiß, ich erkenne Dich an als das schönste Weib unter der Sonne! Licht? — So viel Du willst, zehntausend Wachskerzen sollen Dein Gemach erhellen. Auch Freiheit sollst Du haben, volle Freiheit, in Deinen Gemächern zu thun, was Dir gefällt, und wenn es das Tollste wäre, niemand soll es Dir wehren.‘ — ‚Du verstehst mich nicht,‘ sagte sie traurig, ‚und wirst mich nie verstehen.‘ — Der Muezzin kündete das Ende des Festes an, das schöne Weib ward wieder zum Vogel, wütend stürzte sich Osman darauf und erwürgte ihn. — Das Gefieder lag auf dem Teppich, die befreite Seele aber schwang sich in die Lüfte, und der unglückliche Osman hörte noch von Ferne die drei Worte, aber diesmal klangen sie triumphirend wie Siegesjubel: ‚Licht! Freiheit! Anerkennung!‘“

*

Sie hatte geendet. Noch ein kleines Nachspiel auf der Cythare, dann saß sie still, in sich zusammengekauert, und der brausende Beifallsjubel, der sich nun erhob, zauberte kein Lächeln auf ihre Lippen. Mir war sonderbar zu Mute. Ich sagte Dir schon, daß es schien, als ob Mihri ihr seltsames Märlein nur mir allein erzähle. Ihre Augen verließen mich keinen Augenblick, ich fühlte wohl, es war die Geschichte ihres Leidens, die sie mir vortrug.

Wie war aber dem armen Kinde zu helfen? Ich wußte mir keinen Rat.

Der verliebte Pascha that es seinen Gästen an enthusiastischen Ausrufen zuvor. Er zog einen kostbaren Ring vom Finger, den er Mihri ansteckte, nahm dann das Mädchen trotz allen Sträubens in seine Arme und küßte es auf den Scheitel. Mihri entwand sich ihm wie ein Aal und heftete abermals ihre flehenden Augen auf mich. Ich war in einer verzweifelten Situation, direkt von einem Weibe um Schutz angesprochen zu werden und nichts thun zu können. Der schwarze Bursche wartete schon an der Thür, um die Schöne hinwegzuführen. Meinen argwöhnischen Augen entging nicht sein schadenfrohes Grinsen und wie Mihri vor ihm zurückschauderte.

Diesem festlichen Tage folgte eine denkwürdige Nacht. Ich war eben in den ersten Schlummer gesunken, als ein Luftzug von der Thür her mich wieder erweckte. Damals besaß ich eben noch den ganzen Leichtsinn der Jugend, selbst in fremden Häusern bei offener Thür zu schlafen. Als ich mich erstaunt auf meinem Lager erhob, — der Hitze halber lag man im Palaste Mehemets auf breiten, niederen Diwans, die mit kostbaren Decken überlegt waren — sah ich eine dichtverhüllte Gestalt zur Thür hereinhuschen und sich von innen wie ohnmächtig an dieselbe lehnen. Ich war eingeschlafen, ohne die Wachslichter zu verlöschen, die mir zu Häupten brannten, und diese warfen nun ihr Flackerlicht über die weibliche Figur, in welcher ich jene alte Dienerin zu erkennen glaubte, welche mir die

Briefe meiner unbekannten Geliebten so prompt und geheimnisvoll zustellte. Ihre Kleidung war bestimmt dieselbe: ein weiter grauer Mantel, der den Körper bis zum Hals verhüllte, und ein weißer Jaschmak von so dichtem Gewebe, daß auch nicht die Form des Gesichtes nur annähernd zu erkennen war. Das ging mir doch über den Spaß! Nachts in mein Zimmer einzudringen, eines Zettelchens wegen, das mir so wenig und so viel sagte wie alle anderen. Dieser weibliche Briefbote fing an, mir unbequem zu werden, es war demnach kein freundlicher Ton, mit dem ich ihm mein „Wer da?“ entgegen schrie. Auf dieses Wort hin löste sich die Gestalt von der Thür und kam auf mich zu. Im Nu hatte sie die Lichter ausgeblasen, dann hörte ich ein Frou-frou wie von fallenden Kleidungsstücken, sie warf vermutlich den häßlichen Mantel ab. Endlich kauerte etwas zu meinen Füßen und legte sein Haupt auf meine Kniee. Ich strich leise darüber hin, und fühlte gelocktes Haar, eine sammetweiche Stirn, ein liebliches Oval.

„Mihri, Mihri, bist Du es?“ flüsterte ich entzückt, da hörte ich erst einen tiefen Seufzer und nach einer Pause eine jugendliche Stimme, die mir entgegnete: „Mihri oder eine andere, der Name thut nichts zur Sache, ich bin es, die Dich anbetet.“

Ich glaubte in dem Wohllaut des Organs und der eleganten Aussprache des Französischen Mihri zu erkennen, und mit einem Laut trunkenen Jubels schloß ich sie in meine Arme. Es war so finster im Gemache, daß man

nicht die Hand vor den Augen sah, aber ich befühlte eine ungemein feine Taille, von Seide umspannt, und ein Hemdchen, so weich und dünn, man konnte die Haut darunter spüren. Die Gestalt bebte, ihr Herz pulsirte heftig.

„Was ängstigst Du Dich?“ sagte ich, „Du bist bei mir, den Du liebst!“

Sie entgegnete: „Jetzt bin ich ruhig, aber denke, wenn man mich gesehen hätte!“

Meine Hand befühlte einen metallenen Gegenstand an ihrem Gürtel.

„Was ist das?“ fragte ich.

„Das? Ein Dolch. O, ich hätte die Schmach einer Entdeckung nicht überlebt.“ Sie klammerte sich an mich, als schauderte sie.

„Ist die Strafe so groß?“

„Entsetzlich, ich will sie nicht ausdenken.“

„Und doch trotztest Du der Gefahr und kamst zu mir?“

„Weil ich Dich liebe, und weil ich nicht sterben will, ohne einmal die Sprache der Liebe gehört zu haben. Ach, was ist das für ein entsetzliches Leben im Harem! Man ist jung, und weiß nicht, warum, man wird alt, und weiß nicht, daß man jung gewesen. Man kennt die Liebe wohl aus Büchern und aus den Erzählungen der Alten, aber sie bleibt doch immer nur ein Traum, der uns im Schlafe lächelt, für die meisten wenigstens, für mich nicht, denn Du hast meinem Traume Leben verliehen. Ich habe

Dich geküßt und werde Dich küssen, so lang mir Atem bleibt."

Dabei umklammerte mich die Schöne mit einer Glut, die echt orientalisch war, ihr Mund bot sich dem meinen wie eine reife Frucht, so süß und voll. Gehörten diese schwellenden Lippen wirklich Mihri? Einen plötzlich wieder keimenden Zweifel zu beruhigen, sagte ich jetzt: „Meine süße Mihri!" — Sie lachte nervös und entgegnete: „Mein teurer Herr!" — Nach einer kleinen Weile fügte sie hinzu: „Der Dolch genirt Dich, ich will ihn weglegen." Sie streckte die Hand aus, die Waffe fiel geräuschvoll auf den Boden.

Vom Korridor her ertönten die Schritte des schwarzen Wächters. Wie sie da zusammenzuckte und die Hand auf meinen Mund legte, mir Stillschweigen gebietend!

„Arme Mihri," sagte ich, „Du ängstigst Dich ja entsetzlich! Dein Herzchen flattert wie das gefangene Vögelchen im Käfig, von welchem Dein Märchen so allerliebst erzählte. Warte, ich will die Thür schließen."

Sie lachte wieder, ein leises, vibrirendes Lachen, dann erwiderte sie: „Nicht wahr, ich weiß schöne Märchen? Aber ich denke mir, die schönsten Märchen sind nicht die, welche man erzählt, sondern die, welche man erlebt."

„Du hast recht, und es war eine entzückende Idee, mich trotz Gefahren und Wächtern hier aufgesucht zu haben. Wie wirst Du aber in die Frauengemächer zurückkommen?"

„Ich warte die Zeit ab, wo der Muezzin das erstemal zum Gebete ruft. Da werfen sich die Wächter zur Erde mit dem Gesicht gen Osten, und hinter ihrem Rücken werde ich gen Westen entschlüpfen. Außerdem habe ich den Mantel meiner alten Fatme bei mir, und Du weißt, eine alte Frau hält man nicht gern auf, man ist zufrieden, wenn sie uns nicht aufhält. Im übrigen — Inch Allah! Was einem bestimmt ist, muß man hinnehmen!"

„Das thut man ja auch," sagte ich lachend, „Du weise und gütige Fee, Du schöne Blume des Orients, ich nehme Dich als Göttergabe, weil Du mir bestimmt bist, dankbar hin, und ich will nur hoffen, daß Du kein Danaergeschenk für mich bedeutest!"

Als ich am Morgen erwachte, mußte die Sonne schon hoch stehen. „Mihri!" flüsterte ich, noch im Banne meines Traumes, und hauchte Küsse in die Luft. Gleich darauf aber setzte ich mich erschrocken auf, neben mir auf dem Teppich lag ein weibliches Wesen — ich glaubte noch zu träumen und rieb mir den Schlaf aus den Augen — ein junges Mädchen mit dunklem Antlitz — ach, was sag' ich, dunkel! — braun, kaffeebraun das Gesicht, kaffeebraun die jugendliche Brust, welche das weiße Hemd noch dunkler erscheinen ließ. Braun! Braun! Die einzige Farbe, die ich nie ausstehen konnte! Was war denn eigentlich geschehen? Ich dachte nach. Gestern abend ließ Mehemet die schöne Mihri rufen. Sie erzählte ein Märchen und sah mich dabei fortwährend an. Dann, in der Nacht, als ich kaum eingeschlafen war, kam sie zu

mir. „Aber nein, sie nicht, eine andere kam,“ setzte ich laut und zornig hinzu, „eine Braungefärbte, eine Kreolin, Mulattin oder Araberin! Weiß der Teufel, was für eine Landsmännin mir da Allah schickte!“ dachte ich weiter, während ich eiligst Toilette machte. Negerin schien sie nicht zu sein, ihre weichen Locken zeigten keine Aehnlichkeit mit der wolligen Haartracht der Neger. Braun lag sie vor mir, das war nicht wegzuleugnen, ganz braun, aber — hübsch, und das dämpfte meinen Zorn einigermaßen. Die Formen waren kindlich zart und schlank, lange, seidene Wimpern verhüllten das Auge, der Mund glühte rot wie ein Granatapfel, freilich ein bißchen groß und wulstig — wie konnte ich ihn denn einen Augenblick mit Mihris zartgeschwungenen Lippen verwechseln! „Mihri!“ Ich faltete die Hände, als ich ihren Namen aussprach, und leistete ihr im stillen Abbitte für das, was ich gedacht. Wie keusch und stolz stand sie wieder vor mir — ein leuchtender Stern, der höher und höher stieg und meinen Wünschen unerreichbar wurde! Nein, ich hatte keine Wünsche mehr, wenn ich an sie dachte, nur die Schwermut hätte ich aus ihrem süßen Gesicht verbannen, etwas zu ihrem Glücke beitragen, ihr schützend zur Seite stehen mögen wie ein Bruder. Meine Seele klärte sich bei dem Gedanken an sie, mich erfüllte ein Verlangen nach Licht. Ich trat zum Fenster und schob die schwere Gardine beiseite, so daß ein heller Sonnenstrahl herein und auf das Gesicht der Schläferin fiel.

Sie erwachte und starrte die fremde Umgebung

eine Weile wie geistesabwesend an. Dann besann sie sich. „Der Muezzin, hat er schon zum Gebet gerufen?“

O Allah — der Muezzin — den hatten wir ganz verschlafen! Nun war es heller Morgen und lautes Leben auf den Gängen, wie würde nun mein braunes Lieb entschlüpfen?

Sie wimmerte vor Angst, als ich ihr diese Thatsache mitteilte. Aber ihre Sorglosigkeit gewann doch schnell wieder die Oberhand. Wie seltsam sie lachen konnte und wie sie dabei aussah — ein brauner Kobold! Solch große, weiße Zähne hatte ich noch nie gesehen, ein wahres Wolfsgebiß. Sie hieß Ikbal und war Madame Mehemets Liebling. Das wußten alle im Hause, und deshalb würde die Haremswächterin am Ende doch ein Auge zudrücken. Und was die Diener anbelangt, so ersannen wir ein neues Plänchen. Ich sollte dieselben unter einem Vorwand zusammenrufen und im Gespräch mit ihnen den Gang rechts hinaufgehen, während Ikbal nach links verschwand.

Während ich also mit der Schönen plauderte, zog sie mir die Uhr aus der Tasche, und hielt sie bald an das eine, bald an das andere Ohr, sich wie ein Kind über das laute Ticktack freuend. Ich schenkte sie ihr, ganz zufrieden, ihr doch auch eine kleine Freundlichkeit bezeigen zu können. Noch einen langen, innigen Kuß — von *ihrer* Seite, denn was *mich* betrifft, so dauerte mir die Scene viel zu lang, und ich hätte die Kleine am liebsten mittelst Elektrizität ins Haremlik befördert — dann schieden wir. Ich ging voraus, sie lauerte an der Thür.

Mit lauten Ausrufen des Mißbehagens schritt ich den Gang hinauf, bis sich sämtliche herumlungernden Diener um mich versammelten, teils durch Worte, teils durch Geberden fragend, was mir gewesen sei. Ich suchte ihnen begreiflich zu machen, daß mir ein kostbarer Ring fehle, daß ich ihn vermutlich gestern abend im Garten verloren habe, und veranlaßte sie also, mit mir hinabzugehen. Bei einer Biegung am Ende des Korridors wandte ich mich rasch um, und sah eben einen grauen Mantel um die Ecke verschwinden — da griff ich fröhlich in die Westentasche und brachte den verlorenen Ring ahnungslos zum Vorschein, meine Begleiter mit vielen Danksagungen entlassend.

Eine Stunde später kündigte mir Graf Johannes an, daß er entschlossen sei, Konstantinopel baldigst den Rücken zu kehren. Das Klima scheine ihm nicht zu behagen, er fühle sich häufig unwohl, namentlich des Nachts; ich gewahrte mit Schrecken, daß er in der That recht blaß aussah, und kam ihm auf halbem Wege entgegen. Wir beschlossen, den Hausherrn heute noch von unserer Abreise zu verständigen. Der Effendi zeigte sich in der übelsten Laune. Mihri, die schöne Märchenerzählerin, war von der eifersüchtigen Gebieterin schlecht behandelt worden, sie lag krank darnieder. Ich empfand einen wahren Haß auf den großen, starken Pascha, der in seinem Hause nicht so viel Macht besaß, ein Weib vor Mißhandlungen zu schützen. Selbstverständlich steigerte das unser Behagen nicht, wir sehnten uns hinweg von diesen kulturfeindlichen

Zuständen, und was wir erst in acht Tagen zu thun beschlossen hatten, setzten wir nun gleich ins Werk. Die Zelte wurden abgebrochen, das heißt die Koffer gepackt, Abschiedsbesuche gemacht und so weiter. Mir graute förmlich vor diesen prächtigen Palästen, in deren Mauern sich so viel Willkür breit machte.

Nach zwei Tagen waren wir reisefertig, unser Gepäck war bereits aufs Schiff gebracht, und wir lagen in den Armen des Hausherrn, der sich, wie es schien, gar nicht von uns trennen konnte. Er hätte wohl am liebsten sein Studentenwams wieder angezogen, um auf ein fröhliches Jährlein seiner Peinigerin zu entgehen.

Als wir uns, nach unsäglichen Danksagungen von unserer Seite und blumenreichen Erwiderungen von seite Mehemets, endlich entfernen wollten, sollte uns in diesem Hause, gleichsam auf der Schwelle, noch eine Ueberraschung werden. „In vornehmen Familien“ — sagte der Pascha — „ist es Sitte, seinen Gästen ein Geschenk mit auf den Weg zu geben. Ich gebe euch das Schönste und Herrlichste, was dieses Haus in sich birgt, ein Geschenk, das ich von meinem Herzen reiße und das mein größtes Vertrauen gegen euch zum Ausdruck bringt.“ — Er winkte dem Schwarzen, dieser hob die Portière, und herein trat, in europäischer Kleidung — Mihri, die Liebliche, sehr bleich und zitternd, wie mir schien.

Ich begriff des Paschas Rede noch lange nicht. Immer starrte ich auf die Hände der Schönen und glaubte, sie würde uns nun eine kostbare Waffe überreichen,

oder einen seltenen Stein, mit einem Worte, das Geschenk, von welchem der Effendi gesprochen hatte. Aber Mihri kam mit leeren Händen, und nach einer weiteren Rede des freundlichen Spenders ward mir die haarsträubende Kunde, daß Mehemet uns die schöne Märchenerzählerin in Person als Geschenk zugedacht hatte. Seine Frau wollte sich offenbar ihrer entledigen, Türkin war sie nicht, man konnte sie also ungestraft einem Giaur aushändigen, und Mehemet dachte in einem Anfalle von Großmut, das Mädchen lieber von sich zu entfernen und es ehrlichen Menschen anzuvertrauen, als es neuerdings Mißhandlungen auszusetzen.

Graf Johannes versuchte einige Einwendungen. Er sprach von unserem rauhen Klima und daß eine Orientalin sich dort schwerlich wohlfühlen könne. Auch meinte er so nebenbei scherzweise, deutsche Kavaliere dürften sich den Luxus eines Harems nicht gestatten.

Seine Excellenz lächelte, das wußten sie alles ganz genau. „Ihr braucht Dienerinnen auf euren Schlössern," sagte er, „Mihri wird eine treue und geschickte Dienerin sein. Sie wird euch täglich Mokka bereiten und jenes allerliebste Konfekt aus Rosenblättern, das euch so sehr mundete, sie wird kostbare Liqueure brauen; o, ihr werdet nicht bereuen, euch ihrer angenommen zu haben."

Mein Onkel schüttelte zu dem allen mißbilligend das Haupt, da trat Mihri vor mich hin, streckte die Arme aus, an denen noch die Spuren der Mißhandlungen

sichtbar waren, und hauchte mit thränenerstickter Stimme: „Sauvez moi!“

Das entschied. „Onkel,“ — sagte ich leise — „wir können nicht refüsiren, ohne beide zu verletzen, das Weitere wird sich finden.“ Das Mädchen stürzte zu unseren Füßen nieder und küßte unsere Kleider. Was mußte das arme Kind gelitten haben, um so aufjubeln zu können, als sie endlich die Kerkerthür offen fand!“

Es blieb uns keine Zeit, zu überlegen, was wir in Deutschland mit der Schönen beginnen werden, man hatte sie uns beim Abschiede offerirt, wie etwa ein Reisebouquet, und wie man dieses mit Resignation in den Wagen legt, weil man nicht gut ablehnen kann, so ließen wir das Mädchen mit unseren letzten Gepäckstücken aufs Schiff bringen, in der That wenig erfreut durch die seltsame Schenkung.

Ich war sehr erstaunt, von Ikbal keine Nachricht mehr erhalten zu haben, aber — sie sollte nicht ausbleiben. Unsere Abreise verursachte einen großen Trubel vor dem Hause Mehemets. Viele Freunde des Paschas hatten sich eingefunden, Vorübergehende blieben stehen, schwarze Diener und Dienerinnen schlüpften mit den Gepäckstücken zwischen ihnen durch, da konnte es nicht auffallen, daß sich die alte Fatme wiederum an mich drängte und mir etwas zusteckte. Es war diesmal kein Briefchen, sondern ein längliches Paket und enthielt — Ikbals Dolch. Ich erkannte ihn sogleich. Es war dieselbe elegante Waffe, die ich an jenem Morgen von meinem Teppich

aufgehoben hatte, eine sich um den Griff windende goldene Schlange ließ keinen Irrtum zu. Bei näherer Besichtigung fand sich auf dem Schuppenleib ein Wort eingekritzelt: „traître“ las ich, in der mir bekannten Hieroglyphenschrift. Was sollte das bedeuten? Plötzlich wurde es hell in mir. Die Nachricht, daß wir Mihri mit uns nehmen würden, hatte sich gewiß schon im Palaste verbreitet. Sicher nahm meine braune Freundin an, ich hätte Mihri vom Pascha für mich erbeten. Sie mußte es annehmen, ich hatte bei ihrem liebenswürdigen Besuche ja fortwährend den Namen „Mihri“ genannt. Deshalb dieses „Verräter“ mir ins Gesicht geschleudert! Was aber bedeutete der Dolch selbst? Mir fiel ein Vers aus der Bürgschaft ein den ich lächelnd vor mich hin deklamirte:

„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien.“

Glaubte sie, ich würde, ihren berechtigten Wunsch ehrend, mich so mir nichts dir nichts ein bißchen erdolchen? Wohl möglich, daß sich ihre braune Phantasie so etwas ausgemalt hatte, ich war aber nicht naiv genug, darauf einzugehen. Mit heimlicher Freude betrachtete ich die schöne Klinge und dachte dabei, wie gut sie sich auf meinem Schreibtische in Tettenbornhouse ausnehmen werde. Ich wandte mich gegen die Front des Palastes, wo alle Fenster mit verschleierten Köpfchen garnirt waren, führte, nach orientalischer Sitte, die Waffe erst an die

Stirn, dann senkte ich sie grüßend zur Erde, mich dabei lächelnd verneigend. Ob ich richtig verstanden wurde, weiß ich nicht.

Wir fuhren mit dem „Abdul Medjid“, einem stattlichen Dampfer. Mihri, in einen weißen Burnus gewickelt und dicht verschleiert, zog sich alsbald in die Kajüte zurück. Graf Johannes und ich saßen auf dem Verdeck und rauchten schweigend. Endlich brach der Graf die bange Stille: „Walter!“ sagte er; „Onkel!“ erwiderte ich und sah ihn erwartungsvoll an.

„Das ist eine verfluchte Geschichte!“

Da platzte ich in lautes Lachen aus, er hatte ein zu verzweiflungsvolles Gesicht gemacht. „Aber, Onkel, nimm's doch nicht so tragisch. Bei Licht betrachtet, ist die Sache eigentlich recht lustig. Wir kommen in die Heimat mit dem Bruchteilchen eines Harems. Wie wär's, wenn wir uns auf Tettenborn einen solchen anlegten? Meinst Du nicht, daß uns das zu berühmten Leuten macht? Wie würde Bodo von Welden uns beneiden!“

Der Graf stimmte nicht in mein Lachen ein. „Ich kann darüber mit Dir nicht scherzen,“ sagte er, „denn mich dauert die arme Kleine. Glaubst Du wirklich, daß sie sich in einem fremden Lande, unter fremden Leuten wohlfühlen wird? Hast Du Dir schon eine Vorstellung gemacht, als was wir sie bei uns aufnehmen? Als Köchin oder Stubenmädchen ist sie doch unmöglich.“

„Ganz unmöglich!“ Ich ärgerte mich fast. Was fiel dem Onkel ein? Dieses schöne, elegante Wesen in

die Küche? Wenn ich dabei an unsere dicke Hanne dachte, oder an Lisette, das Stubenmädchen!

„Dieser Mehemet!“ hub der Graf wieder an, und seine Stimme klang zornig. „Uns in solche Verlegenheit zu stürzen, und er kennt unsere deutschen Einrichtungen so genau. Wahrlich, er läßt sich seine Gastfreundschaft teuer bezahlen.“

„Aber, Onkel, er glaubt uns sein kostbarstes Gut geschenkt zu haben.“

„Das mag sein, und wenn ich der Pascha von X. X. wäre, würde ich die schöne Märchenerzählerin gewiß mit Freuden in mein Haus aufnehmen. Aber denke doch an das Majorat Tettenborn! Was für eine Stellung soll sie dort einnehmen? Als Dienerin paßt sie nicht, als Gesellschafterin paßt sie mir nicht. Wie soll ich sie unseren Gästen präsentiren? Was wird Deine Cousine Klarissa zu dieser neuen Schloßbewohnerin sagen, und — das Wichtigste — wie wird sich Deine künftige Gattin zu ihr stellen?“

„Onkel,“ sagte ich lachend, „lasse Deiner Phantasie nicht so kühn die Zügel schießen. Noch kenne ich die künftige Gattin nicht, und sei überzeugt, daß die Frau, die mir gefällt, auch der armen Verwaisten mit Herzlichkeit entgegenkommen wird. Ueber eines kannst Du ganz unbesorgt sein: ich werde Deine Schutzbefohlene zu respektiren wissen, und alles, was ich an dem Mädchen beobachtete, war so rein, so gut und edel, daß Du sie getrost in Dein Haus einführen kannst.“

Graf Tettenborn seufzte sorgenvoll. „Ich kenne ein Pensionat in Dresden," sagte er, „das mir vielleicht den Gefallen thut, sich der jungen Dame anzunehmen. Sie muß sich doch erst mit der deutschen Sprache vertraut machen und ihre orientalischen Gewohnheiten ablegen, ehe ich ihr auf Tettenborn ein Plätzchen einräumen kann."

Das war nun abgemacht. Fräulein Mihri aus dem Harem des Mehemet Pascha, plötzlich in Gesellschaft ungezogener Backfischchen von Madame Gieshübel!

„Es wird Dich viel Geld kosten, bis man dort seine Vorurteile so weit ablegt," sagte ich.

„Sie wird eine Ausnahmsstellung einnehmen," erwiderte mein Onkel. „Du vergißt übrigens, daß sie nicht Mehemets Frau, sondern gleichsam seine Tochter war, und junge Mädchen werden durch die Gesetze des Harems mehr beschützt als unsere Frauen, die in völliger Freiheit aufwachsen."

Ich dachte an mein Abenteuer mit der braunen Ikbal und schwieg. Mihri that übrigens alles, des Onkels Worte zu rechtfertigen. Je länger wir in Gesellschaft der jungen Dame reisten, desto mehr vergaßen wir ihre Herkunft und behandelten sie wie eine Dame aus unseren Kreisen. Im Anfange zeigte sie eine gewisse Scheu vor dem alten Herrn, ich mußte zwischen ihm und ihr gleichsam den Parlamentär spielen. Doch vor des Grafen milder, feiner Ausdrucksweise schmolz ihre Befangenheit, und ehe wir das Ziel unserer Reise erreichten, hatte ich

schon die Freude, zu sehen, wie Mihri sich mehr und mehr an den Onkel anschloß, wie er sie besorgt in den Mantel wickelte, wie er in den Hotels zuerst ihre Wünsche einholte, so daß die Kellner unsere glutäugige Begleiterin nur für das Töchterchen des alten Herrn hielten.

Wir lernten Mihri bis zum Grund ihrer Seele kennen, sie gab sich, wie sie war: ein vertrauendes, zärtliches Kind, voll Entzücken für alles Schöne, voll Dankbarkeit für uns. Madame Mehemet mußte sie sehr schlecht behandelt haben. Die Kleine klagte nicht darüber, aber sie zitterte, sobald man nur den Namen der Dame nannte.

Einen ähnlichen Schrecken erlitt sie, als der Graf ihr kurz vor Dresden erklärte, er werde sie nun in eine Erziehungsanstalt bringen. Die Arme! Sie heftete ihre Augen mit einem verzweiflungsvollen Blick auf mich. Was mochte sie sich unter einer deutschen Erziehungsanstalt vorstellen? Wir versuchten ihr die Furcht auszureden und schilderten Madame Gieshübel wie einen geflügelten Himmelsboten, aber vergebens. Mihris Munterkeit war dahin, und ihre geröteten Augenlider sprachen von heimlich vergossenen Thränen. Ich weiß nicht, war es die Furcht, mit fremden Menschen leben zu müssen, oder der Schmerz, uns beide so schnell wieder zu verlieren. Als ein von den Frauen verwöhnter Mensch glaubte ich das letztere.

In Dresden angekommen, machte sich der Graf alsbald auf den Weg zu der ihm bekannten Pension.

Mir ward indessen die angenehme Aufgabe, meine schöne Freundin in den Straßen Dresdens herumzuführen.

Wie jeder aufmerksame Fremdenführer wandte ich meine Schritte zuerst nach dem grünen Gewölbe und der Bildergalerie. Die Diamanten in ersterem ließen sie kalt, sie hatte in Konstantinopel so viel Gleißendes gesehen, aber die Bilder! Mihri zeigte sich von einer Aufgeregtheit, die mich besorgt machte. Sie flatterte von einem zum andern, sie lachte, sie weinte, sie tanzte vor Vergnügen, und ich zog endlich ihren Arm ganz energisch unter den meinen, sie so zum Stillstehen zwingend, als ich bemerkte, daß andere Beschauer auf uns aufmerksam wurden. Plötzlich wußte sie sich mir wieder zu entziehen.

Ich suchte sie in den angrenzenden Kabinetten und kam so in das kleine Gemach, welches das Prachtstück der Ausstellung, die Sixtinische Madonna beherbergt. Der Raum war leer bis auf eine einzige Dame, die von der überwältigenden Schönheit des Bildes buchstäblich zu Boden geworfen wurde — Mihri. Sie lag hier, thränenüberströmt, die beiden Arme wie in Ekstase nach der Heiligen ausgestreckt, und dieses feine Schönheitsgefühl berührte mich so sympathisch, daß ich das Mädchen in meine Arme zog und seine Rosenlippen küßte, die einen Laut ausstießen, halb Wehruf, halb Stammeln der Seligkeit, einen Laut, der mir in die Seele schnitt und mich zu mir selber brachte.

Im Hotel wartete Graf Tettenborn schon auf uns. Es war alles abgemacht. Die Direktrice hatte eingewilligt,

Mihri bei sich aufzunehmen. Mit den Pensionärinnen sollte sie keine Gemeinschaft haben, sie bekam ihr eigenes Zimmer, ihre eigenen Lehrer, nur bei Tisch und auf den Spaziergängen kam sie mit den anderen Mädchen in Berührung.

Mihri hatte nichts dagegen einzuwenden. Seit jenem Kusse vor der Madonna schien sie mir wie verwandelt, als ob sie mit einemmale fröhlicher in die Zukunft blicke. Sie zog die Hände des Grafen an ihre Lippen, dankte ihm von Herzen für seine Bemühungen, sie fühle wohl, daß sie noch viel zu lernen habe, und sie werde gern alles thun, was man von ihr verlange. Dabei streifte sie mich mit einem Blick, der mich erbeben machte und mir mein Unrecht klar werden ließ. — Hatte sie jener momentanen Zärtlichkeit Bedeutung beigelegt? Der Moment war allerdings feierlich, gleichsam in einer Kapelle, vor dem Bilde der allerreinsten Jungfrau — hielt sie das für ein Gelöbnis? Die Arme! Je näher ich der Heimat kam, desto mehr fühlte ich, daß mich nichts an sie band als die Bewunderung ihrer Schönheit, ein Gefühl der Achtung und des Mitleids für die Heimatlose.

Onkels Erziehungsplan schien mir plötzlich sehr vernünftig. Gewiß, Trennung auf ein oder zwei Jahre war für uns beide das Beste. Die Zeit heilt ja alle Wunden, warum nicht jene, die der kleine Liebesgott mit seinem Pfeil geritzt?

Gegen abend brachten wir Mihri in ihr neues Heim.

Als unser Wagen vor dem Hause hielt, sah ich eine Schar blond und braunbezopfter Köpfchen an den Fenstern. So viele Näschen sich an den Scheiben platt drückten, so viel neugierige Blicke musterten die Ankommende. Aus einem Parterrefenster tönte das Klaviergeklimper einer ungeübten Kinderhand und die mechanisch wiederkehrenden Worte: „Eins! Zwei! Drei! Vier! — geben Sie doch acht! Eins — Zwei — drei — vier — bleiben Sie im Takt!" Das war die Willkommouverture, die Mihri in ihrer neuen Heimat begrüßte. Als sie so über die Schwelle schritt, schlank, königlich in Erscheinung und Geberde, dachte ich bei mir: „O weh, Graf Johannes Tettenborn, wie soll das enden?" Aber ich verbarg meine Besorgnis und nahm in brüderlicher Weise Abschied von meiner holden Freundin, vor ihren zärtlichen Blicken wie ein ertappter Sünder die Augenlider senkend.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Gräfin Tettenborn.

Die Gräfin.

Du hast mich getreulich auf meinen Irrfahrten begleitet, mir ist, als müßte ich Dich nun viel lieber haben, da Du alle Thorheiten meines Lebens kennst. Ja, lieber Freund, ich verschwieg Dir nichts, und ich suche in Deinem Auge nach einem verständnisvollen Aufleuchten, car—tout comprendre c'est tout pardonner. — Du guter Mensch, der Du mir mit ungeteilter Aufmerksamkeit gegenüber sitzest, ich weiß wohl, Du hast bei meinen Erzählungen mit mir geweint und gelacht — freue Dich, jetzt geht es heimwärts!

Ah, wie mir damals zu Mute war, als ich nach acht Jahren ziellosen Umherwanderns wieder auf heimatlichem Boden stand! Es war ein Frühlingsmorgen, an den Chausseen blühten die Obstbäume, die Amsel sang, von den Feldern stieg ein belebender Duft, und in meinem Herzen war es frühlingsfrisch wie damals, als ich mit der Abiturientenmütze dieselbe Straße zog, ein lebenslustiges, tollkühnes Bürschlein.

Graf Johannes nahm den Hut ab und grüßte

schweigend die Heimat, ich aber jauchzte, jauchzte wie ein Hirtenknabe, der auf die Alm zieht — ahnte ich wohl, daß ich meinem Glücke entgegenfuhr?

Ein halbes Stündchen vor Tettenborn stieg ich aus, im Walde, genau an derselben Stelle, wo ich damals den Magister verlassen hatte, um, Blumen pflückend, heimwärts zu wandern. Im Geiste flogen die Jahre noch einmal an mir vorüber, die ich fern von der Heimat zugebracht, ich fühlte mich ernster, gereifter und haschte doch mit wahrem Entzücken nach jedem Falter, der vor mir aufflog. Ich war ein Mann geworden, den Frohsinn des Jünglings aber hatte ich dabei nicht eingebüßt. Heißer Dank erhob sich in meiner Seele für den Teuren, der mich zurückholte aus der Fremde, sein reiches Erbe anzutreten, trotzdem ich ihn in knabenhaftem Uebermute so schwer gekränkt.

Klarissa! Mit einemmale stand die Jugendfreundin mit all ihrem Liebreiz vor meinem geistigen Auge. Auf meinen Irrfahrten hatte ich ihrer fast vergessen. Zuweilen besann ich mich ernstlich, ob sie eigentlich blond oder brünett war, jetzt, umgeben von heimatlicher Frühlingspracht, sah ich sie deutlich vor mir mit dem schmollenden Mündchen, und den leuchtenden Zähnen, halb Dame, halb Kind, sie, die schönste Blume des Frühlings. Sie hatte sich nicht verheiratet, das wußte ich vom Onkel, aber wo lebte sie? Eh' ich nach Scheveningen ging, war sie auf Tettenborn, deshalb zögerte ich, heimzukehren, seither war jedoch wieder ein Jahr vergangen,

und ich vermied es, den Onkel nach der Cousine zu fragen.

Während ich so mit mir selber sprach, hatte ich Blume um Blume gepflückt und ordnete sie zu einem taufrischen Strauße. Ich bückte mich soeben nach einigen Farnkräutern, als ein schwarzer Schatten mir auf den sonnigen Weg fiel — erstaunt blickte ich auf und sah in die freudestrahlenden Augen meines ehemaligen Magisters. Ich wußte augenblicklich, daß er es war, obwohl er sehr verändert schien. Die magere Figur hatte sich ein rundes Bäuchlein zugelegt, seitdem kein böser Bube mehr ihre Ruhe störte, die strohgelben Härchen schmückten nur noch in einzelnen, wild emporstrebenden Gruppen das mit Sommersprossen reichlich gesegnete Haupt. Nur die Augen waren die gleichen geblieben, die treuherzig blickenden deutschen Veilchenaugen. An ihnen hatte ich den ehemaligen Lehrer auch sogleich wieder erkannt. „Doderich!" rief ich, und er lag in meinen Armen. Gleich darauf aber mußte ihm einfallen, daß ich geraume Zeit seiner Zuchtrute entwachsen, denn er trat, eine Entschuldigung murmelnd, zurück.

„Willkommen auf Tettenborn!" rief er dann, sah erstaunt auf den Strauß in meiner Hand, auf die Reisemütze, die mir aus der Tasche lugte, und setzte hinzu: „Der Herr Graf haben sich nicht im geringsten verändert! Wie damals! Alles wie damals!"

Ich schob meinen Arm lachend in den seinen: „Wie damals und doch nicht so. Lassen Sie uns eilen, mein

lieber Doderich, damit Graf Johannes nicht zu lange auf meine Ankunft warten möge, und erzählen Sie mir im Gehen. Wie steht es auf dem Schlosse? Was machen die Leute? Ist keiner ausgesprungen? Und Sweetheart, der sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen, ist er ein Greis geworden? Hoffentlich habt ihr ihn nicht zu unwürdiger Dienstleistung verwendet? Und Sie, mein lieber Herr Inspektor oder Privatsekretär, verzeihen Sie, daß ich nach Sweetheart zuerst fragte: Wie gefällt Ihnen Ihr neuer Posten? Was haben Sie getrieben die ganze Zeit?"

„Danke, danke, Herr Graf," sagte Doderich atemlos vom Zuhören. „Es ist alles in Ordnung. Sweetheart ist noch ein stattliches Tier, war ja sehr jung, als ihn der Herr Graf zum Geschenk bekam, Sie werden Ihre Freude daran haben." Er sprach von dem Pferde zuerst, als dächte er, daß mir die Sorge um das Tier am meisten am Herzen liege, dann fuhr er fort: „Die Leute sind noch die alten, nur Lisette ist in die Stadt gegangen als Schenkmamsell oder etwas Aehnliches. Es war ihr hier zu langweilig, nachdem die jungen Herrschaften Tettenborn verlassen hatten. Und die Gouvernante vom Fräulein ist gestorben, das werden Sie ja gehört haben?"

„Nein," sagte ich rasch. „Doch nicht aus Kummer über ihren Verrat?"

„Nicht doch, soviel ich weiß, an den Folgen einer Indigestion. Die Arme konnte keine pommersche Gänsebrust vertragen und aß sie doch leidenschaftlich gerne."

„Ja so" — dieser Verlust kam also nicht auf meine schuldbeladene Seele. „Und Fräulein Klarissa, ist sie nun allein?"

„O bewahre, die hat jetzt eine viel jüngere und hübschere Gesellschafterin — o ja!"

Ein tiefer Seufzer entstieg der Brust meines ehemaligen Magisters. Ich drohte ihm mit dem Finger: „Mir scheint, diese jüngere und hübschere Gesellschafterin hat auch den Beifall meines lieben Herrn Doderich? Also frisch drauf und dran! — heiraten! Zum Ledigbleiben sind wir nicht auf der Welt."

Ein zweiter, noch stärkerer Seufzer antwortete mir. Dann kam eine allgemeine Betrachtung über das weibliche Geschlecht, das kein treues Männerherz zu schätzen wisse, sondern seine Neigung nur für Geld und Stellung hingebe.

Ehe wir die Parkmauer von Tettenborn erreicht hatten, wußte ich seine ganze Leidensgeschichte. Fräulein von Wegerer, Sprößling eines verarmten Adelsgeschlechtes und Gesellschafterin meiner Cousine Klarissa, hatte meinem armen Doderich offenbar erst ein wenig den Kopf verdreht, um sich dann Baron Brückner zuzuwenden, der seine verliebten Augen von der Herrin zur Dienerin herabgleiten ließ. Wie Doderich sagte, sollte die Hochzeit schon in der nächsten Zeit stattfinden.

Ich hatte aus alledem nur eines herausgehört: Klarissa weilt auf Tettenborn! Eine glühende Röte bedeckte mein Gesicht, und ich war froh, daß der Magister,

in eigenes Liebesleid verstrickt, meine Erregung nicht bemerkte.

Klarissa! — So war alles Lüge, was ich mir in unruhigen Nächten selbst vorgeredet, daß mir die Cousine gleichgiltig geworden, daß meine Neigung zu ihr eine Kinderliebschaft war, auf die man im späteren Leben lächelnd zurückblickt? Und wenn es anders wäre, und wenn die Leidenschaft mir tief im Blute säße, ich beschloß in jenem Augenblick sie zu unterdrücken, um des Mannes willen, der mich wie einen Sohn liebte und dem ich dadurch schweren Gram zufügen würde.

Da stand es plötzlich vor mir, das stolze Schloß, mein Erbe! Vom Turme wehte eine Flagge und auf der Terrasse sah ich eine Gruppe von Herren und Damen in hellleuchtenden Kleidern, im Garten selbst aber, rechts und links vom Hause, stand die Dienerschaft und Scharen unserer Dorfbewohner, die mich mit lautem Hurra begrüßten.

O Freund, wenn es mir doch möglich wäre, Dir mit Worten ein Bild jenes weihevollen Augenblickes zu geben. Ein wolkenloser Himmel blaute von oben. Die Syringenbüsche betäubten mich mit ihrem Dufte, die Sonne strahlte auf all die lange nicht geschauten Herrlichkeiten. „Daheim, endlich daheim!" — rief es in mir, und: „So schön wie hier ist es nirgends in der Welt!" — Wie der Pilger vor dem heiligen Grabe in Mekka, so kniete ich nieder vor dem Ziele meiner Sehnsucht und küßte die Erde, die mein eigen war.

Endlich löste sich die Gruppe auf der Terrasse. Onkel Johannes kam auf mich zu, und umschlungen von den Armen des liebsten und besten Gefährten, betrat ich die Schwelle, von der ich vor acht Jahren trotzig ausgezogen war.

Es hatte sich nichts verändert im Hause, die Zimmer waren genau so eingerichtet wie damals, die Nippes standen und lagen wie früher. Eine fieberhafte Unruhe zwang mich gleich am ersten Tage, all die lieben Jugenderinnerungen aufzusuchen, jetzt die Bibliothek zu durchstöbern, im nächsten Augenblick dem Chinesen auf der Konsole einen Freundschaftsklaps zu erteilen, um im übernächsten schon im Billardsaal meine Künste zu probiren.

Vom Schlosse ging es in die Oekonomiegebäude, die Stallungen, endlich in den Park. Unwillkürlich wandten sich meine Schritte jener Stelle zu, wo ich die Cousine zuerst erblickt. O weh! Hier wartete meiner eine böse Ueberraschung! Die beiden Bäume, welche damals die Hängematte trugen, waren verschwunden. Man mußte sie abhauen, sie waren morsch geworden, erklärte Doderich. Der sonst so freundliche Platz erhielt dadurch für mich etwas Friedhofartiges! Mir war, als wäre hier meine Jugendliebe eingesargt. Was hätte ich darum gegeben, auch hier alles beim alten zu finden, alles, das rote Buch im Moos, den Strohhut mit Blumen geschmückt, die entzückende Kleine in ihrer Schaukel, ach, es war ein Traum, ein süßer, holder Jugendtraum,

und nimmer sollte er wiederkehren! Was hatte man aus meiner fröhlichen Klarissa gemacht? Ein ernstes, verschlossenes Weib! Der herzige Schmetterling von ehemals hatte das Fliegen verlernt.

Bei unserer ersten Begegnung glaubte ich, ihr kühles Benehmen entspringe nur dem Wunsche, Graf Johannes zu gefallen, und sie wolle mir damit die Richtschnur angeben, der wir beide künftig folgen müßten. Die arme Kleine, sie hätte das nicht nötig gehabt. Auch an mir waren die Jahre nicht spurlos vorüber gegangen.

Als ich jedoch wochenlang auf dem Schlosse weilte und die Jugendgeliebte während dieser Zeit aufmerksam beobachtete, sagte ich mir eines Tages, daß ich mich geirrt, daß ihre einstige Neigung für mich erstorben sei, und etwas Anderes, mir Unbekanntes Klarissa so verändert habe.

Fräulein von Wegerer, die Nachfolgerin der biderben Schweizerin, eine kokette, quecksilberne Person, die mich sofort einer gewissen Teilnahme würdigte, klärte mich darüber auf: Klarissa war fromm geworden. An Stelle des Ruhebetts stand nun in ihrem Boudoir ein Betschemel und über diesem hing ein Bild des Gekreuzigten, vor welchem die Aermste oft seufze und weine, daß es Mitleid erregen müsse. Uebrigens, erzählte sie weiter, wäre Klarissa fest entschlossen, nach des Onkels Tod in ein Stift zu gehen.

Ich war starr. Klarissa eine Nonne, die süße, kleine, blonde Klarissa! Wer mochte ihr solche Gedanken in den Kopf gesetzt haben?

Ja, sie hatte sich sehr verändert, wie innerlich, so auch im Aeußern. Sie war größer geworden und erschien dadurch noch zarter. Die Taille hätte ich sicher mit den Händen umspannt. Ihre Bewegungen waren ruhiger, vornehmer, sie lachte selten, und wenn sie es that, fand man darin keine Spur von jenem schelmischen Kinderlachen früherer Zeit. Dafür hatte sie eine Gewohnheit angenommen, die mich erschreckte: in Gesellschaft und oft mitten in der anregendsten Unterhaltung schloß sie die Augen wie weltentrückt, als hielte sie Einkehr in sich selber. Nein, nein, es war nicht mehr meine süße, fröhliche Klarissa! Wäre sie mir ausgewichen, so hätte ich den Grund ihres seltsamen Wesens doch wieder in der heimlichen Liebe zu mir gesucht, aber das that sie nicht. Auf meine Bitte ging sie mit mir in den Park und setzte sich wie sonst zu einem quatre main an den Flügel. Ich griff absichtlich falsch, um wie früher ihren Zorn heraufzubeschwören oder ihr fröhliches Lachen zu hören — nichts von alledem. Sie hielt mit der größten Engelsgeduld inne, zeigte mir die Noten und sagte:

„Du mußt Dich geirrt haben, Walter, fangen wir von vorne an!“

Onkel Johannes fand durchaus nichts Seltsames im Wesen der Cousine.

„Sie hat die Kinderschuhe abgelegt, sie ist eine Dame geworden,“ meinte er.

Gegen Fräulein von Wegerer trug Klarissa eine auffallende Güte zur Schau. Diese lebhafte Person war

mir unausstehlich. Ihr ewiges Geplapper machte mich nervös, und ich bedauerte die Cousine, mit welcher sie Tag für Tag die öden Trousseauxangelegenheiten verhandelte.

Die Hochzeit der Gesellschafterin war nahe und man besprach im Familienkreise, ob es für Klarissa statthaft sei, des Barons Einladung anzunehmen. Wir saßen beim Frühstück, niemand war zugegen als Graf Johannes, die Cousine und ich. Selbstverständlich sprach ich lebhaft gegen die Sache. Der Baron hatte Klarissa zur Frau begehrt; sie schlug ihn aus: meiner Ansicht nach war eine Teilnahme an seiner Hochzeit für die Cousine absolut unmöglich. Doch zu meiner Verwunderung zeigte sich diese mit mir nicht einverstanden. Sie meinte, da außer uns dreien niemand um die Werbung des Barons wußte, so würde ihr die Gesellschaft eine Absage eher übel nehmen. Uebrigens sei sie, und das sagte sie mit sehr bestimmtem Tone, sofern der Onkel nichts einzuwenden habe, fest entschlossen, ihre liebe Ida zum Altar zu führen. Gerade dadurch beweise sie dem Baron, daß sie nichts gegen ihn habe, nichts außer dem einen, daß sie ihn nicht lieben konnte. Sie wurde rot bei diesen Worten und sah angelegentlich auf ihre gefalteten Hände nieder.

Es war also abgemacht, Haus Tettenborn beteiligte sich an der Hochzeitsfeier. Gleich darauf erbat sich die Cousine für diesen Tag Urlaub zur Besorgung des Brautgeschenkes.

Während noch eifrig verhandelt wurde, ob man

silberne Fruchtkörbe oder Jardinièren geben solle, brachte der Diener einen Brief für den Grafen. Dieser öffnete ihn eiligst und rief: „O weh! Mihri ist krank! Man muß nach ihr sehen!"

Klarissa sah erst den Onkel, dann mich an und fragte erstaunt: „Mihri? Wer ist Mihri?"

Jetzt war die Reihe, zu erstaunen, an mir. Hatte ihr der Onkel nichts gesagt? Ich meinerseits fühlte mich nicht veranlaßt, ihr die Geschichte der schönen Cirkassierin mitzuteilen.

Auch ich sah den Onkel gleichsam auffordernd an und dieser berichtete: „Mihri ist ein braves, liebes Mädchen, gleich Dir vater- und mutterlos, und da es ihr im Hause meines Freundes Mehemet in Konstantinopel nicht zum Besten ging, so glaubte ich, mich der Kleinen annehmen zu müssen."

„Und Du thatest recht daran," fiel Klarissa lebhaft ein. „Aber warum erfahre ich das erst jetzt?"

„Ueber der Freude des Wiedersehens vergaß ich, es Dir mitzuteilen," sagte Graf Johannes.

Mir schien, als ob er dabei ein klein wenig in Verlegenheit käme. Vielleicht fürchtete er, die Cousine möchte mit diesem orientalischen Hauszuwachs doch nicht ganz einverstanden sein.

Wie sie darüber dachte, sollte uns bald klar werden.

„Wo hält sich die Kleine auf?" rief sie eifrig.

„In Madame Gieshübels Pension in Dresden."

„Warum hast Du sie nicht gleich mitgebracht?"

„Sie spricht nicht deutsch und weiß wenig von unseren Sitten. Auch konnte ich nicht ahnen, daß Du mit ihrer Gesellschaft sofort einverstanden seist."

„O, das mußtest Du wissen, Du lieber Onkel, Du! Es ist ja so schön, Gutes zu thun! Warum willst Du das für Dich allein behalten? Warum willst Du Deiner Klarissa nicht auch einen Anteil gönnen? Ich würde sie gerne schwesterlich aufgenommen haben. An meiner Seite hätte sie gewiß bald alles Leid vergessen. Mihri heißt sie? O, wie hübsch! Und krank ist sie, die Arme! Ich werde sie aufsuchen, natürlich sofort."

Sie war entzückend als barmherzige Samariterin. Ich nahm leise ihre Hand und führte sie an die Lippen. Sie aber sprang hastig auf und rief nach der Kammerjungfer. Der Wagen sollte angespannt, der Reisemantel sofort bereit gehalten werden.

„Vater- und mutterlos," flüsterte sie noch im Weggehen, „krank in einem fremden Lande, o, mein Gott, wenn ich sie doch trösten könnte!"

Graf Johannes sah eine Weile nachdenklich vor sich nieder, dann erhob er sich.

„Deine Cousine ist ein Engel an Herzensgüte," sagte er und entfernte sich gleichfalls.

„Ja wohl," murmelte ich vor mich hin, „und doch wolltest Du Deinem Sohne und Erben diesen Engel nicht gönnen. Doch," dachte ich weiter, „war es am Ende besser so. Klarissa hat offenbar kein Gefühl für mich. Die kleine Backfischliebelei ist überwunden und vergessen,

untergegangen in einer übertriebenen Frömmigkeit — oder wenn dies nur ein Deckmantel wäre! Wenn sie einen andern liebte! Unglücklich liebte! Ich war acht Jahre fort, was konnte sich während dieser Zeit alles ereignet haben!“

In diesem wenig erbaulichen Selbstgespräch kam ich in den Garten und befand mich plötzlich einer weiblichen Gestalt gegenüber, die ich fast umgerannt hätte.

„Verzeihen Sie, Fräulein,“ sagte ich, meinen Hut ziehend, und wollte weiter gehen.

Sie aber gesellte sich an meine Seite, ihre Schritte den meinen anpassend.

„Sie sind nicht mit der Comtesse nach der Stadt gefahren?“

„Nein, die Gnädigste konnte mich heute nicht brauchen, ich glaube, es handelt sich um ein Cadeau für mich.“

„Cadeau de noce — ganz richtig.“

Sie seufzte, das empörte mich.

„Ich denke,“ sagte ich förmlich zurechtweisend, „man darf Ihnen aufrichtig gratuliren. Baron Brückner ist nicht nur ein hochgeachteter Mann, er ist auch eine der besten Partien im Lande.“

„Ja gewiß, sehr brav, sehr achtbar, ich bin ja auch dem Himmel aufrichtig dankbar für mein Geschick. Ich bitte Sie, eine adelige Gesellschafterin, ein armes Mädchen hat keine Chancen. O, gewiß, ich bin mit meinem Los zufrieden.“

Ihr ironischer Ton choquirte mich. Dabei sah sie

mich mit ihren schwarzen Augen so herausfordernd an, als wollte sie sagen: „Merkst Du denn noch immer nicht, daß mir der gute Baron zu alt ist? Ich bin jung und lebenslustig und paßte eigentlich zur Herrin von Tettenborn viel besser.“

Ihr Blick wurde mir unheimlich, ich suchte das Gespräch von dem gefährlichen Thema abzulenken.

„Sehen Sie nur diese herrlichen Rosen,“ sagte ich, auf die großen Malmaisonbeete zuschreitend; „nirgends blühen die Rosen so früh wie hier.“

Sie zog ein Scheerchen aus dem Arbeitskorbe.

„Darf ich Ihnen welche schneiden, ja? Diese schöne zartgelbe hier?“

Ehe ich sie hindern konnte, war sie schon darauf zugeeilt und — hatte sie sich an einem Dorn geritzt oder hatten ihre lebhaften Finger das Scheerchen etwas ungeschickt gehandhabt — ich hörte plötzlich einen Schrei und sah, hinzueilend, kleine rote Tropfen auf ihr Kleid fallen. Die Dame hing schwer in meinem Arm, völlig bewußtlos. Ich untersuchte die Wunde — es war nur ein unbedeutendes Schnittchen.

Da kam eine gelinde Wut über mich. Mußte sie mir das anthun wegen solcher Bagatelle! Und hier, so weit vom Hause weg! Sollte ich sie auf meinen Armen dahin tragen zum Gespött der Dienerschaft, die ihr ohnedem nicht hold war? Ich rief sie mehrmals beim Namen, schüttelte sie derb, umsonst, die Ohnmacht hielt an. Da versuchte ich es, sie von den Rosenbeeten weg zu einer

Ruhebank zu ziehen, und bei dieser Gelegenheit machte ich die Entdeckung, daß sich die Bewußtlose in meinem Arm bequem zurechtlegte, daß sie sogar die Augen öffnete, da ich mich nach Hilfe umsah, und sie eiligst wieder schloß, als ich sie anblickte. Es war also nur Komödie! Meine Empörung wuchs, ich dachte daran, die Kokette gründlich zu strafen.

Wie gerufen kam eben Doderich von den Wirtschaftsgebäuden her.

„Magister,“ rief ich, ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihn anders zu nennen, „nehmen Sie mir doch geschwind die ohnmächtige Dame ab, ich habe wahrlich nicht Zeit, ihr Erwachen abzuwarten.“

Ehe ich sie dem herbeigelaufenen Doderich in die Arme legen konnte, war sie aufgesprungen, sah uns beide mit vernichtenden Blicken an und entfernte sich eiligst.

Ich konnte nicht umhin, recht herzlich über die Geschichte zu lachen, und that es selbst auf die Gefahr hin, daß mein Lachen von der Erzürnten noch gehört werden könne.

Bei Tisch dachte ich schon Fräulein von Wegerers Platz leer zu finden, aber ich täuschte mich. Die von mir arg Mißhandelte saß mir in sanftester Schwermut gegenüber, die Augen mit leisem Vorwurf auf mich gerichtet. Ich mußte unwillkürlich an die letzten Blicke eines verendenden Rehs denken, so sah sie mich an, und die Augen sprachen: „Du böser Jäger, was hab' ich Dir gethan, daß Du mich mordetest?“

Ich hatte abermals Mühe, meine Heiterkeit zurückzuhalten. Beim Dessert reichte sie mir ein Bonbon in rosiges Papier gewickelt, auf dem die Worte standen:

„Ein liebend Herz
Trägt jeden Schmerz.“

Ich muß gestehen, daß mich diese unverblümte Liebeserklärung vollständig entwaffnete. Ich machte eine stumme Verbeugung und suchte aus der Konfektschale ein zweites Bonbon als Antwort. Bald fand ich ein passendes. Es war umkleidet mit dem geistreichen Vers:

„Der Frauen Milde Bess'res schafft,
Als kühner Männer Leidenschaft.“

Vielleicht hätten wir uns mit Hilfe von Konditorpoesien so weiter unterhalten, wenn uns nicht eben ein Diener die frühe Rückkehr der Comtesse gemeldet hätte. Gleich darauf kam sie selbst in den Speisesaal, ein dichtverschleiertes Frauenbild mit sich ziehend. Ehe Klarissa den Grafen begrüßte, schob sie ihrer Begleiterin einen Stuhl zurecht und sagte mit ihrem naiven Lächeln früherer Zeit: „Ich habe Mihri gleich mitgebracht. Die Aermste ist wirklich krank.“ Dann ging sie auf den Onkel zu, küßte ihm beide Hände und setzte leise hinzu: „Sie wäre in der Pension vor Sehnsucht gestorben. Darf ich sie bei mir behalten? Wenn Fräulein von Wegerer geht, ist die Stelle einer Gesellschafterin frei — ich wäre sehr glücklich, wenn ich Mihri behalten dürfte. Sie ist so schön und gut, ich werde sie lieben wie eine Schwester.“

Statt jeder Antwort zog Graf Johannes Klarissa zu sich hernieder und küßte sie auf die Stirne. Dann erhob er sich, nahm die Fremde bei der Hand und präsentirte sie den Tischgenossen. Klarissa streifte ihr den Schleier vom Gesicht — sie war blaß geworden, o, so zart und schmal! Die Augen leuchteten mit fast unnatürlicher Größe aus dem blassen Gesicht. Trotzdem machte ihre Schönheit ganz gewaltigen Eindruck, besonders Doderich starrte sie wie ein Entzückter an. Er hatte Sinn für weibliche Formen, der arme, häßliche Magister.

Ich näherte mich der Fremden und bot ihr die Hand. „Wir werden gute Freunde werden," sagte ich dabei.

Sie sah mich mit einem Blick voll Wärme an. „Wir sind es," erwiderte sie und legte ihre schmale Hand in die meine.

Klarissa war es nicht entgangen, daß die Arme sich nur mit Mühe aufrecht hielt.

„Komm, Mihri," sagte sie, indem sie den Arm um die neue Freundin legte, und der Name „Mihri" klang von ihren Lippen wie ein entzückender Wohllaut. „Komm, Mihri, wir wollen uns häuslich einrichten!"

Es war also geschehen. Sie befand sich im Hause als Klarissas Gesellschafterin. Warum auch nicht? Wer konnte etwas darin finden, wenn sich die Comtesse eine cirkassische Dame mitbrachte? Sie sprach ja französisch, und deutsch würde sie im Familienkreise gewiß bald lernen. Welche Energie hatte die kleine Cousine an den Tag gelegt! Ja, sie war ein Engel, der Engel des Hauses.

Fürs erste bekamen wir Mihri nicht wieder zu sehen. Sie wurde ernstlich krank und unser Hausarzt kam täglich aufs Schloß. Klarissa sorgte wie ein echtes Hausmütterchen für ihre neue Schutzbefohlene. Den ganzen Tag saß sie an ihrem Krankenbett, nur mit Mühe konnte ich sie zuweilen zu einem Spaziergang bewegen.

Die Sorge um unsere gemeinschaftliche Freundin brachte mich der Cousine wieder etwas näher. Abends, wenn die Kranke schlief, kam sie in den Salon herunter, und hier begannen die alten traulichen Plauderstunden, in denen freilich fast nur von Mihri die Rede war. Ich bemerkte jedoch mit Vergnügen, daß das Band der Zusammengehörigkeit zwischen mir und Klarissa nicht ganz zerrissen schien.

Der Onkel war seit unserer Orientreise nicht mehr der thatkräftige Mann von früher. Er klagte über allerlei kleine Leiden, und sehr häufig mußte unser guter Medizinalrat von Mihris Krankenbett weg zu Graf Johannes eilen. Mit diesem kränklichen Zustande nahm natürlich seine Lebensfreudigkeit ab und zugleich das Interesse, das er sonst seiner Umgebung entgegenbrachte. Abends, nachdem er den Thee genommen, nickte er gewöhnlich bald über seinen Zeitungen ein, und Fräulein von Wegerer war durch ihre bevorstehende Hochzeit in Anspruch genommen. Wem also hätte die Cousine ihre kleinen Sorgen anvertrauen können? So suchten mich ihre Augen schon beim Eintritt in den Salon, und sobald sie mich erblickt hatte, setzte sie sich an meine Seite.

„Wie geht's oben?“ war die täglich wiederkehrende Einleitung unseres Gesprächs.

„Wie immer. Der Doktor ist nicht unzufrieden, die Krankheit muß ihren Lauf haben.“

Sie flüsterte, um den Onkel nicht aufzuwecken, und diese vertraulichen Laute machten mir unbeschreibliche Freude, ich drückte ihre Hand.

„Du bist so gut, Klarissa, wie glücklich muß Mihri sein, von Dir gepflegt zu werden!“

Sie schüttelte unwillig den blonden Kopf.

„Ich bin nicht gut, ich unterliege dem Zauber ihrer fremdartigen Schönheit, ihres sanften Wesens. Wie wäre es möglich, Mihri zu kennen und sie nicht zu lieben!“

Mir war, als ob mich ihre Augen bei diesen Worten schärfer anblickten, doch konnte ich mich ja auch getäuscht haben, denn sie fuhr in gleichmäßigem Tone fort: „Erzähle mir von ihr, was Du weißt, bitte, Walter!“

Da berichtete ich ihr denn von dem ersten Tage, da sie mir erschien wie ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, dann von jenem Weinfest, wo ich sie singen gehört, von dem seltsamen Märlein, das sie erzählt, von den Spuren der Mißhandlung, die ich bald darauf an ihrem Arme geschaut, von unserem Abschied von Konstantinopel und von Mehemets seltsamem Geschenk, alles, alles, nur den Kuß vor der Sixtinischen Madonna verschwieg ich. Es wäre mir unmöglich gewesen, Klarissa diese Freventhat zu beichten, und daß es ein Frevel war, das fühlte ich in diesem Augenblick mehr als je.

„Wie konntest Du es nur zugeben, daß Onkel Johannes die Aermste in jenes Pensionat brachte? Dort mußte sie ja erkranken.“

Ich sah Klarissa erstaunt an.

„Aber, Liebe, bedenke doch, Du selbst warst in einer ähnlichen Anstalt in Vevey!“

„Ich? Aber ich und Mihri, das ist doch zweierlei — he!“

Sie tippte mir dabei mit ihrem Fingerchen auf die Stirn — eine Reminiszenz aus der Jugendzeit — o, sie war allerliebst! Gleich darauf aber erschrak sie ob dieser Vertraulichkeit, rückte ein gut Stück von mir weg und sprach im Dozentenstil weiter. „Ich bitte Dich, guter Walter, nimm eine Lotosblume mit allen Würzelchen aus der Erde, versetze sie in den schönsten deutschen Waldboden und sieh nach, ob sie in vierundzwanzig Stunden nicht welk geworden. Mihri, die schöne, elegante Mihri in einer Mädchenpension! Eingesperrt zwischen kahlen Wänden! Mit dem Glockenschlag essen, mit dem Glockenschlag zur Ruhe gehen! Die Sehnsucht nach ihrer schönen Heimat mußte sie ja krank machen, vielleicht auch die Sehnsucht nach etwas anderem.“

Bei diesen Worten streiften mich ihre Augen abermals, ich senkte die meinigen beschämt.

„Wir werden ja sehen,“ hub Klarissa wieder an, „denn ich gedenke meine süße Mihri gesund zu machen, so wahr als ich ganz verliebt in das Mädchen bin.“

Und Mihri wurde gesund. Noch zarter entstieg sie

dem Krankenlager, aber auch noch schöner. Die tiefe Schwermut, die ich in Konstantinopel auf ihren Zügen gesehen hatte, war verschwunden, ein Glanz von Glück und Liebe lag darauf und belebte das anmutige Gesichtchen mit warmem Inkarnat. Auch das Müde, Lässige hatte sie von sich gestreift. Mit der Lebhaftigkeit einer Gazelle umgaukelte sie uns, immer nur darauf bedacht, sich den Bewohnern von Tettenborn angenehm zu machen. Sie lernte spielend und erfreute uns jeden Tag mit einer neuen Bereicherung ihres Wissens. Zu Klarissa sah sie empor wie zu einer guten Fee.

Fräulein von Wegerer hatte mittlerweile das Haus verlassen und es traf sich, daß niemand ihrer Hochzeit beiwohnen konnte als ich. Graf Johannes war diesen Tag besonders schwach gewesen und ließ Klarissa nicht von seiner Seite. Ich selbst zeigte wenig Lust, die kokette Dame zum Altar zu geleiten, mußte aber in Vertretung des Onkels mich dazu bequemen. Die Braut, welche neben dem ältlichen Bräutigam sehr hübsch aussah, schien meine Unart in der That vergessen zu haben.

Bei dem Tanz, zu welchem ich sie pflichtgemäß aufforderte, sagte sie mir mit dem bekannten koketten Augenaufschlag:

„Lieber Graf, wir müssen Freunde werden. Kommen Sie recht, recht oft zu uns!“

Ich konnte den guten Baron nicht aus aufrichtigem Herzen beglückwünschen und nahm mir vor, seine Schwelle so bald nicht wieder zu betreten.

Wir waren also allein: der Graf, Mihri, Klarissa und ich, Gesellschaft sahen wir nur sehr selten bei uns, Onkels Zustand ließ dies begreiflich erscheinen, und so verlebten wir im engsten Familienkreise einen Sommer, der herrlich genannt werden könnte, wenn uns nicht die Sorge um den Senior immer wieder herabgestimmt hätte. So oft sich jedoch der Teure wohl fühlte, welch entzückende Spaziergänge und Fahrten mit Mihri, der alles neu war und die sich, so ernst und gelassen sie zuweilen schien, doch wieder mit der Lebhaftigkeit eines Negerkindes über alles freuen konnte. Die Cousine und ich sahen uns dann heimlich lachend an, neben Mihri kamen wir uns beide wie alte Leute vor. Die Rosen auf ihren Wänglein blühten immer herrlicher, und wir ärgerten uns über den Medizinalrat, der trotzdem den gleichen Unkenruf ertönen ließ: „Sie ist gar zart, und unser Klima rauh, es wird nötig sein, sie im Winter zu ihren Schwestern ins Treibhaus zu stellen.“

Das machte uns indessen vorläufig wenig Kummer, Mihri erstarkte zusehends, und der Doktor war als ängstlicher Herr bekannt.

Sobald die Gutsbesitzer der Umgegend von Klarissas neuer Gesellschafterin hörten, kamen sie scharenweise wie die Pilger zum Gnadenbildlein, die fremde Schönheit zu schauen. So lange es nur möglich war, hielten wir die Thür verschlossen und freuten uns über die langen Gesichter der Abziehenden. Aber schließlich mußten wir uns doch bequemen, Leute bei uns zu sehen, denn Doderich

sprach von gar seltsamen Gerüchten, die über unsere geheimnisvolle Zurückgezogenheit und die neue Bewohnerin des Schlosses in Umlauf wären. Ich schlug dem Onkel vor, ein Gartenfest mit italienischer Nacht zu veranstalten; er war mit allem einverstanden, bat mich aber, an seiner Stelle die Honneurs zu machen.

Der Abend wurde ein vollständiger Triumph für die schöne Fremde. In ein orientalisches Gewebe gekleidet, eine Art Burnusstoff, weiße Seide mit Goldstreifen, sah sie denn auch unglaublich hübsch aus.

Du lachst über diesen Ausdruck? Ich sage Dir, Du wirst nicht mehr lachen, wenn Du erfährst, daß Bodo von Welden ihn erfunden hat, denn Du weißt, Bodo ist in dem Kapitel „Weiber“ maßgebend. Das war er schon damals mit zwanzig Jahren, wie viel mehr heute, acht Jahre später, jetzt, da er Herr auf Bärendorf und noch immer unverheiratet war. Ja, auch er war erschienen mit Mutter und Schwestern, ganz wie damals. Sie waren alle da, die alten Bekannten, einige Grauköpfe waren weiß geworden, durch braune Locken zogen sich die ersten Silberfäden, niedliche Backfischchen hatten sich zu imposanten Balldamen entwickelt und Freund Bodos spärlicher Haarwuchs glänzte durch gänzliche Abwesenheit. Nur das blöde Gesicht war ganz dasselbe geblieben, und als er den Mund zur Begrüßung öffnete, war es der bekannte Papageienlaut, der mir entgegenkreischte.

„Tschau! Freund Walter, Weltumsegler, endlich wieder daheim? Lange nicht gesehen, sehr erfreut!“

Seine Redeweise belustigte mich ungemein. Wir schüttelten uns die Hände, dann steckten wir sie wie auf Kommando in die Hosentaschen und lehnten uns nachlässig gegen die Veranda.

Es war doch ein Prachtexemplar aus unseres Herrgotts zoologischem Garten, dieser liebe Bodo! Wie er so neben mir stand in Pfropfenzieherform, näselnd und schlotternd, begriff ich nicht, daß ich ihm jemals die Ehre anthun konnte, ihn für ernst zu nehmen. Ich meinte, ich müßte es ihm heute noch abbitten, ihm damals solche Duellangst eingejagt zu haben, und ohne ein Wort zu reden, ergriff ich abermals seine Hände und schüttelte sie.

„Ebbä!“ sagte er und sah mich verdutzt an.

Ebbä! Er hatte sich also ein neues Wort zugelegt. So einfach es sich anhört, war es doch von einer überwältigenden Wirkung. Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, es zu wiederholen:

„Ebbä, teurer Bodo, so ein paar Jährchen Abwesenheit — nicht der Rede wert. Apropos, das Fieber, das Dich damals nach Klarissas erstem Ball plötzlich befiel und verhinderte, uns wiederzusehen, — es hat doch keine Spuren hinterlassen?“

Ich glaube, ich deutete dabei richtig nach dem Kopf, aber er merkte es nicht. Meine Anspielung an jenes unausgetragene Duell schien ihm nicht angenehm zu sein. Er öffnete mehrmals den Mund, ohne eine Antwort zu finden, und weil ich fürchtete, es würde nach solch langem Besinnen etwas entsetzlich Albernes zu Tage kommen, so

verhinderte ich ihn daran. Sobald er den Mund abermals öffnete, fiel ich ihm hinein, in seine projektirte Rede nämlich: „Und was hast Du während dieser acht Jahre auf Bärendorf getrieben? Welche Verbesserungen hast Du angebracht? Wie viele Weiberherzen hast Du gebrochen?“

Das letztere war sein Genre. Er verdrehte die Augen und erwiderte: „Diskretion Ehrensache! Aber wahrhaftig, schöneres Mädchen als eure türkische Gesellschafterin habe ich noch nie gesehen. Pschütt! Wahrhaft pschütt! Begreife, daß man hinter ihr die Zugbrücke aufgezogen. Auf Ehrenwort, hätt's auch so gemacht!“

Ich versicherte ihm, daß es nicht die Schönheit Mihris, sondern die Krankheit des Onkels war, welche uns so lange hinderte, Gesellschaft bei uns zu sehen.

„Ebbä,“ meinte er, „alter Praktikus, weiß das besser. Famoser Mensch! Hat immer Ueberraschungen für seine Freunde. Wirklich unglaublich hübsch, die Kleine!“

Da hörst Du's, er nannte sie unglaublich hübsch, und es war nicht einmal so dumm, was er sagte. Sie sah in der That unglaublich hübsch aus! Klarissa hatte ein eigenes Talent, ihre Puppe aufzuputzen. Das Kleid, das sie trug, war im Schnitt nicht ganz modern und doch auch nicht orientalisch. In weichen Falten floß es von ihrem zarten Körper nieder, als einzigen Schmuck trug sie im Gürtel einen Strauß dunkler Rosen, und ihre klassischen Züge kamen in dieser Gewandung so sehr zur Geltung, daß man sich sagen mußte: vollendet, oder wie Bodo von Welden: unglaublich hübsch!

Es war für den Unbeteiligten lustig, zu sehen, wie Alt und Jung sich um sie drängte. Meine kleine Freundin aus Mehemets Harem machte in Deutschland Furore! So sehr mich dies einesteils freute, so beschlich mich dabei doch ein leises Gefühl des Unbehagens, denn ich empfand es wie eine Kränkung für Klarissa. Vor acht Jahren hatte dieser Bodo in denselben Ausdrücken von meiner Cousine geschwärmt, heute war sie für ihn nicht mehr als die Gerante des Schlosses, denn — ein neuer Stern stand am Himmel. Und doch hatte sich das Backfischchen von damals zum herrlichsten Weib entwickelt, freilich zu einem echt deutschen Weib. Aus ihren blauen Augen blitzte keine Pikanterie, wohl aber eine Seelengröße, die auf ihre ganze Umgebung veredelnd wirkte. Wie mütterlich nahm sie sich der jüngeren Mihri an! Sie, die selbst kaum Vierundzwanzigjährige, stellte sich vollkommen in den Schatten, um ihrem Schützling Triumph zu schaffen.

Nicht weit von mir saß die Gesellschaft in zwanglosen Gruppen, ihr heiteres Lachen berührte mein Ohr. Von der Wiese her kamen die Crocketspieler gelaufen, denn eben trat der Diener aus dem Hause mit einer grün bekränzten Bowle, die er vor seine Herrin in der Laube niedersetzte. Die Gäste drängten fröhlich herzu. Klarissa hob den Deckel von dem silbernen Gefäß und schöpfte das erste Glas duftenden Trankes, das Mihri in Empfang nahm, um es auf ihr Geheiß dem ältesten Freunde des Hauses, dem General Stein, zu überreichen.

Wie das hübsch aussah, dieses buntbewegte Bild, die durcheinanderwogenden fröhlichen Gäste, und in ihrer Mitte die beiden schönen Wirtinnen, eine in leuchtendes Weiß, die andere in unscheinbares Grau gekleidet.

Ich merkte wohl, daß die offenen und versteckten Huldigungen alle nur der jüngeren Mihri galten. Da ging in meinem Herzen etwas Seltsames vor: ich empfand den lebhaften Wunsch, hinüberzueilen, mein bescheidenes Hausmütterchen in die Arme zu nehmen und ihr zu sagen: Klarissa, Du bist doch die Schönste von allen! Du warst meine erste Liebe, Du wirst meine letzte sein, denn so wie Dich habe ich kein Weib auf Erden geliebt!

Ich erschrak. Hatte ich das gedacht oder hatte ich es laut gerufen? Eine Blutwelle schoß mir nach dem Gehirn, ich wußte nicht, was ich that. Plötzlich war es, als ob eine rostige Thür sich in den Angeln drehte, es war Bodos Stimme, die mich zur Besinnung rief: „Noch eins, cher Walter, wie heißt die Göttliche?"

Die Göttliche? Welche von beiden meinte dieser Kaffer? Da fiel mir's ein. Natürlich sie, sie, von der heute alle Welt schwärmte, und ich antwortete gereizt: „Wie sie heißt? Marie Meyer!"

„Meyer?"

Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken.

Ich lachte ihm ins Gesicht. „Nun ja, eigentlich Mahallah, aber das heißt so viel wie Meyer. Meyer ist ein durchaus türkischer Name, und Mihri ist auf deutsch Marie, folglich heißt sie Marie Meyer."

Er schüttelte ungläubig das Haupt.

„Höre, Walter, es kommt mir vor, als ob Du Dich auf meine Kosten lustig machen wolltest. Das finde ich geradezu — ebbä! Ich bin älter geworden und —"

„Und gescheiter," fiel ich ihm in die Rede. „Ganz richtig, und wenn hier jemand ausgelacht werden soll, so bin ich es. Thu es, mein viellieber Bodo, schüttle ingrimmig die Schellen Deiner Narrenkappe, denn wisse, ich bin ein größerer Narr als Du!"

*

Der Abend verging in heiterster Laune, man scherzte, man machte Pfänderspiele und ich war der Lustigste von allen. Auf diese Art hoffte ich die Stimme zu übertäuben, die in meinem Innern schrie: „Aber Du liebst sie ja noch — mein Gott, was bist Du doch für ein elender Mensch!"

In dieser Stimmung kam mir die Baronin Brückner, Klarissas frühere Gesellschafterin, in den Weg. Es war merkwürdig, wie schnell sie sich in die Verhältnisse gefunden hatte. Klarissas Freundschaft und die Stellung ihres Mannes ebneten ihr natürlich alle Wege, aber sie war nicht zufrieden, die Thüren offen zu finden, sie wollte tonangebend sein, und das gelang ihr bei den jüngeren Leuten auch vorzüglich. Als ob ich sie niemals anders denn als Baronin Brückner gekannt hätte, ging sie lachend auf mich zu und schob ihren Arm vertraulich in den meinen.

„Da sind sie ja, lieber Graf, nun lasse ich Sie nicht mehr los, Sie müssen mir nolens volens ein Viertelstündchen Gesellschaft leisten.“

Damit zog sie mich mit sich fort in die Richtung der Rosenbeete.

Ich war übermütig genug, zu antworten: „Wollen Sie mir vielleicht wieder Malmaisonrosen schneiden?“

Sie schlug mit dem Fächer nach mir.

„Unartiger! Wie wäre das möglich? Vorüber ist die Rosenzeit und Lilien stehn im Felde.“

Ich lachte überlaut und küßte ihre Fingerspitzen.

„O, welch gutes Herz Sie haben, Baronin, wenn es möglich wäre, würden Sie mir also wirklich noch einmal Rosen schneiden!“

„Vielleicht. Man darf mit Ihnen nicht zu streng ins Gericht gehen. Sie dürfen sich schon etwas mehr herausnehmen als andere Sterbliche.“

„In der That? Ich wußte dies bis heute nicht. Aber da Sie es selbst sagen —“

Ich vollendete meine Rede nicht, legte aber kühn den Arm um ihre Taille.

Die Baronin war mir nie sympathisch, und jetzt im Augenblick fühlte ich etwas wie Haß gegen sie, aber vor meinen Augen wogte ein Meer, in meinen Ohren brauste der Sturm und durch den Aufruhr in meinem Innern drang es unaufhörlich wie ein Angstschrei: Klarissa! Klarissa! Ich hätte etwas thun mögen: einen Baum entwurzeln oder — das zerbrechliche Weib an meiner

Seite von mir schleudern oder es wütend an mich ziehen, um Vergessenheit zu trinken von seinen Lippen. Nichts von alledem geschah. Als die Baronin meine Berührung fühlte, schloß sie die Augen und lehnte sich an meine Schulter.

„Um Gottes willen,“ rief ich, „Sie werden doch nicht wieder in Ohnmacht fallen?“

Der offenbare Hohn in meiner Stimme schreckte sie auf. Mit leiser, bebender Stimme versetzte sie: „Und wenn ich Ihnen damals eine Komödie vorspielte, wären Sie doch gewiß der letzte, der mir dies zum Vorwurf machen dürfte. Warum glauben Sie wohl, daß ich es that?“

Ich hörte nicht auf ihre Worte, aber ich sah eine Thräne in ihren Augen blinken und fühlte die Brutalität meines Benehmens.

„Frau Baronin,“ sagte ich, „verzeihen Sie mir, Sie dürfen in der That heute nicht mit mir ins Gericht gehen. Ich bin in einer Stimmung, es hat sich etwas ereignet, etwas, das —“

Ehe ich aussprechen konnte, hörte ich das Knistern eines seidenen Kleides und gab deshalb meine Begleiterin frei. Aber so schnell ich es that, entging unsere vertrauliche Stellung doch dem Auge der Näherkommenden nicht. Es war Klarissa, die nun, schamhaft erglühend, vor uns stand. Mir schien es, als ob sie schwanke, und ich streckte schon die Hand aus, sie zu stützen, sie wies mich jedoch mit eisigem Blicke zurück.

„Unsere Gäste wollen tanzen," sagte sie, „man vermißt Dich, Walter!"

Ich bot schweigend der Baronin den Arm, sie zur Gesellschaft zu führen, aber auch diese lehnte dankend ab. Sie hatte ihren Gemahl in der Nähe erblickt und zu diesem gesellte sie sich nun, mit einem Scherzwort ihren Arm in den seinen legend, genau so, wie sie es fünf Minuten vorher bei mir gethan.

Im Gartensaal hatte sich ein Landjunker ans Piano gesetzt und die Herren und Damen eilten nun mit ungeduldigen Füßchen der „schönen blauen Donau" zu. Ich erfaßte Mihri, die just an der Thür stand, und fort ging es mit ihr im rasenden Wirbel eines Wiener Walzers vier-, fünfmal im Saal herum, bis das Mädchen blaß in meinen Armen lag, und wieder war es Klarissa, die zürnend zu mir trat.

„Willst Du sie töten? Hast Du vergessen, was der Arzt sagte?"

Ich stand beschämt. Was galt mir die Fremde in all ihrer Lieblichkeit? Betäuben wollte ich mich, sonst nichts. Meine reizende Tänzerin aber, tiefbetrübt, daß ich ihrethalben gescholten wurde, nahm das Endchen meines schwarzen Gehrocks und drückte es ehrfurchtsvoll an die Lippen.

Die Hingebung des schönen Kindes rührte mich einesteils, anderenteils genirten mich die neugierigen Blicke der Gäste, deshalb sagte ich abweisend: „Mein liebes Fräulein, wir sind nicht in der Türkei."

„Ich weiß wohl," erwiderte sie lächelnd, „in Deutschland macht man es so." Dabei beugte sie sich und küßte meine Hände.

Ich zog dieselben beschämt zurück und wie ich aufsah, traf mich ein Blick aus Klarissas Augen, so seltsam funkelnd, so fragend, — es schmerzte mich, daß ich die Antwort darauf schuldig bleiben mußte. Sollte die alte Jugendliebe in ihr doch nicht erstorben sein?

Meine Stimmung schlug plötzlich um, wie das so geht bei einer künstlich erzeugten Lustigkeit, ich wurde nachdenklich und hatte Mühe, meinen gesellschaftlichen Pflichten gerecht zu werden. Zum Glück dauerte es nicht mehr lang. Bald nachdem sich Graf Johannes zurückgezogen hatte, brach auch die Gesellschaft auf.

Es war eine wundervolle Sommernacht, kein Wölkchen am Himmel und der Mond erleuchtete die Straße taghell. Bei solchem Wetter gestaltete sich auch die Heimfahrt noch zu einem Vergnügen für unsere Gäste. Lange stand ich am Parkgitter und lauschte den lustigen Stimmen, die von weit her zu mir zurückschallten.

Im Garten war es still geworden. Ein Diener löschte die Lampions, ein anderer war beschäftigt, die Bowlengläser und Eiskübel wegzuschaffen, sonst niemand weit und breit.

Ich durchschritt die Alleen, um mein aufgeregtes Gemüt zur Ruhe zu bringen, da sah ich auf einer Bank eine zusammengekauerte Gestalt, die bei meinem Näherkommen hastig aufsprang und an mir vorüber wollte.

„Du bist es, Klarissa?“

„Ja, ich.“

„Hat Dich auch der schöne Mondschein noch herausgelockt?“

„Ja, der Mond.“

„Täuscht mich der Schimmer oder bist Du wirklich so blaß?“

„Schon möglich, solch ein Tag ermüdet.“

„Aber er ist reizend.“ Ich zog ihren Arm durch den meinen. „War es heute nicht hübsch auf Tettenborn?“

„Gewiß, gewiß!“

„Und doch willst Du es treulos verlassen. Deine ehemalige Gesellschafterin verriet mir, Du hättest die Absicht, in ein Stift zu gehen. Ist das wahr?“

„Die Baronin Brückner sagte Dir das?“ Sie lächelte ironisch.

„Ganz recht, die Baronin Brückner.“

„So wird es wohl wahr sein!“

„Wie, Du wärst im stande, Deine Verwandten zu verlassen?“

„Ich bleibe auf meinem Posten, so lange man mich braucht.“

„Das heißt?“

„So lange Graf Johannes lebt. Er braucht mich noch und — Mihri.“

„Und ich, ich brauche Dich nicht?“

„Du? Nein, Du nicht!“

Sie zog ihren Arm aus dem meinen und lief, laut

schluchzend, dem Hause zu. Was hatte das zu bedeuten? Wieder rief es in mir: Sie liebt dich doch!

Aber das Gefühl des Triumphes dauerte nicht lange. Um so schlimmer, dachte ich, die arme, süße Klarissa! Sollte auch sie leiden müssen? War es nicht genug, wenn ich, der Mann, es trug?

Ich konnte diese Nacht lange nicht einschlafen, und als ich gegen Morgen die müden Augen schloß, rief mich eine Stimme bald wieder aus dem Schlummer. Erschreckt setzte ich mich im Bette auf, mein Diener stand vor mir.

„Um Gottes willen, was gibt's? Brennt es im Schloß?"

„Nein, aber es ist ein Unglück geschehen!"

„Klarissa?"

Es versagte mir die Stimme, ich preßte den Namen in meiner Todesangst heraus, daß er klang wie der Schrei eines wilden Tieres.

„Nein, nicht die gnädigste Comtesse, der Herr Graf Erlaucht!"

Ich sprang aus dem Bett und war fast im selben Augenblick in meinen Kleidern. Der Onkel also — er verlangte nach mir.

Mit Hast durcheilte ich die Korridore und lief in sein Schlafzimmer. Den Anblick, der mir hier ward, werde ich nie vergessen. Graf Johannes lag bewußtlos auf seinem Bett, die rechte Hand hing schlaff herunter. Das Zimmer war von einer roten Ampel beleuchtet, die ihre entsetzlichen Reflexe bis auf das Gesicht des Kranken

warf und mich überall Blut sehen ließ. Ich schrie auf: „Tot?“

Vor dem Bett kniete des Grafen Kammerdiener, der sich bei meinem Eintritt eiligst erhob.

„Nein, Herr Graf, ich denke, ein Schlaganfall. Der gnädigste Herr riß fast die Klingel ab, doch als ich eintrat, lag er bewußtlos wie jetzt. Sein Herz schlägt noch, man kann es deutlich hören.“

Ich bezwang den Jammer, der mir die Brust zusammenschnürte, und gab meine Befehle: Bob sollte in die Stadt um Aerzte, die Dienerschaft sollte geweckt, das gnädige Fräulein benachrichtigt werden.

Gott, was waren das für lange bange Stunden, bis der teure Mann den ersten hörbaren Atemzug that und seine Blicke zum Zeichen des Erkennens so fest, so unheimlich fest auf mir ruhten. Ich fühlte es, er wollte sprechen und konnte nicht — es war entsetzlich! Wohin ich ging, folgten mir seine Augen und beruhigten sich erst, wenn ich still an seinem Bett saß.

Endlich die Nacht darauf löste sich der Bann. Wir waren beide ganz allein, der Kammerdiener wachte im Vorzimmer, der Arzt schlief einige Thüren weiter. Da hörte ich leise meinen Namen rufen. Ich legte mein Ohr an seinen Mund, um besser verstehen zu können.

„Walter,“ sagte er, „ich werde sterben.“

Ich nahm meine ganze Fassung zusammen.

„Nein, Onkel, das wirst Du nicht, Du wirst leben. Nur ruhig mußt Du bleiben, ganz ruhig und alle traurigen Gedanken verbannen.“

Er konnte sich nicht bewegen, aber seine Augen lächelten.

„Ich werde sterben," hub er wieder an, „wenn auch nicht heute oder morgen, so doch bald. Der heutige Schlag war nur der Vorbote des gewaltigeren, der mich von hier weg nimmt, und er ist gnädig genug, mir zu sagen: Bereite Dich für die Ewigkeit! Bestelle Dein Haus, damit der Tod Dich gerüstet finde."

Ich legte ihm die Hand auf den Mund, er aber machte Miene, mich abzuschütteln.

„Laß mich reden," sagte er, „vielleicht kann ich es nicht mehr lang. Du bist von heute an Herr auf Tettenborn und ich übergebe Dir das schöne Besitztum mit ruhigem Gewissen, denn Du liebst es, wie ich es liebte, und wie Du es verstanden hast, den wilden Trotz und das heiße Blut des Knaben zu zügeln, so wirst Du hier in meinem Geiste fortregieren, wirst Deinen Leuten ein gütiger Herr, ein Vater werden. Es hätte mir Freude gemacht, Dich noch verheiratet zu sehen, Deine Kinder zu segnen, doch es hat nicht sollen sein."

Ich küßte gerührt seine Hand.

„Du wirst gesund werden, Onkel, und wirst diese Freude erleben. Sage mir, welche von den Töchtern Deiner Bekannten wünschest Du als Herrin auf Tettenborn zu sehen?"

Er sah mir in die Augen.

„Spricht Dein Herz für keine?"

„Für keine!"

„Dann sollst Du auch keine von ihnen freien! Walter, mein lieber Sohn, gerührt durch Deinen Gehorsam, habe ich in der Stille meines Krankenzimmers gar viel über vergangene Tage nachgedacht. Ich habe meinen Stolz vor Gott gebeugt und eingesehen, daß ein so reines, edles Geschöpf wie Klarissa dem Ruhme unseres Hauses keinen Eintrag thut. Der schönste Adel bleibt doch der Adel der Seele, die Selbstachtung, und über unserem Kaiser und Herrn steht Gott der Allmächtige, der die Geistesadeligen um sich schart, und unter diesen wird Deine Cousine eine der ersten Stellen einnehmen."

Er rang nach Atem, und ich sagte mit bebender Stimme: „Soll das heißen, daß Du mir die Erlaubnis gibst, aufs neue um Klarissa zu werben?"

Er nickte.

„Thu es, mein Sohn, große Mühe wirst Du nicht haben, Klarissa wies ihre Bewerber ja doch nur ab um Deinetwillen."

Thränen stürzten aus meinen Augen und zugleich tönte etwas wie unterdrücktes Jauchzen aus meiner Kehle.

„Onkel," sagte ich, „Du bist kein Mensch, Du bist ein Heiliger. Hier schwöre ich es in Deine Hand, die Thorheiten der Jugend sollen ausgelöscht sein. Tettenborn soll in Deinem Sinne geführt werden, die Sorgen unserer Gutsleute sollen meine Sorgen sein und kein Armer soll ungehört von meiner Thür gehen. Klarissa wird einen treuen Mann an mir haben, und wenn Gott mir Kinder schenkt, will ich sie erziehen, wie Du mich

erzogen mit Deiner unendlichen Güte und doch streng im richtigen Augenblick. Onkel, Onkel, Du darfst nicht sterben, Du sollst unser Glück schauen! Ich will mich vor den Himmlischen auf die Kniee werfen und nicht aufhören, zu bitten, bis sie Dich mir wieder schenken."

„Gott ist gütig," sagte er, „und weiß, was für uns das beste ist."

Dann legte er sich auf die Seite zum Zeichen, daß er müde sei und schlafen wolle.

Am andern Tag hatte sich sein Befinden auffallend gebessert, er konnte den gelähmten Arm wieder etwas rühren und Speise zu sich nehmen. Wir atmeten auf, der Todesengel war diesmal an unserem Hause vorüber gegangen. Ein unendliches Dankgefühl erhob sich in meinem Innern gegen Gott, der mir den Teuren wieder schenkte und zugleich sein Herz zu meinen Gunsten wandelte.

Klarissa, die holde Jugendgeliebte, sollte nun doch mein werden! Womit hatte ich so viel Glück verdient? Es fiel mir zwar auf, daß sie mich in den letzten Tagen gemieden hatte, aber daran war gewiß nur die Angst um den Onkel schuld, jetzt, da die Gefahr vorüber war, nahm ich mir vor, der Geliebten sogleich alles mitzuteilen.

Der Diener war gerade nicht zugegen, so klopfte ich denn selbst an ihre Thür. Kein „Herein" antwortete, wohl aber drangen seltsame Laute an mein Ohr. Ich wartete nicht länger, sondern trat ein.

Mein Anblick wirkte erschreckend auf die beiden Damen im Zimmer. Klarissa saß am Fenster in einem

alten, hochlehnigen Stuhl, das blonde Haupt umflutet vom Abendsonnenschein, und ihr zu Füßen lag Mihri, den Kopf in ihrem Schoß versteckt. Ich merkte wohl, daß sie es war, die in einem Atem lachte und weinte; Klarissa saß ganz still und hörte zu. Sobald mich die Mädchen erblickten, sprangen beide auf.

„Erschreckt nicht,“ sagte ich, „Graf Johannes befindet sich wohl, ich glaube, wir dürfen ihn behalten.“

„Dem Himmel sei Dank!“ antwortete Klarissas Stimme.

Ich blickte auf Mihri, die keine Miene machte, uns zu verlassen, und hub dann wieder an: „Ich habe mit Dir zu reden, Cousine. Möchtest Du mich nicht in den Garten begleiten?“

Sie nahm ein Tuch und legte es um ihre Schultern.

„Gewiß, Walter, sogleich. Was Du mir auch zu sagen hast, Du sollst erfahren, daß ich Deine Freundin bin und Dir freundschaftlich raten werde.“

Ihre Stimme zitterte; ich konnte aus dem ganzen Gebaren nicht klug werden. Wir schritten neben einander hin, ohne zu sprechen. Im Garten fand mein Glück endlich Worte.

„Weißt Du noch, Klarissa, hier ritt ich Dir mein erstes Pferd vor; ich wollte es Lancaster nennen, Du wußtest einen süßeren Namen: Sweetheart. Weißt Du noch?“

Sie nickte stumm mit dem Kopf.

„Und hier sah ich Dich zum erstenmal zwischen den

Bäumen schwebend! Hier wolltest Du einem Eichkätzchen nach und getrautest Dich nicht mehr herunter! Dort lasest Du mir Heinesche Lieder vor, die Du Deinem Fräulein entwendet hattest, und da auf dieser Bank gestand ich Dir als achtzehnjähriger Jüngling meine Liebe."

Sie legte ihre Hand über die Augen und sagte leise: „Warum bist Du so grausam, die alten Erinnerungen heraufzubeschwören?"

„Weil ich Dich liebe, Klarissa, heute wie damals — nein, heute mehr wie damals!"

Sie trat einen Schritt zurück.

„Und das wagst Du mir zu sagen, jetzt — jetzt! Fühlst Du denn nicht, welchen Schimpf Du mir damit anthust?"

„Klarissa, verzeih mein ungestümes Vorgehen, Dein Zartgefühl ist beleidigt, weil ich Dir vom Krankenbette des Onkels weg von Liebe spreche."

„O, es ist nicht das. In den Tagen des Unglücks ist Liebe eine sanfte Trösterin, aber Du vergißt, daß Du kein Recht hast, so zu mir zu sprechen."

Ich zog das Mädchen an mich und jubelte: „Du irrst, Klarissa, ich habe ein Recht auf Dich, der Onkel selbst hat es mir gegeben in jener bangen Nacht, da er zu sterben wähnte. Du bist mein und nichts soll uns mehr trennen."

Sie machte sich energisch von mir los.

„Du selbst trennst Dich von mir. Hast Du nicht einer Andern Treue gelobt?"

„Ich? Ich?“

Was mochte man ihr gesagt haben? Sie konnte doch mit dieser Andern nicht die Baronin Brückner meinen? Wen also?

In diesem Augenblick zogen sie im Geist alle an mir vorüber, die lieblichen Gestalten, die mir einst hold waren. Aber wenn ich draußen in der Welt auch manche Lippe küßte und mancher von Liebe sprach, Treue hatte ich nie geschworen, das wußte ich gewiß.

„So sprich doch, wen meinst Du?“ sagte ich endlich zaghaft.

Sie sah mich vorwurfsvoll an.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Du gegen mich unwahr sein könntest. Sie ist so glücklich im Bewußtsein Deiner Liebe, den ganzen Tag spricht sie von Dir, im Traum haucht sie Deinen Namen und sie ist fest überzeugt, Du würdest sie zu Deiner Frau machen.“

„Sie? Sie? Wer denn sie?“ Ein Zornanfall packte mich, ich unterdrückte ihn. „Dürfte ich Dich jetzt endlich um einen Namen bitten, Liebe?“

„Wie Du Dich verstellen kannst! Mihri ist's!“

„Mihri?“ Grenzenloses Erstaunen bemächtigte sich meiner. Ich zog meine Cousine zur nächststehenden Bank und sagte ihr: „Laß uns ruhig miteinander reden, wie vernünftige Leute thun. Mihri gefiel mir. Wem sollte ein so schönes Mädchen nicht gefallen? Aber niemals, hörst Du, niemals schlug mein Herz ernstlich für sie, weder in Konstantinopel noch hier.“

„Aber das ist ja entsetzlich, sie glaubt so fest an Deine Liebe!“

„Das ist nicht meine Schuld.“

Klarissa schien nachzudenken.

„Nicht Deine Schuld? Spürtest Du ihr nicht im Hause des Paschas nach und sagtest ihr liebenswürdige Dinge, wo Du konntest? Warst Du es nicht, der den Onkel bestimmte, sie mit nach Deutschland zu nehmen? Benütztest Du nicht den ersten Augenblick eures Alleinseins in Dresden, um sie zu küssen?“

Klarissa bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch, als ob sie sich schäme, mir das zu sagen; ich stand vor ihr wie ein ertappter Sünder.

„Und deshalb hat Mihri die Ansicht —“

„Ja, gewiß hat sie die Ansicht; es ist doch nicht Sitte, Mädchen, die man nicht liebt, zu küssen!“

Ich hatte darüber andere Anschauungen, mit denen ich die Cousine jedoch nicht bekannt machen wollte.

„Höre mich an, Liebste,“ sagte ich. „Alles, was Du mir zum Vorwurf machst, ist wahr, ich habe ‚sie nicht nur auf die Schulter geküßt‘, sondern sogar auf den Mund. Es war von mir leichtsinnig, unüberlegt, schändlich, wenn Du willst, aber ich schwöre es Dir, ich fühlte dabei nichts, rein gar nichts.“

„Warum küßtest Du sie dann?“

„Weil sie so schön war in ihrer Begeisterung vor der Sixtinischen Madonna.“

„Vor der Madonna also? Ja, schämtet ihr euch denn gar nicht?“

Ein Zug der alten Schelmerei blitzte in ihren Augen.

Ich setzte mich zu ihr und legte ihren blonden Kopf an meine Brust.

„Nein, damals schämte ich mich nicht, ich hatte Dich zu lange nicht gesehen, Du Süße, und war verwildert. Vor Dir schäme ich mich und ich will alles thun, mein Vergehen wieder gut zu machen.“

Sie sah mich lächelnd an.

„Was seid ihr Männer doch für seltsame Geschöpfe! Daß Du mich noch lieb hast, lese ich in Deinen Augen. Du bist zurückgekommen, der alte, wilde, süße Gesell, und Deine Klarissa könnte mit des Onkels Einwilligung recht glücklich sein, wenn Du selbst nicht unser Glück zerstört hättest. Mihri liebt Dich und glaubt sich von Dir geliebt. Die Sehnsucht nach Dir hat sie in der Pension krank gemacht und nur das Bewußtsein ihres Glückes hält den schwachen Lebensfaden noch zusammen, denn sie ist krank, wenngleich sie es nicht glauben will. Sie hustet gar entsetzlich in der Nacht, und zuweilen, wenn ich, durch ihr Aufsprechen im Traum geängstigt, in ihr Schlafzimmer trete, sehe ich böse rote Flecken auf ihren Lippen und auf dem weißen Nachtkleid. Der Doktor meinte gestern, das käme von der Lunge, er habe es ja immer gesagt, sie sei zu zart für unser Klima. Ich verheimlichte es Dir, da des Onkels plötzliches Erkranken noch so schwer auf Dir lag, heute aber muß ich es Dir sagen: eine starke Aufregung könnte die Arme töten.“

„Das ist ja unendlich traurig. Du meinst also, wir sollten ihr unsere Liebe verheimlichen?“

„Wir müssen es. Des Nachbars Besitztum niederreißen, um sich mit den Trümmern selbst ein Haus zu bauen, bringt niemals Segen, sagt ein altes Sprichwort. Ein zweites warnt: Geh nicht über Gräber zum Altar. Laß uns ruhig abwarten, was Gott mit uns vorhat. Willst Du, Walter?"

„Klarissa," sagte ich, „ich will heute nicht weiter in Dich dringen, ich füge mich. Ist es mir ja doch schon ein köstliches Bewußtsein, daß Du mich noch liebst, Du Einzige!"

Sie bot mir die Stirn zum Kusse und ging an meinem Arm ins Haus zurück.

„Hast Du mit ihr gesprochen?" fragte Graf Johannes, als ich bald darauf an sein Bett trat. „Was sagte sie?"

„Sie will von Liebe und Heirat nichts wissen, solange Du nicht vollständig hergestellt bist."

Er lächelte und schlief wieder ein.

Ueber die Zeit, die nun folgt, könnte ich füglich hinweggehen. Graf Johannes erholte sich so weit, daß er das Bett verlassen konnte, aber er wurde nie mehr ganz gesund. Ich übernahm das Majorat und damit eine bedeutende Arbeitslast, denn fern von der Heimat waren mir die Geschäfte, welche ein so gewaltiger Grundbesitz mit sich bringt, ziemlich fremd geworden.

Meine Liebe trieb nur spärliche Blüten, kaum daß mir Klarissa ein halbes Lächeln, einen verstohlenen Händedruck gönnte, so ängstlich war sie bemüht, ihre Gefühle

vor der Freundin zu verbergen. Diese aber schien mit dem Instinkt der Liebenden zu ahnen, wie es um uns stand. Immer folgten uns ihre Blicke. Wenn ich mich mit der Geliebten im Garten traf, stand Mihri gewiß plötzlich zwischen uns mit ihren großen, fragenden Augen. Es war ein unerquickliches Dasein! Hundertmal beschwor ich Klarissa, ihr alles zu sagen, sie bat mich immer wieder, Geduld zu haben mit der Armen, die diese Täuschung gewiß nicht überleben würde.

So kam der Winter heran und brachte uns wieder Gäste ins Haus. Der Schloßteich von Tettenborn war ein gesuchter Eissportplatz und Klarissa eine graziöse Schlittschuhläuferin. Mihri fand großes Gefallen an dem ihr unbekannten Sport. Die Cousine wollte sie zwar ihres Hustens halber nicht teilnehmen lassen, aber jene verstand es so gut, zu schmeicheln, und wer konnte ihren schönen Augen widerstehen? Wie in allen Dingen, die sie erlernte, so übertraf sie uns auch hierin bald und flog zu unserem großen Erstaunen nach kurzer Zeit auf der Eisfläche umher wie eine Seeschwalbe.

Eines schönen Sonntags gaben wir unseren Freunden und Bekannten ein Eisfest. Das Diner im Schloß war vorüber, wir führten unsere Gäste soeben durch den Park zum Schloßteich. Ich weiß es noch wie heut — Klarissa ging an meiner Seite, die Wangen von der Winterluft lieblich gerötet, die schlanke Figur umhüllt von einem Tuchkostüm, das mit Blaufuchs ausgeschlagen war. Der blaue Pelz, der blaue Himmel und ihre

blauen Augen flossen mir in seliger Harmonie zusammen, mich packte eine unendliche Zärtlichkeit für das liebe blonde Geschöpf, und um nur etwas von ihr zu berühren, schob ich meinen Arm in den ihren. Mihri war nicht zu sehen, vermutlich ging sie mit einem braven Landjunker am Ende des Zuges. Plötzlich wie von meiner Leidenschaft sympathisch angezogen, stand sie vor uns und starrte uns ängstlich an. Klarissa wurde rot, als ob sie auf einer Sünde ertappt worden wäre, zog rasch ihren Arm aus dem meinen und legte dafür Mihris Händchen hinein.

Stelle Dir vor, bester Freund, welch lächerliche Rolle ich dabei spielte! Ich war sehr ärgerlich und nahm mir vor, der Geschichte nächstens ein Ende zu machen, indem ich den Onkel bitten wollte, unsere Verlobung öffentlich bekannt zu geben. Wenngleich ich Mihri kein Wort von Liebe sprach, so spielte ich ihr gegenüber doch eine zweideutige Rolle, und das beschämte mich. Schüchtern blickte das schöne Geschöpf zu mir auf. Wie reizend die Cousine sie wieder ausstaffirt hatte! Ein Kleid von weißem Plüsch — Weiß umrahmte ihre dunkle Schönheit aufs Vorteilhafteste — auf dem schwarzen Lockenköpfchen ein Barett von Eisvogelgefieder und in den Händen ebensolches Müffchen. Von den Bäumen regnete es feine Eisnadeln auf uns hernieder, diese funkelten in ihren schwarzen Haaren wie ebensoviele Diamanten. Gar mancher mag mich um meine schöne Begleiterin beneidet haben, dieses Bewußtsein stillte jedoch meinen Aerger nicht.

Auf dem Teich entwickelte sich bald das lustigste Treiben. In einer eigens für das Fest aufgeschlagenen Bude servirte man Thee und andere heiße Getränke, auch spielte dort eine kleine Kapelle Straußsche Weisen auf. Unsere Gesellschaft war sehr animirt. Wir fuhren bereits eine Stunde lang in Gruppen und einzeln auf dem spiegelglatten Eise, als mir plötzlich die Idee kam, eine polnische Mazurka zum besten zu geben. Die Gäste umstanden mich in weitem Bogen und beklatschten meine Pas. Da plötzlich ertönte ein Knall wie von einer Pistole, die Eisscholle, auf der ich stand, war geborsten und ich fiel bis an den Hals ins Wasser. Zugleich mit meinem Sturz erklang ein Schrei, eine weiße Gestalt flog auf mich zu, brach natürlich gleichfalls ein und machte es mir durch ihr Umklammern schwer, uns beide aus dem Wasser herauszuarbeiten. Mit Hilfe der Anwesenden gelang es indessen bald. Ich war genötigt, meine Kleider zu wechseln, und ein heftiges Niesen versprach mir den schönsten Schnupfen — das war alles. Mihri — Du hast wohl erraten, daß sie es war, die mich retten oder mit mir sterben wollte — Mihri kam schlechter weg. Sie mußte augenblicklich zu Bett gebracht werden, und durch Klarissa erfuhr ich später, es sei nach dem Arzt geschickt worden, da das Mädchen in heftigem Fieber liege.

Natürlich war es mit dem Eisvergnügen vorbei. Die Gesellschaft verließ uns mit lebhaftem Bedauern.

Was eigentlich das Unglück auf dem Teich verschuldete, ist mir heute noch ein Rätsel. So lange ich denken kann,

ist niemand weder vor noch nach diesem Tage jemals dort eingebrochen — ich bitte Dich, ein stilles Wasser, kaum einen Meter tief! Ich mußte mich also wohl mit dem billigen Spruch begnügen: „Es hat so sollen sein.“ Mit bösen Ahnungen legte ich mich nieder, um am Morgen zu erfahren, daß Mihri vom Typhus ergriffen sei und daß der Arzt an ihrem Aufkommen zweifle. Klarissa erschien weinend bei mir und bat mich, mit hinaufzukommen, da das Mädchen in seinen Delirien verzweiflungsvoll nach mir rufe. Ich wußte sogleich, daß die Arme sterben müsse, daß aber ich, daß ihre Liebe zu mir der direkte Anlaß zu ihrem Tode sein sollte, das schmerzte mich. Ich umfaßte Klarissa, lehnte meine Wang' an ihre Wang', wie Heine sagt, und unsere Thränen flossen zusammen.

Die Geliebte erging sich in Klagen um die Freundin. „Sie war mir wie ein Kind,“ sagte sie, „wie eine jüngere Schwester. Du kennst sie nicht, wie ich sie kannte — so kindlich, so vertrauend und dankbar! Welch schöne Anlagen! Welch graziöser Geist! Ach, und sie hatte Dich so lieb!“

Als wir in das Krankenzimmer kamen, richtete sich Mihri starr auf, breitete die Arme aus und rief schrill meinen Namen. Ich setzte mich an ihr Bett und streichelte ihre Hand, das machte sie ruhiger.

In derselben Nacht noch starb sie. Klarissa schickte nach mir, ich fand die Kranke bei vollem Bewußtsein. Die Fieberröte war von ihr gewichen und sie lag gleich

einem weißen Rosenblatt auf den Kissen, so blaß und zart. Nur die Augen hatten noch Leben. Sie konnte sich nicht mehr aufrichten, aber ihre Händchen machten schwache Versuche, meine Hände zu fassen, und ihre Lippen fragten leise: „Liebst Du mich?"

Hätte ich dem Mädchen, das da für mich starb, noch einen Dolchstoß versetzen sollen? Ich sah Klarissa an, die weinend zur Seite stand, und in ihren Augen die Genehmigung meiner frommen Lüge lesend, sagte ich fest: „Ja, Mihri, ich liebe Dich!"

Da entrang sich ein schwacher Freudenlaut ihrer Brust und sie bat: „Küsse mich noch einmal, wie damals — weißt Du, wie damals!"

Ich beugte mich zu ihr hinab und nahm sie in meine Arme. O, Freund, sie war federleicht, ich glaube, das seidene Hemdchen, das sie umhüllte, wog mehr als die ganze Gestalt. Dann küßte ich sie heiß und innig, ein glückseliges Lächeln verklärte ihr wunderschönes Gesicht und mit meinem Kusse verhauchte ihr letzter Seufzer. Als ich sie aus den Armen ließ, entglitt sie meinen Händen — starr — tot!

Die arme Lotosblume war verwelkt, fern von der Heimat, im rauhen Norden, gestorben vor Sehnsucht nach der Sonne.

Ich kann nicht schildern, wie mir dieser Unglücksfall zu Herzen drang. Wochenlang ging ich betäubt umher, immer noch Mihris erkaltende Lippen auf den meinen fühlend. Mich jammerte ihre Jugend und Schönheit!

Es war auch, als ob ihre Liebe noch aus dem Grabe heraus Ansprüche an mich erhebe. Ich befand mich in einer seltsamen Stimmung, kaum, daß ich es wagte, Klarissa anzusehen. Oft schalt ich mich einen Meineidigen, einen zwiefachen Lügner und setzte mich wie ein jugendlicher Träumer stundenlang auf die Moosbank vor Mihris Hügel, den Vogelstimmen lauschend, als brächten sie mir Botschaft von ihr. In solchen Stunden konnte ich mir einbilden, ich hätte sie unbewußt geliebt. Das tote Mädchen beherrschte mich mehr als das lebende; ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, vielleicht hätte ich mich eines Tages hingelegt und wäre ihr nachgestorben, wenn nicht ein zweiter, größerer Unglücksfall mich wieder zur Vernunft gebracht hätte.

Graf Johannes war eines Morgens tot im Bette gefunden worden, ein wiederholter Schlag hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt. Der teure Sarg in der Gruft zog mich von dem Hügel auf dem Dorffriedhofe ab, der Schmerz um den geliebten Mann überwog den Schmerz um das Mädchen und zahlreiche Verpflichtungen, die nun an mich herantraten, weckten mich aus meinem träumerischen Brüten. In dieser Zeit der schwersten Prüfungen war es die Jugendgeliebte, die mit ihrem gesunden, fröhlichen Herzen allgemach die Schatten aus meinem Geist verdrängte und die Lust zum Leben, zur Liebe wieder in mir wach rief. Nach Ablauf des Trauerjahres ward Klarissa mein Weib, und wahrlich, wenn sie auch von mütterlicher Seite nicht die vorgeschriebene Zahl Ahnen



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Mihri

aufzuweisen hat, es grünte noch kein edleres Reis am Stammbaume derer von Tettenborn.

Ja, mein teurer Freund, das letzte Bild im Album ist identisch mit dem ersten, die Gräfin und Klarissa — ein und dieselbe Person. Du wunderst Dich, daß Du sie nicht sogleich erkanntest? Ich finde das begreiflich, ein Mädchen von sechzehn Jahren und eine Frau von sechsunddreißig — das ist eben nicht dasselbe. Ersteres hat noch den Hauch der Unschuld, das Kinderlächeln, die Sehnsucht nach einer Welt, die es noch nicht kennt, letztere verschönt der Ausdruck befriedigter Liebe und die Verklärung der Mutterschaft. Ich gebe ja zu, daß sich die Gräfin mit den Jahren so veränderte, daß Du sie auf dem ersten Bild nicht gleich erkennen konntest, aber wenn Du genauer hinsiehst, findest Du manch anmutigen Zug des Kindes wieder, nur verschönter, gereifter! Und weißt Du, daß man eine Frau von sechsunddreißig Jahren noch lieber haben kann als ein Mädchen von sechzehn? Bei meiner Frau ist es so gekommen, meine Liebe zu ihr hat sich mit den Jahren gesteigert, und wenn das so fortgeht, werde ich den Kindern durch meine Verliebtheit noch böses Beispiel geben, denn Klarissa muß zum Küssen lieb aussehen als Großmütterchen im Matronenhäubchen.

Von dem Tage an, da sie vor dem Priester ihre Hand in die meine legte, habe ich nur Gutes und Liebes von ihr erfahren. Die Schelmin wußte aus mir herauszulocken, was sie nur wollte, sie kennt sie ganz genau, die Geschichte jener acht Jahre, die ich fern von ihr

zugebracht. Meine Freundinnen von damals wurden auch die ihren. Am meisten interessirte sie sich für Marguerite, die kleine Französin, die mir in den Tagen bitterster Not zur Seite stand. Wie viele Briefe mußte ich in ihrem Auftrage nach Paris schreiben, denn sie hatte es sich vorgenommen, dem Mädchen eine Zukunft zu gründen — vergebens.

Madame Vivieux war gestorben und ihr Nachfolger wußte nichts von Marguerite. Madame Favart aber, die Parfumeuse, bei welcher die Kleine als Verkäuferin diente, wollte, ihres verschmähten Neffen wegen, nichts von ihr wissen. Auch die Polizei gab mir ungenügende Auskunft, und so muß ich mich mit der Erinnerung an sie begnügen. Vielleicht hat sie einen braven Bürger geheiratet, vielleicht auch ist sie von Paris weggezogen, — verdorben, gestorben.

Klarissa bewunderte mit echt weiblichem Fühlen die Uneigennützigkeit dieses Mädchens, und das Gekritzel auf der Rückseite ihrer Photographie gefiel ihr so gut, daß sie es mir, umsäumt von Veilchen und Margueritchen, auf ein Schlummerkissen stickte — Du siehst es hier —: „Ma vie est dans tes doigts comme une marguerite."

Weniger erbaut war sie von meinen Beziehungen zur Fürstin Barroff. Sie ahnte wohl, daß zwischen der Liebe des armen Mädchens und jener der vornehmen Dame eine weite Kluft lag. Ueber das Schicksal der letzteren blieb ich nicht im Ungewissen. Herr von Weißenbach, der flotte Husarenrittmeister, derselbe, der als Lieutenant meine Forderung an Bodo überbrachte, machte in

Monaco ihre Bekanntschaft. Sie teilte also später die Liebhaberei des Herrn Gemahls, ihr Geld über den grünen Tisch rollen zu sehen. Auf mein Befragen erzählte mir der Rittmeister, die Fürstin lebe nicht von ihrem Manne getrennt, sondern in bester Harmonie mit ihm. Was nun letzteres anbelangt, so erlaubte ich mir darüber ein kleines malitiöses Lächeln. Der gute Weißenbach schwärmte gar zu lebhaft von der Dame; es überkam mich bei seinen Mitteilungen die beruhigende Gewißheit, daß Madame Lydia den Schmerz um mich überwunden habe. „Ist sie denn noch schön?" fragte ich den Rittmeister. Es waren seit meiner Bekanntschaft mit Lydia Barroff viele Jahre ins Land gegangen und schon damals gehörte sie nicht zu den Jüngsten. Schön? Da kam ich recht an. Zauberhaft, berückend, der gute Mensch fand keine Worte, mir ihre Schönheit zu schildern. Kopfschüttelnd ging ich meiner Wege und erinnerte mich an einen geistreichen Ausspruch, den ich einmal gehört: „Nur anständige Frauen werden alt." Ich glaube, er stammt von einem Franzosen, gleichviel — der Mann wußte, was er sprach.

Manuela Granja, jetzige Fürstin Wanningen-Achterberg, ist meiner Frau eine liebe Freundin geworden. Klarissa versäumt es nie, wenn wir nach Dresden kommen, bei Wanningens vorzusprechen, sie schwärmt für ein Plauderstündchen in Manuelas Boudoir. „Es sind doch ganz andere Menschen als wir, diese Künstlerinnen!" sagt sie zuweilen. „Es umgibt sie ein eigener, berauschender Hauch, alles ist künstlerisch in ihrem Hause, vom

Salon angefangen bis zur Kinderstube. Sieh Dir nur einmal den kleinen Egon Wanningen an! In seinen langen Locken, dem feinen Sammetwämschen und dem breiten Spitzenkragen sieht er aus wie ein Bild von Tizian!"

Ich lache dann herzlich und entgegne: „Solche Spitzenkragen kannst Du unserem Walter auch leisten, wenn es Deinem Herzen wohl thut. In welchem Zustande sie aber unser wilder Junker von seinen Waldspaziergängen mit nach Hause bringt, dieses Rätsel zu lösen überlasse ich seiner kleinen, klugen Mama."

Und damit ist die schwebende künstlerische Frage wieder für einige Zeit erledigt.

Mihris Grab versammelt allwöchentlich die ganze Familie um sich. Klarissa hat es so eingerichtet. Sie will ihre besondere Sonntagsfeier haben. Gleich nach dem Gottesdienste winkt sie ihren beiden Knaben, ich nehme der Bonne unser Jüngstes ab, die kleine, pausbackige Klarissa, und so machen wir unsere Besuche, erst in der Gruft bei Onkel Johannes, der meinen Kindern das leuchtende Vorbild eines wackeren Edelmannes ist, dann spaziert die Familie nach dem Friedhofe zur schönen Fremden, die bei uns nicht heimisch werden konnte. „Mihri" steht in goldenen Lettern auf dem Marmorstein, der ihren Hügel deckt, eine Trauerweide überragt ihn und weiße Schlingrosen, die sich daran emporranken, werfen im Sommer duftende Blätter darüber hin. Für meine Kinder hat dieser Ort des Todes keine Schauer, denn

sobald einer der Knaben fragt: „Wer war Mihri?" antwortet ihm die Mutter: „Ein Engel."

Hier schließen meine Erinnerungen ab, — wir sind in der Gegenwart angelangt. Frohen Blickes schaue ich in die Zukunft! Mein Weib im Arm, die spielenden Kinder zu meinen Füßen, sage ich mir täglich: „Du bist ein glücklicher Mann!" Odysseus hat seine Irrfahrten vollendet, er ist im Hafen der Ruhe angekommen, und wenn er sich auch nicht immer mit Stricken an das Schiff binden ließ, um den Lockungen der Sirenen zu entgehen, so war ihm der Himmel doch gnädig gesinnt, denn er gab ihm ein kluges Weib und mit ihm sicher den größten Schatz auf Erden.

Waldidyll.

Roman von

Robert Byr.

Preis geheftet *M.* 3. —; fein gebunden *M.* 4. —

Wie wenige Romanschriftsteller versteht es der Verfasser, seinen Werken ein trefflich durchgeführtes Lokalkolorit zu verleihen. So atmet denn auch dieses Werk in der That den vollen würzigen Hauch der Waldluft. Ein frischer, kräftiger, naturwüchsiger Zug geht durch das Ganze, der selbst in die adeligen Salons hereinweht und ihnen etwas von seiner kecken Ursprünglichkeit mitteilt. Eine unmittelbarste Verkörperung findet dieser Zug in der Figur des trotzigen Oberförsters Steinhaus, der freiwillig auf das ihm zukommende Adelsprädikat verzichtet aus Gründen, die von Anfang an in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt erscheinen, die uns aber nach Klärung desselben den Mann in doppelt achtunggebietendem Lichte zeigen.

In ferner Inselwelt.

Roman von

Christian Benkard.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 5. —; fein gebunden *M.* 6. —

Der Inhalt des Buches versetzt den Leser an die korallenumsäumten Gestade der Südseeinseln, deren wunderbare Naturschönheiten nach Gerstäcker von keinem Deutschen in gleich hinreißender Weise geschildert wurden. Dort, wo die Tüchtigkeit des Hamburger Kaufmannsstandes dem deutschen Namen schon vor Jahrzehnten einen guten Klang verschafft, arbeitet der Held des Romans mutig und ausdauernd für die Realisirung der deutschen Kolonialbestrebungen und erreicht, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz und selbst durch das tragische Geschick der von ihm geliebten tahitischen Königstochter Tanganea nicht aus seiner Bahn gedrängt, sein Ziel: die Errichtung eines deutschen Protektorats auf den westlichen Südseeinseln.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Adjaren.

Roman von

A. G. von Suttner.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Die östlichen Länder treten heute so sehr auf den Plan der Weltgeschichte, daß alles, was mit denselben in Verbindung steht, notwendig das Interesse Europas in Anspruch nehmen muß. Batum, der östlichste unter den bedeutsamen kleinasiatischen Hafenplätzen am schwarzen Meer, und seine Umgebungen bilden den Schauplatz dieses neuesten Romans des schon durch viele kaukasische Novellen und durch den jüngst im gleichen Verlage erschienenen Roman: „Der Battono“ bekannten und beliebten Verfassers. Dieses Werk versetzt uns nun mitten in die Mißwirtschaft hinein, die zu der in Rede stehenden Zeit — Ende der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts — jene Gebiete beherrschte und interessirt uns besonders durch die handelnden Personen, die sich innerlich gegen die Falschheit, Willkür und Brutalität empören, mit der dort geschaltet und gewaltet wird, aber zunächst machtlos gegen sie sind und selbst schwer unter ihr zu leiden haben. Es entspinnen sich Kämpfe, die uns für die ferneren Geschicke dieser uns rasch liebgewordenen Menschen zittern lassen, und eben die teils versteckten, teils offenen Fehden, die dabei mit List und Gewalt ausgefochten werden, bilden den Hauptinhalt des Buches. Die Zustände unter der türkischen Paschawirtschaft sind mit voller Sachkenntnis geschildert, Land und Leute werden uns in naturgetreuer Wiedergabe dargestellt — der Roman gewährt somit nicht allein die angenehmste Unterhaltung, sondern auch willkommene Belehrung. Die maßgebendste Anerkennung wurde dem Autor aber durch Briefe aus dem Kaukasus selbst zu teil, darunter auch eine Einladung, die „die dortigen Zustände so trefflich beleuchtende Erzählung“ in die Landessprache, ins Georgische, zu übersetzen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.